Digitized by Google

o 10.920.
T. Teile in 4 Bde.
3.50 M.
Kirchhoff.
Wolfgandt p. Schneider.
556
LL. 3391. aue
ai. no 649
c. 701.

BCU - Lausanne
*109437302
Digitized by Google

A Berne

Cette collection, publiée de 1762-64 se compose de 7 parties;
les 2 premières contient une traduction des Anecdotes littéraires (de
l'abbé Raynal).

Les parties 3-6 sont une trad. des Querelles littéraires (de
l'abbé Augustin Simon Irailh).

La 7e partie a été réunie, avec l'aide de plus. collabora
par Johan Adam Hiller, musicien, né le 28 déc. 17
à Wendisch-Ossig, dans la Lusace supérieure et
mort à en 1804, le 16 juin.
cf. sur lui: Meusel Gelehrtes Teutschland.
III p. 328 sqq: IX p. 592. - XI p. 356.
Otto Lexicon der Oberlausitz. Schriftsteller.
Bd. II Abtheil. 1. p. 121-128.

Hiller a encore publié, entre autres, (anonyme) Anekdoten zu
Lebensgeschichte grosser Regenten und berühmt
Staatsmänner. Theil I-VIII. Leipzig, 1766-72.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Anecdoten
zur
Lebensgeschichte
berühmter
französischer, deutscher, italienischer, holländischer und anderer
Gelehrten,

LL649
1

Erster Theil.

Leipzig,
in Lankischens Buchhandlung,
1762.

Digitized by Google

J. Rosenbaum
1834

C033608444 don 51417

Digitized by Google

Vorrede
des Herausgebers.

Der Geschmack am Sonderbaren; das Verlangen, berühmte Leute entweder auf ihrer glänzenden, oder auf ihrer schwachen Seite kennen zu lernen; das Vergnügen, ihre großen Handlungen entweder zu bewundern, oder über ihre Thorheiten zu lachen, hat einem guten Theile von Büchern ihr Daseyn gegeben. Man wird hieher die meisten so genannten Bü-

cher in ana, die gröſtentheils auf franzöſiſchem Grund und Boden gewachſen ſind, rechnen können. Die Deutſchen haben ebenfalls, bald in deutſcher, bald in lateiniſcher Sprache, bald in Journalen oder gröſsern Werken, bald aber auch nur in akademiſchen Diſſertationen ihre Beleſenheit und ihre Kenntniß in der gelehrten Geſchichte gezeigt. Es iſt auch gar nicht zu läugnen, daß dergleichen Sammlungen von ſonderbaren Begebenheiten oder Einfällen berühmter Leute, eben ſo nützlich, als angenehm ſind. Man lieſt ſie mit eben dem Vergnügen, mit welchem man einen Roman, oder eine Comödie lieſt: man lacht, man bewundert, man gähnt, man ſchläft ein, man erwacht, man lacht wieder; juſt als wenn man Comödien oder Romane lieſt. Ihr Nutzen iſt wenigſtens eben ſo groß, wo nicht noch gröſſer: ſie geben Gelegenheit zu einer angenehmen Unterhaltung in Geſellſchaft, ſo

bald

bald die Calendermaterien oder die Zeitungsextracte erschöpft sind, und mancher Witzling kann hier einen guten Vorrath von bons mots einsammlen, mit welchen er, wenn er anders ein guter Wirth ist, lange in Gesellschaften haushalten kann, ohne daß er seinen eigenen Witz in unnöthige Unkosten setzen darf. Ein anderer Leser, der ein Buch nur liest, um etwas zu seiner Besserung daraus zu nehmen, wird hier manches angemerkt finden, was ihm an andern bald gefällt, bald mißfällt; er wird also immer etwas haben, was er entweder nachzuahmen, oder zu vermeiden suchen wird. Zu geschweigen, daß auch kurze und zerstreuete Anmerkungen, aus der Lebensgeschichte berühmter Männer, allezeit brauchbarer und zureichender sind, uns einen vollständigen Begriff von ihrem Character zu machen; mehr, als jene langen und trockenen Lebensbeschreibungen, in denen alle Data

auf die Minute ausgerechnet, alle Pathen, Lehrmeister und Professoren, die dem jungen Knaben Unterricht gaben, mit Namen genannt, alle Titel und Würden der Länge nach erzählt, die Genealogien, wovon der Stammvater öfters

Aut pastor fuit, aut illud quod dicere nolo,

richtig entworfen, und mit der Abstammung der herzvielgeliebten Gemahlinn, vermehrt sind. Nach meinem Bedünken ist an einer ausführlichen Lebensgeschichte dieses oder jenes gelehrten Mannes, sehr wenig gelegen; sein Character aber, und die wahre Gestalt seiner Gelehrsamkeit, verdienen weit mehr unsere Aufmerksamkeit, weil man aus diesen beyden Stücken am besten abnehmen kann, wie viel Vertrauen man zu seinen Werken haben könne; und uns davon zu unterrichten, sind einige besondere Anmerkungen, die man Anecdoten nennt, sehr oft hinreichend.

Diese

Diese nur machen die Lebensgeschichte eines Mannes merkwürdig und interessant, oder sie sind vielmehr das merkwürdigste und interessanteste in dem Leben eines berühmten Mannes. Es verdienen daher solche Bücher, in welchem allerhand, den Character und die Gelehrsamkeit eines Mannes betreffende Anmerkungen, gesammelt sind, so wenig Zusammenhang sie auch unter einander haben, den Beyfall sehr wohl, den sie meistentheils erhalten haben.

Ich muß nun wohl von gegenwärtiger Sammlung ein paar Worte sagen. Nachdem ich in verschiedenen Werken mir allerhand sonderbare Dinge von berühmten Gelehrten angemerkt hatte, so fielen mir des Herrn Abts Raynal Anecdotes literaires, die 1750 in zween, und 1752 in drey Bändchen heraus gekommen sind, in die Hände. Diese Anecdoten sind mit so

viel Beyfall aufgenommen worden, und selbst der berühmte Herr Formey preißt sie, an zween verschiedenen Orten, als ein angenehmes und interessantes Buch an, daß ich leicht zu bereden war, als ein Mann von Geschmack mir die Uebersetzung derselben anrieth. Mein darzu hin und wieder gesammelter Vorrath, ob er gleich mehr deutsche und holländische Gelehrte betrifft, schickte sich recht gut darzu; wenigstens sehe ich mich in den Stand gesetzt, die Anecdoten des Abts Raynal noch mit einen oder ein paar Theilen zu vermehren. Ich habe dem berühmten französischen Sammler den Vortritt gelassen, und mit der Uebersetzung seiner Anecdoten den Anfang gemacht. Vielleicht werden die Leser hin und wieder Kleinigkeiten angemerkt finden, die ihnen nicht sehr merkwürdig vorkommen. Was hätte ich thun sollen? hätte ich sie weglassen sollen? Ausserdem aber, daß ich Bedenken trug, ein

Buch

Buch zu verstümmeln, das im Originale ganz war gelesen worden, so konnte ich auch mit Recht glauben, daß eine Anmerkung, an welcher diesem Leser nichts gelegen ist, doch jenem nicht ganz unangenehm seyn dürfte. Der französische Sammler macht sich in der kurzen Vorrede, die er dem Werke vorgesetzt hat, selbst den Einwurf, wenn er sagt: „Man wird „nicht alle Anecdoten, die in diesem Werke „enthalten sind, gleich angenehm finden; „unterdessen ist doch keine, die nicht etwas „angenehmes haben sollte.„ Anstatt also wegzulassen, habe ich lieber hin und wieder selbst noch einige hinzu gethan, und sie mit einem * bemerkt. Die eingestreuten Anmerkungen hielt ich für einige deutsche Leser für unentbehrlich, und dieses bewog mich, sie hinzu zu setzen. Wegen der etwan mit unterlaufenden Fehler, wenn es zumal auf gewisse französische Gewohnheiten, oder öffentliche Einrichtungen ankommt,

kommt, von denen ein Deutscher immer nur mittelmäßig unterrichtet ist, könnte ich zwar um Vergebung bitten; aber man trifft es bey gewissen Lesern eben so übel, wenn man gleich anfänglich Fehler einräumt, als wenn man hartnäckig sich für unfehlbar ausgiebt. Ich überlasse mich also meinem Schicksal, und von diesem wird es abhängen, ob ich künftig den dritten und vierten Theil von selbst gesammelten Anecdoten der Welt vorlegen soll. Gegenwärtige zween Theile enthalten die drey französischen Theile in sich. Ich habe nemlich die erste Helfte des zweeten Theils mit zu dem ersten genommen, um den deutschen Bänden eine etwas ansehnlichere Gestalt zu geben.

Anecdoten
von berühmten Gelehrten.

Willhelm Budäus,
geb. zu Paris im J. 1467. geſt. im J. 1540.

I.

Budäus ſchickte ſich in ſeiner Jugend zum Studiren gar nicht, a) und machte den Anfang damit ziemlich ſpät. Er iſt unterdeſſen der erſte geweſen, der unter Franciſcus I. zur Erneuerung der Wiſſenſchaften in Frankreich das meiſte beygetragen hat; und auf ſeine Vorſtellungen geſchahe es, daß dieſer große Prinz das königliche Collegium ſtiftete.

a) Er gieng lieber der Jagd und andern Lustbarkeiten nach. Als aber der Trieb zum Studiren erwachte, war er so fleißig, daß er so gar an seinem Hochzeittage etliche Stunden studirt haben soll.

II.

Die Frau des Budäus war eine getreue Gehülfinn seines Fleißes; sie holte ihm die benöthigten Bücher herbey, und schlug ihm die Stellen, die er verlangte, selbst nach. Er stellt sich in einem seiner Briefe als einen Mann vor, der zwey Weiber hat, von denen die eine ihm Söhne und Töchter, die andere aber Bücher zur Welt bringt. Er verstand unter der letztern die Philologie, die aber in den ersten zwölf Jahren nicht so fruchtbar war, als sein Ehestand. Vermuthlich hatte er mehr mit dem Leibe, als mit der Seele gearbeitet; aber er hoffte, daß er einmal mehr Bücher als Kinder hervorbringen würde.

III.

Es kam einmal unversehens Feuer in seinem Hause aus, und der Bediente lief in vollem Schrecken zu ihm in die Studirstube, um es ihm zu melden; aber Budäus gab ganz kaltsinnig zur Antwort: Geht und sagts meiner Frau; ihr wißt doch, daß ich mich um die Wirthschaft nicht bekümmere.

IV. *

Budäus, Erasmus und Vives standen ihrer Gelehrsamkeit wegen in so großem Ruf, daß man sie insgemein Triumviros Reipubl. literariae nannte.

Clemens

Clemens Marot.

geb. zu Cahors 1495. geſt. 1544.

I.

Es iſt gewiß, daß Marot aus Genf vertrieben ward; die Urſache aber iſt unbekannt. Victor Cayet giebt vor, daß er mit der Frau ſeines Wirths Ehebruch getrieben habe; und da dieſes Verbrechen zu Genf mit dem Tode beſtraft wird, ſo würde er ohnfehlbar seyn gehenkt worden, wenn nicht Calvinus es durch ſein Anſehen ſo weit gebracht hätte, daß dieſe Strafe in Staubbeſen und Landesverweiſung wäre verwandelt worden. Aber dieſe Erzählung ſcheint einer Erdichtung ähnlich; denn wie hätte es Marot wagen können, ſich nachhero vor denen ſehen zu laſſen, die für den König in Frankreich in Piemont commandirten. Die Sache iſt gar nicht wahrſcheinlich, denn er ſchlug ſeine Wohnung zu Turin auf, wo er in Armuth gelebt und geſtorben iſt. Obgleich Marot Kammerdiener des Königs war, ſo befand er ſich doch in der äuſerſten Dürftigkeit, und um von Franciſcus I. einen Gnadengehalt zu bekommen, überreichte er dem Könige das bekannte Sinngedicht:

Plaiſe au Roi me donner cent livres
Pour acherer livres & vivres:
De livres je me paſſerois;
Mais de vivres je ne ſaurois.

„Möchte es doch dem Könige gefallen mir „hundert Livres zu schenken, daß ich mir Bü„cher und Brodt kaufen könnte: Ohne Bücher „wollte ich zwar leben; aber ohne Brodt ist „mirs nicht möglich.„

II.

Als sich Marot mit einer seiner Maitressen gezankt hatte, gab sie ihn bey dem D. Bouchard, der Inquisitor war, an, als einen Menschen, der die von der Kirche vorgeschriebenen Fasten nicht beobachtete, und dessen Glaube dadurch verdächtig würde. Der Inquisitor ließ ihn hierauf ins Gefängniß führen, aus welchem ihm zwar seine Freunde heraus halfen, aber seine Feinde auch wieder hinein brachten; er kam hernach wieder los und begab sich nach Genf.

III.

Charleval hatte in seinen Marot, als er ihn einer Dame schickte, die ihn darum gebeten hatte, folgendes Epigramma geschrieben:

Les œuvres de Maitre Clément
Ne sont point gibier à dévote;
Je vous les prête seulement,
Gardez bien qu' on vous les ôte:
Si quelqu' un vous les escamotte,
Je le donne au Diable Astarot;
Chacun est fou de sa marotte;
Moi je le suis de mon Marot.

„Die

„Die Werke des Meister Clemens sind kein „Leckerbissen für die Betschwestern; ich leihe „sie Ihnen nur; nehmen Sie sich in Acht, „daß sie Ihnen nicht gestohlen werden. Wenn „einer sie Ihnen stiehlt, soll ihn der T . . ho„len. Jeder Narr liebt seine Kappe, und ich „meinen Marot.

IV.

Der Herr Brossette, der durch seinen Commentarium über den Despreaux bekannt ist, schrieb an Rousseau: Ich kenne nach dem Marot nur drey Personen in Frankreich die in den Sinngedichten glücklich gewesen sind; diese drey sind Despreaux, Racine und Sie. Nur ist es Schade, daß Despreaux deren zu viel, und Racine zu wenig gemacht hat, und daß Sie nicht mehrere machen.

Peter Duchatel (Castellanus.)

geb. zu Langres, gest. 1552.

I.

Als Franciscus I. einige von den Reden des Duchatel gehört hatte, die ihm gefielen, und wissen wollte, ob er ein Edelmann sey, so antwortete ihm Duchatel: **Ich weiß nicht gewiß von welchem unter den dreyen, die in der Arche Noä waren, ich eigentlich abstamme.**

II.

So eifrig auch Duchatel in der catholischen Religion war, so gerieth er doch in den Verdacht der Ketzerey. Er hatte in der Leichenrede auf Franz den I. gesagt, daß er glaube, die Seele dieses großen Prinzen sey gerades Weges in den Himmel eingegangen. Die Sorbonne, die des Fegfeuers wegen in Sorgen gerieth, schickte Deputirte nach Hofe; sie fielen, wie Thuanus berichtet, einem Prior in die Hände, der sich nur über sie lustig machte, und zu ihnen sagte: Ich kenne die Art des verstorbenen Königs; er blieb immer nicht lange an einer Stelle; und wenn er ja den Weg durch das Fegefeuer genommen hat, so ist es nur geschehen um den Wein daselbst zu kosten.

III.

Franciscus I. sagte, daß unter den vielen gelehrten Männern, mit denen er sich unterredet habe, nur der einzige Duchatel im Stande gewesen sey, immer etwas neues zu sagen. Alle andern hatten sich bald erschöpft, und mußten entweder wieder von forne anfangen oder schweigen . . . Ein berühmter Schriftsteller sagt: Ich habe einen Historiographum von Frankreich gesehen, der gerade zu gestehen mußte, daß er nicht wisse, in welchem Jahrhundert Philipp der Schöne gelebt habe . . . Als der Marschall von Crequi im Jahr 1672 in Ungnade fiel, und sich auf eines seiner Landgüter begab, verlangte er den

gelehrteſten Mann aus der Gegend zu ſprechen; man brachte den Prior aus dem Kloſter zu ihm, der in der That viel Dinge wußte. Kaum waren vierzehn Tage vorbey, als er ſagte, daß man einen von den unwiſſendſten Menſchen zu ihm gebracht habe . . . Der Präſident von Meſmes war gelehrt, und im Umgange mit Gelehrten ſo geſprächig, daß man von ihm ſagte, daß nach verfloſſenen acht Tagen kein Doctor ihm nichts mehr zu antworten wüßte.

IV.

Die Feinde des Duchatel wollten zu ſeinem Nachtheil einen gewiſſen Gelehrten aus der Normandie, Namens Bigot, an den Hof bringen. Franz I. fragte den Duchatel, was dieſer Bigot für ein Mann wäre. Duchatel antwortete, daß es ein Philoſoph ſey, der den Lehrſätzen des Ariſtoteles anhienge. Ey! welches ſind denn die Lehrſätze des Ariſtoteles? fragte der König weiter. Sire, erwiederte Duchatel, Ariſtoteles ſagt z. E. daß die Republic einem monarchiſchen Staate vorzuziehen ſey. Dieſes machte einen ſolchen Eindruck auf den König, daß er gar nichts mehr vom Bigot hören wollte.

Franz Rabelais,

geb. in Touraine, um das J. 1483, gest. 1553.

I.

Man liest in dem Buche Moyen de parvenir, daß als der Cardinal Belay, dessen Arzt Rabelais war, an einem hypochondrischen Zufalle krank lag, die gelehrte Berathschlagung der Aerzte dahin ausfiel, daß man Sr. Eminenz ein öffnendes Decoct zubereiten müsse. Rabelais ließ diese gelehrten Herren schwatzen, ließ ein Feuer mitten auf den Hof machen, einen Dreyfuß darüber und einen großen Kessel voll Wasser darauf setzen; hernach warf er alle Schlüssel, die er finden konnte, hinein, trat als ein Koch in einem kurzen Wammes hinzu, und rührte diese Schlüssel mit einem Stocke untereinander, um sie ins Kochen zu bringen. Die Herren Aerzte kamen unterdessen, und da sie ihn um die Ursache fragten, sagte er zu ihnen: Meine Herren, ich folge ihrer Ordre, und ich weiß nichts, was besser zum öffnen sey, als die Schlüssel; wenn sie damit noch nicht zufrieden sind, so will ich aus dem Zeughause noch ein paar Kanonen darzu holen, um alles zum Eröffnen beysammen zu haben.

II.

Als der Cardinal Belay einen gelehrten Mann bey der Tafel behalten sollte, fragte er: Hat der

Mann

Mann auch das Buch gelesen, wodurch er den Pantagruel des Rabelais verstand. Nein, antwortete man ihm. Man lasse ihn also mit meinen Leuten speisen.

III.

Wenn Rabelais von den Gesetzen, und den Auslegungen und Anmerkungen der Rechtsgelehrten über dasselbe sprach, sagte er: Es ist ein Kleid von goldenen Zeuge, das mit Koth gestickt ist. Diese Beschreibung kann man auch sehr gut auf das Werk dieses Dichters selbst anwenden.

IV.

Der Kanzler Duprat, hatte durch einen Parlamentsschluß die Privilegien der medicinischen Facultät zu Montpellier aufheben lassen, und Rabelais brachte es so weit, daß sie ihr wieder gegeben wurden. Das ist die Ursache, wie man sagt, daß diejenigen, die auf dieser Universität zu Doctoren gemacht werden, den Rock des Rabelais, der daselbst in großen Ehren gehalten wird, tragen müssen. Der Streich dessen er sich bediente, um Audienz bey dem Kanzler zu haben, ist sehr sonderbar, wenn er wahr ist; er wandte sich an den Thürsteher dieses Herrn, und redete ihn lateinisch an; dieser, der davon nichts verstand, ließ einen andern rufen, der lateinisch konnte, mit diesem sprach Rabelais griechisch; als nun einer kam, der griechisch verstand, so fieng Rabelais an hebräisch zu reden; und man sagt, daß er noch viel andere Sprachen geredet habe. Man sollte

aber die arabische Sprache nicht darzu nehmen, indem Rabelais von dieser nichts verstand. Die Geschicklichkeit des Rabelais ward von den Umstehenden so bewundert, daß man es unverzüglich dem Kanzler meldete, der mit der Rede, die er an ihn hielt, und mit der Wissenschaft die er an ihm bemerkte, so zufrieden war, daß er, in Betrachtung seiner, alle aufgehobenen Privilegien der Universität zu Montpellier wieder erneuerte.

V.

Als Rabelais mit dem Kardinal du Belay sich zu Rom befand, sprach er so frey von verschiedenen kützlichen Dingen, daß er in einer sehr armseligen Verfassung sich nach Frankreich retiriren mußte. Zu Lyon hatte er einen Einfall, der einem ieden andern weniger ansehnlichen Manne gefährlich gewesen seyn würde. Er ließ sich in einem Gasthofe eine gute Mahlzeit und ein gutes Bette zurecht machen, und versprach alles nach der Mahlzeit richtig zu bezahlen, ob er gleich schlecht gekleidet und zu Fuß gereiset wäre. Er füllte zugleich einige Säckchen mit Asche, und ließ einen Knaben, der schreiben konnte, rufen; dieser mußte ihm Zettel schneiden, und auf seinen, Gift für den König, auf den andern, Gift für die Königinn, schreiben. Diese Zettelchen band er hernach an die Säckchen, und warnete dabey den Knaben, daß er es ja weder seinen Aeltern noch sonst jemand sagen sollte, weil es ihnen sonst allen beyden das Leben kosten würde.

Dem

Dem Knaben lag nichts mehr am Herzen, wie es Rabelais voraus gesehen hatte, als sein Geheimniß bald los zu werden; seine Mutter läuft sogleich voll Entsetzen zur Obrigkeit, und Rabelais wird mit seinen Säcken in Verhafft genommen. Rabelais bat, daß man ihn nur nach Hofe bringen möchte, wo er verschiedene Geheimnisse offenbaren wolle. Man ließ es sich gefallen, und damit ihm sein Verbrechen nicht den Muth oder gar das Leben rauben möchte, verpflegte man ihn unterwegens recht wohl, und ließ ihn auf einem vortrefflichen Pferde reiten. Als Rabelais an den Hof kam, erzählte er seine Begebenheit, und der Ausgang davon war, daß der ganze Hof darüber lachte.

VI.

Man hat dem Rabelais mancherley Vorwürfe gemacht, unterdessen war seine Lebensart doch ziemlich unschuldig, und sein Tod so gar erbaulich. Die lächerlichen Umstände demnach, die man von seinem Tode erzählt, gehören unter die Fabeln. Z. E. daß er einen Domino in seinen letzten Augenblicken habe anziehen wollen, weil es in der Schrift heißt: Beati, qui in Domino moriuntur; daß er dem Pagen des Kardinals du Bellay, der sich nach seinem Befinden erkundigen sollte, geantwortet habe: Sage Sr. Eminenz, in welchem Zustande du mich gefunden habest; ich bin im Begriff ein großes Vielleicht zu suchen; er sitzt im Neste, a) sage ihm: daß er darinne bleiben soll;

du vor deine Person wirst immer nur ein Narr seyn. Ziehet den Vorhang zu, die Comödie ist aus. Eben so muß man auch von seinem Testamente urtheilen: Ich hinterlasse keine Baarschaft; ich bin viel schuldig; das übrige vermache ich den Armen. Diese und verschiedene andere Dinge sind erst lange nach seinem Tode, von Leuten, die ihn nur nach den gemeinen Vorurtheilen kannten, erdacht worden.

a) il est au nid de la pie, dis lui, qu'il s'y tienne; diese Worte sind sehr zweydeutig. Wenn das il auf das Vielleicht gehet, so sagen sie etwas ganz anderes, als wenn man es auf den Cardinal bezieht, wie ich gethan habe. Etre au nid de la pie heißt so viel als im Glück sitzen; wem aber diese Erklärung nicht gefällt, der übersetze es, so wie es andere vor mir gegeben haben: Es ist im Elsterneste befindlich, sage ihm, daß er sich daran halten soll. Es wäre eine Freude, wenn zu unsern streitbaren Zeiten ein paar Kunstrichter einander in die Haare geriethen, um deutlich zu machen, was ein Narr undeutlich gesagt hat.

VII.

Es machten verschiedene witzige Köpfe seiner Zeit Grabschriften auf ihn; unter welchen eine vom Baif am meisten geschätzt ward.

Pluton, Prince du noir Empire,
Où les tiens ne rient jamais,
Reçois aujourd'hui Rabelais,
Et vous aurez tous de quoi rire.

„Pluto,

„Pluto, Fürst des schwarzen Reichs der „Hölle, dessen Bewohner niemals lachen, „nimm heut den Rabelais auf, der euch allen „genug zu lachen machen wird.„

VIII.

Bayle führt in seinem critischen Wörterbuche ein Urtheil an, welches Girac von demselben gefällt hat: Rabelais gab zu seiner Zeit einen vortrefflichen Hofnarren ab, anitzt aber macht er wenig Leute mehr zu lachen.

Carl Dumoulin, (Molinäus)

geb. zu Paris 1500. gest. 1566.

I.

Der Fleiß des Dumoulin a) war so groß, daß er alle Augenblicke, die er auf die Verpflegung des Körpers wenden mußte, für verlohren hielt. Es war damals die Gewohnheit den Bart zu tragen; aber Dumoulin ließ ihn abscheeren, weil er glaubte, daß ihm dieses weniger Zeit hinweg nähme, als wenn er ihn alle Tage auskämmen müßte; alle Vorstellungen die ihm seine Freunde dargegen machten, waren vergebens.

Als einsmal Christoph Thuanus, der damals Präsident des Parlaments war, sich einiger harten Ausdrücke gegen den Dumoulin bedient hatte, beschwerten sich die sämmtlichen Advocaten durch

ihren

ihren Dechant Franz de la Porte gegen ihn darüber, daß er einen ihrer Collegen, **der gelehrter wäre, als er es nimmermehr seyn werde**, beleidiget habe. Thuanus ward über diese Vorstellung keinesweges böse, sondern sagte bey der nächsten Sitzung des Parlaments, daß die harten Worte, deren er sich gegen Dumoulin bedient habe, ihm in der Hitze entfahren wären.

a) Dieser Dumoulin war ein Rechtsgelehrter; man muß ihn also nicht mit Peter Dumoulin, einem reformirten Gottesgelehrten, der im J. 1658 zu Sedan gestorben ist, vermengen.

II.

Dumoulin hatte eine so hohe Einbildung von sich selbst, daß er seine Urtheile immer mit diesen Worten anfieng: **Ich, der ich niemanden weiche, dem niemand nichts lernen kann.**

III.

Im J. 1552 verfertigte er seinen Commentarium ad edictum Henrici II. contra parvas datas & abusus curiae romanae. Als dieses Buch durch den damaligen Marschall und nachherigen Constabel von Frankreich, Anna von Montmorenci, dem Könige überreicht ward, sprach er darbey: Sire, Eu. Majestät haben mit dreyssig tausend Mann nicht vermocht, den Pabst zu zwingen, daß er um Frieden bäte, und dieser kleine Mensch hat es mit einem kleinen Buche dahin gebracht.

Peter

Peter Ramus,

geb. in der Piccardie 1515 geſt. 1573.

I.

Der Satz den Ramus vertheidigte, um die Magiſterwürde zu erhalten, war vielen Leuten anſtößig; er behauptete nemlich, **daß alles was Ariſtoteles gelehret habe, falſch ſey.** Das Glück, womit er dieſen Satz vertheidigte, machte ihn kühn, und brachte ihn auf die Gedanken, die Philoſophie des Ariſtoteles genauer zu unterſuchen, und noch heftiger zu beſtreiten. Die beyden erſten Bücher, die er deßwegen ſchrieb, verurſachten bey der Univerſität zu Paris große Bewegungen, und Ramus ward vor den Criminalrichter gefodert, als ein Menſch, der die Religion und die Wiſſenſchaften zugleich untergrübe. Franz I. mußte ſich ſelbſt darein mengen. Nachdem man die Lehrſätze des Ramus ſehr partheyiſch unterſucht hatte, wurden ſeine Bücher im ganzen Reiche unterſagt, und ihm die Philoſophie ferner zu lehren gänzlich verboten. Der ſtolzeſte Prinz kann nicht ſo viel Lärm machen wenn er eine Stadt erobert, oder eine Schlacht gewonnen hat, als die Feinde des Ramus machten. Sie ſtellten ſogar Komödien vor, wo derſelbe unter beſtändigem Frohlocken und Händeklatſchen der Peripathetiker auf tauſenderley Art beſchimpft und herunter gemacht ward.

II.

Ramus war kaum zu einem öffentlichen Lehrer an der Universität berufen worden, als er an einer sonderbaren Sache Antheil hatte: Die königlichen Professores hatten um das J. 1550 angefangen einige Mißbräuche, die sich in die Aussprache der lateinischen Sprache eingeschlichen hatten, abzuschaffen. Ein Theil der Geistlichkeit folgte dieser Verbesserung, obgleich die Sorbonnisten damit nicht zufrieden waren, und so gar einem seine Einkünfte genommen hatten, weil er quisquis und quanquam nach der neuen verbesserten Art, und nicht wie bisher kiskis, kankam gelesen hatte. Da diese Sache ans Parlament gelangte, und die Professores des königl. Collegii, besonders Ramus, glaubten, daß der Angeklagte durch das Ansehen der Facultät unterdrückt werden möchte, hielten sie sich verbunden ihm beyzustehen. Sie giengen also vor die Parlamentsversammlung, und stellten vor, wie lächerlich ein solcher Proceß sey; diese Vorstellung war so wirksam, daß der Angeklagte losgesprochen, und einem ieden die Freyheit gelassen wurde, zu pronon-ciren wie er es für gut befände.

III.

Man kann um den Fortgang der Wissenschaften sich nicht eifriger bemühen als Ramus that. Die Geschichte von Paris giebt den Beweiß davon. Der Autor dieses Werks sagt, daß die Absicht Franciscus I. als er das königl. Colle-

Collegium stiftete, gewesen sey, daß die Professorstellen nur mit tüchtigen und geschickten Leuten besetzt werden sollten. Unterdessen hatten sich doch einige unwürdige durch allerhand Wege eingedrungen; d'Ampestre war unter dieser Anzahl, der die Mathematik zu lehren unternahm, von der er kaum die leichtesten Grundsätze verstand. Ramus klagte ihn also als einen untüchtigen Mann vor dem Parlamente an, von welchem diesem unwürdigen Professor aufgelegt ward, ein Examen mit sich anstellen zu lassen. Ramus war damit noch nicht zufrieden, sondern wirkte einen königlichen Befehl aus, daß d'Ampestre und alle, die künftig eine Professorstelle bey dem königlichen Collegio suchen würden, öffentlich von allen alten Professoren sollten examinirt werden. D'Ampestre wollte es auf diese Probe nicht ankommen lassen, sondern trat seinen Platz mit gewissen Bedingungen an den Charpentier ab, der noch weniger von der Mathematik verstand, als er, aber ein listiger und verschlagener Kopf war. Ramus grif ihn auch noch härter an, als den andern, und zog ihn abermals vor die Richter, wo aber dieser neue Professor es durch seine Beredsamkeit und Thränen dahin brachte, daß er sich dem Examen nicht unterwerfen durfte. Das Parlament schrieb ihm Bedingungen vor, die er aber nicht erfüllte; Ramus übergab also die Sache dem königl. Rathe, bey welchem es Charpentier so listig zu vermitteln wußte, daß Ramus selbst sein Vertheidiger werden mußte.

IV.

Ramus hatte einen ungewöhnlichen Abscheu vor dem Weine, welches von einem gewissen Zufalle, der ihm in seiner Jugend begegnet war, herkam. Er war ohne Wissen und Willen seiner Aeltern in den Keller gegangen, und hatte so übermäßig getrunken, daß man ihn ohne Verstand und halb todt vor dem Fasse liegend fand. Dieser Zustand, in welchem er sich damals befunden hatte, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er in länger als zwanzig Jahren keinen Wein getrunken hatte.

V.

Man lobt die Beredsamkeit des Ramus, und Brantome erzählt eine sonderbare Probe davon. „Ramus, sagt er, war ein so starker und angenehmer Redner, daß es wenige seines gleichen „gab. Seine Beredsamkeit war so einnehmend, „daß als er, die Prinzen und den Admiral, nachdem er selbst zuvor ein Hugenot geworden war, „auf ihrer Reise nach Lothringen begleitete, und „die Reuter, die sie da in Sold nahmen, nicht „nach Frankreich gehen wollten, bis man ihnen „Geld geben würde, so hielt Ramus eine Rede „an sie, wodurch sie gewonnen, und bis in das „Herz von Frankreich geführt wurden, allwo sie „viel Schaden thaten.„

VI.

Man mußte dem Ramus eine besondere Gabe, die Herzen zu gewinnen, zutrauen, weil man

ihn

ihn mit großen Versprechungen bereden wollte, nach Polen zu gehen, als im Jahr 1572 der König Sigismund August gestorben war, allwo er durch seine Beredsamkeit die Polen für den Herzog von Anjou einnehmen sollte, welcher das folgende Jahr zum Könige erwählt ward. Ramus lehnte es aber unter dem Vorwande von sich ab, daß die Beredsamkeit nicht gegen Geld verhandelt werden müsse.

VII.

Wenn Ramus über den Cicero oder Virgilius las, hatte er die Gewohnheit eine Seite, nie weniger und nie mehr zu erklären, man gab ihm daher den Beynamen Paginarius.

Stephan Jodelle,

geb. zu Paris 1532. gest. 1573.

I.

Jodelle ist der erste in Frankreich, der Tragödien und Comödien verfertiget hat. Er setzte den damals gewöhnlichen Passionscomödien seine **gefangene Cleopatra** entgegen. Heinrich II. der bey der Vorstellung derselben gegenwärtig war, fand ein groß Vergnügen daran, und gab dem Autor, nach dem Bericht des Pasquier, 500 Thaler aus seinem Schatze, nebst noch andern Gnadenbezeugungen. Jodelle ward dadurch ermuntert, neue Versuche zu machen; er verfertigte

eine Comödie unter dem Titel **Eugen**, die nach der Cleopatra gespielt ward. Diese beyden Stücke brachten ihn in großen Ruf, so wohl bey Hofe, als in der Stadt. Die Poeten besangen seinen Namen und seine Verwegenheit um die Wette. Ronsard that sich besonders hervor.

Et lors Jodelle heureusement sonna
D'une voix humble & d'une voix hardie
La Comédie & la Tragédie;
Et d'un ton double *ores* bas, *ores* haut
Remplit premier, le François échaffaut.

„Jodelle sang glücklich mit einer schwachen „und zugleich verwegenen Stimme Comödien „und Tragödien. Mit einem doppelten Tone, „bald hoch, bald niedrig, erfüllte er zuerst den „französischen Schauplatz.„

II.

Als Jodelle, nebst andern Poeten, die die Morgenröthe der französischen Poesie waren, nach Arcueil, nicht weit von Paris, gegangen war, um das Carneval daselbst zuzubringen, machten sie unter einander Verse, nach Art der alten Bachanalien. Da sie nun eines Tages durch die Stadt giengen, trafen sie einen Bock an, der ihnen zu lustigen Einfällen Gelegenheit gab, weil es so wohl das Thier war, das man dem Bachus opferte, als auch, weil sie es für schicklich hielten, dem Jodelle ein Geschenk nach altem Gebrauch damit zu machen. Man behieng das Thier mit Blumen,

und

und brachte es dem Jodelle, als sie beysammen an der Tafel waren. Die Gesellschaft lachte eine Weile darüber, und schickte es hernach wieder fort. Diese Handlung, die eben nichts strafbares an sich hatte, ward indessen von den Feinden des Ronsard und Jodelle sehr übel ausgelegt. Sie sagten, daß man dem Bachus einen Bock geopfert habe, und daß Ronsard der Opferpriester gewesen sey. Man hielt alle die für Glaubensverläugner, die dabey gegenwärtig gewesen waren.

III.

Nicolaus Bourbon wollte die Werke des Jodelle gern lesen, und bat sich dieselben beym Colletet aus; er schickte sie ihm aber nach ein paar Stunden wieder, mit den Worten: Minuit praesentia famam.

IV. *

Der Cardinal du Perron hielt gleichfalls nicht viel von seiner Poesie, und pflegte zu sagen: Jodelle mache seine Verse aus gestoßenen Erbsen.

Peter Danes,

geb. zu Paris 1497, geſt. 1577.

I.

Als Nicolaus Pſeaume, Erzbiſchof von Verdun, ſich auf dem Concilio zu Trident wegen verſchiedener Mißbräuche der päbſtlichen Kammer in Vergebung der Beneficien beſchwerte, und die Geſellſchaft ſehr aufmerkſam auf ihn war, konnte ein italiäniſcher Biſchof a) ſeinen Widerwillen nicht bergen, ſondern gab ihn durch dieſe zweydeutigen Worte zu erkennen: Gallus cantat. **Der Hahn (der Franzoſe) krähet.** Danes, der franzöſiſcher Abgeſandter war, antwortete ſo gleich eben ſo zweydeutig darauf: Utinam ad hujus Galli cantum excitaretur Petrus & fleret amare. **Es wäre zu wünſchen, daß bey dem Krähen dieſes Hahns (Franzoſen) Petrus (der Pabſt) in ſich gienge, und bitterlich weinete.** Pallavicin, der dieſen berüchtigten Scherz erzählt, geſteht, daß die Väter auf dieſer Kirchenverſammlung dadurch wären bewogen worden, mit allem Ernſt an der Verbeſſerung der Kirchenzucht zu arbeiten.

a) Der Biſchof von Orvieto.

II.

Danes war durch ſeine Wiſſenſchaft erſtlich zu einem Lehrmeiſter des Königs Franz II. und her-

hernach zum Bischof zu la Vaur erhoben worden. Da ihm nun in den Angelegenheiten der Geistlichkeit seiner Provinz, eine Reise nach Paris zu thun, aufgetragen ward, und man ihm zu Bestreitung derselben zehn oder zwölf hundert Livres geben wollte, so schlug er dieses Anerbieten aus, indem er sagte, daß ihn sein Bischofthum hinlänglich versorgte; daß es das geringste sey, was er für seine Kirche und seine Nachbarschaft thun könne, wenn er zu ihrem Vortheil einige Reisen auf seine Kosten thäte, da sie ohnedem durch die unglücklichen Zeiten, und von den Hugenotten genug litten.

III.

Als Danes den Tod seines Sohns erfahren hatte, schloß er sich eine halbe Stunde lang in sein Cabinet; er kam alsdann wieder zum Vorschein, und sagte mit einer gelassenen Mine: „Ich „habe die Nachricht von dem Tode meines „Sohns erfahren: die Armen haben also ihren „Proceß gewonnen.„

Willhelm Postel,

geb. in der Diöces Avranches 1505, gest. 1581.

I.

Postel verlohr in seinem achten Jahre Vater und Mutter durch die Pest. Seine elenden

Umstände nöthigten ihn, seinen Geburtsort und die Provinz zu verlassen. Er nahm also mit dem wenigen, was er sich sauer erworben hatte, den Weg nach Paris, um allda zu studiren. Ehe er aber auf ein Collegium der Universität aufgenommen ward, mußte er sich indeß mit einer Kammer behelfen, wo ihm sein bisgen Geld und Kleider gestohlen wurden. Der Winter war vor der Thüre, und Postel ohne Kleidung, so daß er von der Erkältung einen Durchfall bekam, an dem er beynahe gestorben wäre, und von welchem er sich kaum nach zweyen Jahren, die er in einem Hospital zubrachte, wieder erholen konnte. Er mußte, als er heraus kam, aus Noth Paris wieder verlassen, und der Mangel brachte ihn auf den Einfall, die Aerndte über Aehren zu lesen. Durch Mühe und Fleiß also brachte er es nicht allein damit so weit, daß er das ganze Jahr hindurch davon leben, sondern sich auch ein neues Kleid schaffen, und mit dem übrigen wieder eine Reise nach Paris thun konnte. Er begab sich in einem Collegio der Universität in Dienste, und nahm in kurzer Zeit in den Wissenschaften ungemein zu.

II.

Postel bildete sich ein, daß er einen natürlichen Verstand besäße, der den Verstand aller Menschen überträfe; und deßwegen machte er sich Hofnung, der Lehrer aller Nationen zu werden. Seine Absicht war, die ganze Welt zum wahren

ren Gebrauch der Vernunft zu bringen; und man glaubt, daß er sich deßwegen im J. 1544 unter die Jesuiten begeben habe. Er wollte, wie man sagt, einen Ritterorden stiften, der der **Orden Christi** heißen sollte, und sahe schon im voraus alle Jesuiten als so viel Ritter seines neuen Ordens an. Als aber diese Väter seine Träume inne wurden, gaben sie ihm den Abschied.

III.

Postel ward als ein Wunder der Welt angesehen. Die größten Herren suchten seinen Umgang, und machten ihm gewißermaßen ihre Aufwartung. Die gelehrtesten Männer bewunderten ihn; und man sagte insgemein, daß eben so viel Orakelsprüche, als Worte, aus seinem Munde giengen. Man versichert, daß als er zu Paris öffentlich las, die Menge der Zuhörer so groß gewesen sey, daß er sie auf den Hof treten lassen, und zum Fenster hinaus reden mußte. Das Lesen der Rabbinen aber, und die Sterndeuterey, mit der er sich abgab, setzten ihn die lächerlichsten Dinge in den Kopf.

IV.

Als Postel die Jesuiten verlassen hatte, schrieb er ein Buch, unter dem Titel: **Sieg des weiblichen Geschlechts.** In diesem Werke behauptete er, daß, wie das männliche Geschlecht durch das Blut Jesu Christi erlöst sey, so müsse das weibliche von einer gewissen Nonne, Namens

Johanna, die er zu Venedig gekannt hatte, erlöst werden.

V.

Postel wollte die Leute bereden, daß er einmal gestorben, und wieder auferstanden sey. Er schminkte sich zu dem Ende das Gesicht, und färbte die Haare und den Bart, da er sonst immer ein blasses Gesicht, graue Haare, und einen weißen Bart gehabt hatte; er nannte sich auch daher immer in seinen Schriften Postellus restitutus.

VI.

Carl IX. konnte ihn wohl leiden, und nannte ihn seinen Philosophen. Als dieser König eines Tages einen Brief vom Könige aus Ormus erhalten hatte, sollte ihn Postel erklären. Dieser that es in Gegenwart des ganzen Hofes, und sagte zum Könige: „Sire, ich kann aus Frankreich „bis nach China reisen, ohne einen Dollmetscher „nöthig zu haben; die Sprachen aller Völker sind „mir so bekannt, als die Wahrheit.„

Guido du Faur de Pibrac,

geb. zu Toulouse 1529, gest. 1584.

I.

Wenn de Pibrac sagen wollte, daß es wenig vernünftige Leute auf der Welt gäbe, so

so sagte er, alle gesunde Vernunft sey in den Sprichwörtern.

II.

Der französische Hof war mit der Aufführung des de Pibrac auf dem Concilio zu Trident so zufrieden, daß ihm die Regentinn, Catharina de Medicis, nach Languedoc schreiben, und an den Hof berufen ließ, um daselbst die Stelle eines Canzlers zu vertreten. Pibrac erhielt diesen Befehl zu Toulouse, und machte sich so gleich auf den Weg. Der Neid erwachte darüber, und sagte der Königinn, daß sie künftig die Erhebung dieses Mannes zu bereuen Ursache haben werde, indem er gar nicht für die Grundsätze wäre, auf welche sie die Regierung von Frankreich mit so viel Mühe und Fleiß gegründet hätte. Als sie dieses nicht glauben wollte, gab man ihr das vier und funfzigste Quatrain zu lesen.

Je hais ces mots de Puiſſance abſolue,
De plein pouvoir, de propre mouvement;
Aux ſaints Decrets ils ont prémierement,
Puis à nos Loix la Puiſſance ſollue.

„Die Ausdrücke einer unumschränkten Herr„schaft, einer höchsten Gewalt, einer eigen„mächtigen Regierung, sind mir äuserst ver„haßt: Sie haben zuförderst den göttlichen „Geboten, und hernach auch unsern Gesetzen, „alle Kraft benommen.„

Die Königinn dachte diesen Versen nach, und redete nichts mehr vom Pibrac.

III. Als

III.

Als der groſse Prinz von Conde ſich nach Spanien retirirte, nahm er den Enkel des Pibrac mit ſich. Eines Tages verlangte der Prinz ein Quatrain von ſeinem Groſsvater von ihm zu hören; er antwortete ihm aber, daſs er keines wüſste. Als der Prinz nun nicht nachlieſs, ſo ſagte der kleine Pibrac, daſs er wohl eins wüſste; er fürchte aber, daſs es ihm mißfiele. Der Prinz wollte es dem ohngeachtet hören, und Pibrac ſagte ihm einige aus dem Stegreif gemachte Verſe her, die den Inhalt hatten, daſs es beſſer ſey, ſich einem Herrn zu unterwerfen, den man auf dem Throne findet, als das ganze Land in Unruhe zu bringen, unter dem Vorwande, ihm einen beſſern Herrn zu verſchaffen.

Marcus Antonius Muretus,

geb. zu Limouſin 1526, geſt. 1585.

I.

Muretus hatte einen ſehr aufgeweckten Geiſt; und wenn ſeine Zuhörer nicht ſtille genug waren, wuſste er es ihnen auf eine empfindliche Art zu verweiſen, durch die ſie in Ehrfurcht erhalten wurden. Als einer unter ihnen eine Glocke mit in die Claſſe gebracht hatte, und während der Lection damit zu läuten anfieng, ſagte Muretus: Wahrhaftig, ich würde mich gewundert haben,

wenn

wenn unter so einem Haufen Vieh nicht ein Bock zu finden wäre, der mit seiner Glocke die Heerde anführte.

II.

Muretus machte schöne lateinische Verse, die er dem Joseph Scaliger zeigte, als ob sie von einem alten Poeten Trabeas wären. Scaliger glaubte es, und sprach davon als von einer glücklichen Entdeckung. Als er aber nach der Zeit erfuhr, daß ihn Muretus betrogen habe, schämte er sich, und verfertigte das Sinngedicht, welches dem Muretus die Lebensstrafe vorwarf, der er durch die Flucht entgangen war.

Qui rigidae flammas vitaverat ante Tolosae
Muretus, fumos vendidit ille mihi.

„Muretus, der ehemals der Strafe des „Feuers zu Toulouse entgangen ist, hat mir „Rauch zum Verkauf gebracht.

III.

Muretus ward zu Toulouse eines abscheulichen Lasters wegen angeklagt; ein Parlamentsglied kam, ihn davon zu benachrichtigen, und da er ihn nicht zu Hause antraf, schrieb er diesen Vers an ihn:

Heu fuge crudeles terras, fuge littus avarum.

Muretus, der daraus die Gefahr sahe, in der er schwebte, verließ das Königreich, und gieng nach Italien, wo er unterwegens in einem Wirthshause krank liegen blieb. Da er schlecht gekleidet

und

und überhaupt elend aussahe, so hielten ihn die Aerzte für etwas ganz anderes, als er wirklich war, und beredeten sich mit einander lateinisch, daß sie an diesem schlechten Menschen ein Mittel versuchen wollten, mit dem sie noch keine Probe gemacht hätten: Faciamus experimentum in corpore vili. Muretus sahe die Gefahr, in der er sich befand, raffte sich, so bald die Aerzte weg waren, zusammen, und setzte seinen Weg weiter fort. Die Furcht vor der Arzeney, die man ihm hatte geben wollen, kam seinem Körper so zu statten, daß er sich bald wieder wohl befand.

IV.

Als Muretus Professor zu Paris war, war der Zulauf öfters so groß, daß er durch die Zuhörer nicht hindurch kommen konnte, wenn ihn dieselben nicht auf den Achseln fortschoben, und so bis auf den Catheder trugen.

V.

Scaliger erzählt einen Umstand vom Muretus der unglaublich scheint, daß er nemlich aus dem Gesichte einer Person, die einen Brief las, den Inhalt desselben habe errathen können.

Peter Ronsard,

geb. in Vendemois 1524, gest. 1585.

I.

Der sonst scharfsinnige Thuanus sagt, daß Ronsard in eben dem Jahre das Licht der Welt erblickt habe, als Franz I. bey Pavia gefangen ward; gleich als ob der Himmel Frankreich wegen der Gefangenschaft des größten seiner Könige, durch die Geburt eines Poeten habe trösten wollen.

II.

Ronsard erhielt den ersten Preiß in den poetischen Spielen zu Toulouse, welcher in einer gewissen Blume besteht. Da diese Blume von Silber war, und die Verdienste dieses Poeten dadurch nicht genugsam belohnt schienen, so ließ die Stadt Toulouse eine Minerve aus purem Silber gießen, die am Werthe sehr beträchtlich war, und schickte ihm dieselbe zum Geschenk. Man begleitete dasselbe mit einem Decret, in welchem Ronsard vorzüglich zum Poeten von Frankreich erklärt ward.

III.

Ronsard, sagt ein Geschichtschreiber, besang die Mademoiselle de Sürgeres, eine von den Hofdamen der Königinn, und bat den Düperron, eine Vorrede darzu zu machen, in welcher er sagen sollte,

sollte, daß er dieses Frauenzimmer auf eine sehr unschuldige Weise geliebet habe. Düperron gab gab ihm zur Antwort, daß er in dieser Absicht an statt der Vorrede nur das Bildniß dieses Frauenzimmers vorsetzen dürfe.

IV.

Chatelard, ein französischer Edelmann, der in Schottland, weil er sich in die Königinn verliebt, und sie an ihrer Ehre angegriffen hatte, enthauptet ward, hatte keine andere Vorbereitung zum Tode, als ein Gedichte von Ronsard. Brantome erzählt es folgender Gestalt: Als er an dem bestimmten Tage auf den Richtplatz geführt ward, nahm er zu seinem Troste die Hymnen des Ronsard mit sich, und las das ganze Gedicht vom Tode, das so wohl gerathen, und so fähig ist, die Furcht vor dem Tode zu vermindern; er hat außer demselben weder ein ander geistlich Buch, noch einen Priester um sich gehabt.

V.

Nie hat ein Mensch so viel Versprechungen gethan, als die Königinn Catharina von Medicis: Ronsard schrieb ihr daher die Ode über die Versprechungen zu.

VI.

Ronsard, der das Hofleben satt war, vertauschte es mit dem geistlichen Stande, und nahm die Pfarre zu Evailles in Vendomois an. Er ergriff daselbst die Waffen wider die Hugenotten,

und

und entschuldigte sich, daß, da er seine Pfarrkinder nicht mit dem Schlüssel des heil. Petrus, aus dem sich die Calvinisten nichts machten, habe vertheidigen können, so habe er das Schwerdt des heil. Paulus genommen, und mit demselben, an der Spitze seiner benachbarten Edelleute, seine Kirche und Parochie gegen die Plünderung beschützt.

VII.

Als Ronsard starb, hielt man ihm ein besonderes Leichenbegängniß, dem verschiedene Parlamentsglieder und andere vornehme Herren beywohnten. Der König schickte auch seine musikalische Capelle darzu. Düperron, der seitdem Cardinal geworden war, hielt ihm die Leichenrede. Der Auflauf des Volks war dabey so groß, daß der Cardinal Bourbon und verschiedene andere Prinzen und Herren wieder umkehren mußten, weil sie durch die Menge des Volks nicht durchdringen konnten.

VIII.

Man liest in dem vom Racan geschriebenen Leben des Malherbe, daß dieser Dichter über die Hälfte von Ronsards Gedichten ausgestrichen, und die Ursachen, die ihn darzu bewogen, auf den Rand geschrieben habe. Als nun eines Tages Racan, Colombi und einige andere von seinen Freunden diese Gedichte auf seinem Tische fanden und durchblätterten, so fragte ihn Racan, ob er das, was er nicht ausgestrichen hätte, für

gut hielte; und Malherbe antwortete: eben so wenig als das andere. Man sagte ihm darauf, daß wenn man nach seinem Tode das Buch fände, würde man glauben, daß er das, was er nicht ausgestrichen hätte, für gut gehalten habe. Das ist wahr, sagte Malherbe, und strich das übrige gleichfalls aus.

IX.

Wenn Malherbe ein Gedichte seinen Freunden vorlas, und etwas hartes oder unschickliches darinnen bemerkte, hielt er inne, und sagte: Hier habe ich einmal ronsardisirt.

Johann Dorat,

geb. zu Limoges zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, gest. 1588.

I.

Dorat erhielt mit seinen Versen so viel Beyfall, daß man ihm den Namen des französischen Pindars gab. Carl IX. machte seinetwegen eine besondere Stelle eines königlichen Poeten. Unterdeß gab er ihm doch eine sehr mäßige Besoldung. Nach dem Bericht des Brantome, soll dieser Prinz die Verse sehr geliebt, und diejenigen, die ihm dergleichen überreichten, zwar nicht auf einmal, doch aber nach und nach, belohnt haben, damit sie sich immer

besser

besser angreifen möchten. Er verglich nemlich die Poeten mit den Pferden, die man zwar füttern, aber nicht mästen müßte, wenn sie gut seyn sollten.

II.

Dorat, der sich so viel Ruhm durch seine lateinischen Verse erworben hatte, verlohr ihn zum Theil wieder, weil er nicht zeitig genug aufhörte. Man spricht, sagt bey dieser Gelegenheit ein berühmter Schriftsteller, von verschiedenen Monarchen, die sich alle Tage von einem darzu bestellten Bedienten vorsagen ließen: **Erinnert euch dieser oder jener Sache.** Wenn es erlaubt ist, die Anwendung vom großen aufs kleine zu machen; so sollten die Poeten auch sich alle Tage zurufen lassen: **Erinnert euch eures Alters.** Horaz sagt, daß er einen solchen Freund gehabt habe.

III.

Dorat heyrathete in hohem Alter eine junge Person von neunzehn Jahren. Als ihm seine Freunde eine so späte Liebe vorwarfen, antwortete er ihnen, daß er vermöge der poetischen Freyheit darzu berechtigt sey. Diese fragten ihn weiter, warum er nicht lieber eine Person von einem reifern Alter, und das sich zu dem seinigen schickte, gewählt habe? Ich habe lieber gewollt, gab er zur Antwort, daß ein reiner und blanc geschliffener Degen mir das Herz durchbohren sollte, und nicht ein altes verrostetes Eisen.

IV.

Als Dorat den Tag vor seiner Hochzeit einem seiner Freunde davon Nachricht gab, und dieser ihm seine Verwunderung wegen seines Alters und der Jugend seiner Geliebten bezeugte, sagte ihm Dorat ganz trocken: **Morgen ist sie zur Frau gemacht.** Ein Scherz, den Cicero schon einmal vorgebracht hat.

Jacob Cujacius,

geb. zu Toulouse 1520, gest. 1590.

I.

Man merkt vom Cujaz zwey merkwürdige Dinge an. Die eine, daß er, wenn er studirte, sich die Länge lang mit dem Bauche auf einen Teppich auf die Erde legte, und die Bücher um sich herum liegen hatte; die andere, daß sein Schweiß einen angenehmen Geruch von sich gab, weßwegen er sich in diesem Stück mit Alexandern dem Großen zu vergleichen pflegte.

II.

Cujaz hielt sich zwar äußerlich zur catholischen Religion; was er aber im Herzen davon dachte, mochte er niemals frey heraus sagen. Wenn man ihn um seine Meynung über die damaligen Religionsstreitigkeiten befragte, gab er beständig zur Antwort: Nihil hoc ad edictum Praetoris.

III.

Denen Einwohnern von Toulouſe that es leid, daß ſie ihr Stadtkind nicht ſelbſt verſorgt hatten, da ſie hörten, wie viel Ehre er ſich anderwärts erwarb; ſie ſchrieben demnach an ihn, um ihn zurück zu berufen, aber er gab ihnen die kurze Antwort: Fruſtra requiritis abſentem quem praeſentem neglexiſtis.

IV.

Cujaz hatte eine artige, aber ſehr verbuhlte Tochter. Seine Zuhörer verſäumten gern eine Vorleſung des Vaters, um ſich bey der Tochter davor a) ſchadlos zu halten. Sie nannten dieß über die Werke des Cujaz commentiren. Daher iſt nachſtehendes Sinngedicht entſtanden:

Viderat immenſos Cujaci nata labores
Aeternum Patri commeruiſſe decus:
Ingenio haud poterat tam magnum aequare parentem
Filia; quod potuit corpore fecit opus.

a) Cujaz war auch nicht der Mann, der ſeinen Schülern gern eine Freude verderbte. Sie kamen ſo gar und borgten Geld bey ihm, das er immer ſelten wieder bekam; daher er auch nach ſeinem Tode nicht viel hinterließ. So lange er aber las, mußten ſie ſtille ſeyn, wenn er nicht vom Catheder fortlaufen ſollte.

V.

Cujaz verordnete durch ſein Teſtament, daß ſeine Bücher nach ſeinem Tode einzeln verkauft

werden sollten, um dadurch zu verhindern, daß sie nicht einem einzigen in die Hände geriethen, der die verschiedenen auf dem Rande geschriebenen Anmerkungen sammlen, und neue Bücher davon herausgeben könnte.

VI.

Man liest in den Recherches de Pasquier, daß Cujaz in Deutschland so in Ehren gehalten werde, daß, wenn ihn ein Professor nennt, er insgemein die Mütze a) abnimmt, um seine Achtung gegen ihn zu bezeugen.

a) Warum nicht gar die Perüque! So ungesittet sind unsere deutschen Professores nicht, daß sie ihre Collegia in der Mütze lesen sollten. Ich habe unzählige mal den Cujaz von verschiedenen Professoren nennen hören, ohne ein einzig mal zu bemerken, daß man bey seinem Namen von einem heiligen Schauer sey befallen worden, oder daß einer nach der Mütze gegriffen hätte.

Michael de Montagne,

geb. zu Perigrod 1533, gest. 1592.

I.

Die erste Sprache, zu der Montagne gewöhnt ward, war die lateinische. Sein Vater nahm einen in dieser Sprache geübten Deutschen, nebst noch zween andern geschickten Leuten an, als er noch als ein Kind in der Wiege lag. Es durfte

durfte auch sonst niemand, der nicht lateinisch sprach, ihm nahe kommen, so daß er in seinem sechsten Jahre noch kein französisches Wort wußte.

II.

Man hatte den Vater des Montagne beredet, daß es dem Gehirn der Kinder, und folglich ihrer Urtheilskraft Schaden thäte, wenn man, um sie aufzuwecken, sie im Schlafe erschreckte. Er ließ demnach seinen Sohn allemal durch den Klang eines angenehmen Instruments aufwecken.

III.

Montagne besaß einen gewissen Eigensinn, der ihm manchmal die Ordnung, die er als Bürgermeister zu Bourdeaux einführen wollte, verdarb. Balzac führt darüber einen merkwürdigen Ausdruck vom Herrn de la Thibaudiere, an, dessen er sich gegen den Herrn de Mere bediente, der den Montagne dem Cicero vorzog. „Sie „mögen ihren Montagne so hoch schätzen als Sie „wollen, sagte er, und ihn selbst über den Cicero „setzen; ich kann mir doch nicht vorstellen, daß „ein Mann, der die ganze Welt zu regieren ver„stand, nicht zum wenigsten eben so viel werth „sey, als einer, der Bourdeaux nicht regieren „konnte.„

IV.

Charron hat den Montagne nachgeahmt, wo es nur möglich gewesen ist. Diese Nachahmung stiftete zwischen beyden eine so genaue Freund-

schaft, daß Montagne, zu Bezeugung seiner Gewogenheit, ihm im Testamente erlaubte, das Wappen seiner Familie zu führen, weil er keine männlichen Erben hinterließ.

V.

Montagne hat in seinen Schriften verschiedene Gedanken der Alten, besonders des Seneca und Plutarchs angebracht, ohne sie iedoch zu nennen; damit, wie er sagt, seine Tadler sich verbrennen möchten, wenn sie dem Seneca und Plutarch die Nasenstüber gäben, die seiner Nase gelten sollten.

VI.

Man pflegte vom Montagne zu sagen, daß er den Menschen von seiner schlimmen Seite sehr gut gekannt, daß er aber von seiner guten Seite nichts gewußt habe.

VII.

Montagne, der beständig ausschweift, und bey dem Anfange eines ieden Kapitels so gleich auf Nebendinge geräth, hat einem witzigen Kopfe zu dem Ausspruche Gelegenheit gegeben, daß er einer von den Schriftstellern sey, die nicht wissen, was sie sagen wollen, aber sehr wohl verstehen, was sie sagen.

VIII.

Montagne sagt von den Gelehrten, die in allen Stücken gelehrt seyn wollen: Von allem etwas, und im ganzen nichts, auf französische Art.

IX. Bal-

IX.

Balzac sagt vom Montagne: „Er ist ein „Wegweiser, der uns irre, aber in weit schönere „Gegenden führt, als er uns versprochen hatte.

X.

Montagne erklärt sich an einem Orte, daß er die Gelehrten hasse, die ohne Bücher nichts thun könnten; und an einem andern Orte, die Wissenschaft wäre in einigen Händen ein Zepter, in andern aber eine Narrenkappe.

Jacob Amyot,

geb. zu Melün 1514, gest. 1593.

I.

Amyot war Hofmeister der königlichen Kinder. Als eines Tages über der Tafel das Gespräch auf Carln V. gefallen war, und man an diesem Kayser lobte, daß er seinen Hofmeister zum Pabst gemacht habe, machte dieses Gespräch so großen Eindruck auf das Herz des jungen Königs Carl IX, daß er den Amyot ansahe, und sagte, er wolle, wenn sich die Gelegenheit darzu zeigen sollte, eben so viel für den seinigen thun. Einige Zeit darnach ward die Stelle eines Großschatzmeisters von Frankreich erledigt, und der König trug sie ihm auf, der Einwendungen ohngeachtet, die er dawider machte. Als aber die Kö-

niginn davon benachrichtigt ward, die diese Stelle schon einem andern zugedacht hatte, ließ sie den Amyot rufen, und redete ihn mit diesen fürchterlichen Worten an: **Ich habe die Guisen und die Chatillons, die Constabler und Canzler, die Könige von Navarra, und die Prinzen von Conde unter den Fuß gebracht; und will mit dir kleinem Bärenhäuter schon auch fertig werden.** Amyot entschuldigte sich vergebens, daß er diese Stelle nicht habe annehmen wollen, die Königinn gab ihm zu verstehen, daß er, wenn er sie behielte, nicht vier und zwanzig Stunden mehr leben sollte. Das war die Sprache der damaligen Zeit. Die Reden dieser Prinzeßinn waren Befehle, und der König bestand gleichfalls sehr hartnäckig auf dem, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. Amyot verkroch sich, um so wohl der Freygebigkeit des Königs, als auch dem Zorn seiner Mutter zu entgehen. Da man ihn unterdessen an der Tafel vermißte, so befahl der König, ihn aufzusuchen; man fand ihn aber nirgends. Carl IX. merkte endlich, was die Ursache seyn möchte, und entrüstete sich dermaßen, daß die Königinn, die sich vor ihm furchte, dem Amyot sagen ließ, sie wolle ihn in Ruhe lassen. Diese Begebenheit, die vom Abt Saint-Real erzählt wird, scheint einigen verdächtig.

II.

Amyot schien anfänglich uneigennützig, ward aber nach der Zeit geizig. Als er eines Tages

Carln

Carln IX. um eine ansehnliche Zulage bat, sagte dieser Prinz zu ihm: Ey, mein lieber, ihr sagtet mir, daß ihr zufrieden seyn würdet, wenn ihr tausend Thaler Einkünfte hättet; ich glaube, daß ihr schon drüber habt. Sire, antwortete Amyot, der Hunger kommt, wenn man ißt.

III.

Amyot war von Geburt sehr arm; er vermachte in seinem Testamente dem Hospital zu Orleans zwölf tausend Thaler, aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er in demselben genossen hatte.

Philipp Desportes,

geb. zu Chartres 1546, gest. 1606.

I.

Es schrieb ein Poet ein Buch, unter dem Titel: la Rencontre des Muses, in welchem er zeigen wollte, daß Desportes die besten Gedanken, die sich in seinen Gedichten befanden, den Italiänern abgeborgt habe. Desportes nahm diesen Vorwurf gleichgültig auf, und sagte: Wenn ich gewußt hätte, daß dieser Autor wider mich schreiben wollte, so hätte ich ihm Materialien geben wollen, wodurch er sein Buch weit stärker hätte machen können; denn ich habe den Italiänern weit mehr abgeborgt, als er weiß.

II. Des-

II.

Desportes war, wenn er Verse machte, bisweilen so zerstreut, daß er vergaß, sich ordentlich anzuziehen, und einmal seine Aufwartung bey Hofe in einem sehr unsaubern Kleide machte. Heinrich III. fragte ihn, wie viel er ihm Besoldung gäbe, und nachdem ihm Desportes die Summe meldete, sprach der großmüthige König weiter: Ich lege euch noch einmal so viel zu, damit ihr euch nicht wieder in einer so schlechten Kleidung vor mir sehen lasset.

Joseph Justus Scaliger,
geb. zu Agen 1540. gest. 1690.

I.

Als Joseph Scaliger nach Holland zum Professor berufen ward, und dem Könige Heinrich IV. mit wenig Worten diese Vocation meldete, um sich bey ihm zu beurlauben, hätte alle Welt etwas wichtiges von Seiten des Königs erwartet; man erstaunte aber, als man weiter nichts, als dieses von ihm hörte: **Gut, Scaliger! die Holländer berufen euch, und geben euch eine starke Pension; ich lasse mirs gefallen.** Der König redete auch nichts weiter davon, sondern fragte ihn nur noch: **Ists wahr, daß ihr von Paris nach Dijon gereist seyd, ohne über Selle zu gehen?**

II. Gui-

II.

Guido Patin sagt: Wenn ich die Werke des Scaligers lese, verstehe ich das wenigste davon; ich beuge mein Haupt ehrerbietig, und erinnere mich an dem, was Martial sagt: Non omnibus datum est habere nasum.

III.

Joseph Scaliger suchte zu behaupten, daß ein großer Geist nicht zugleich ein großer Mathematikus seyn könne, um sich an dem Jesuiten Clavius zu rächen, den man ihm in der Verbesserung des Calenders vorgezogen hatte.

IV.

Casaubonus zitterte im Schreiben, wenn ihm einfiel, daß Scaligern das, was er schrieb, zu Gesichte kommen würde.

V.

Scaliger hat einen beträchtlichen Theil seines Lebens mit Erklärung der alten Autoren zugebracht. Bayle macht darüber eine sehr vernünftige Anmerkung. Ich weiß nicht, spricht er, ob man nicht sagen könnte, daß Scaliger zu viel Verstand und zu viel Wissenschaft gehabt habe, um einen guten Commentarium zu machen. Vermöge seines Verstandes fand er in den Alten weit mehr Geschmack und Genie, als sie in der That hatten; und seine große Gelehrsamkeit war Ursache, daß er tausend Anspielungen auf unbekannte Dinge des Alterthums in den Gedanken der

Alten

Alten fand; so daß, wenn er dergleichen Anspielung bey seinem Autor vermuthete, er duch den Text darnach verbesserte.

VI.

Der P. Petau soll auf seinem Todbette versichert haben, daß, wenn er, ehe er wider den Scaliger schrieb, seine göttlichen Briefe gesehen hätte, so würde er ihn nie angegriffen haben.

VII.

Justus Lipsius versicherte, daß er den Umgang mit Scaligern dem Triumphe eines römischen Consuls würde vorgezogen haben.

VIII.

Jede Nation spricht das Latein nach ihrer natürlichen Mundart aus. Als demnach ein schottländischer Edelmann den Scaliger lateinisch anredete, antwortete ihm dieser: Vergeben sie mir, mein Herr, wenn ich ihnen nicht antworte; ich verstehe die schottländische Sprache nicht.

IX. *

Heut zu Tage, da man den Gelehrten nicht blos nach seiner Gelehrsamkeit, sondern auch nach seiner Aufführung schätzt, ist der Name eines Scaligers so groß nicht. Sein Stolz, seine Grobheit, und seine Verachtung gegen andere, die gewiß öfters eben so gelehrt waren, als er, verdunkeln den Ruhm seiner Gelehrsamkeit um ein merkliches. Man darf nur die Scaligerana lesen, und man wird ein Verzeichniß von Gelehrten daraus

daraus machen können, die er alle Augenblicke Tölpel, Narren, Esel, Ignoranten u. s. w. nennt. Seine Schwärmerey wegen seiner Abstammung von den Prinzen von Verona, und gar von dem bayerischen Hause, hat der bekannte Scioppius in seinem Scaligero hypobolimaeo lächerlich genug gemacht. „Der Landgraf von Hessen,„ sagt er an einem Orte, „hat lieber dem Snellius „eine goldne Kette geschickt, als einem braven „Manne, wie ich bin; da ich doch ein Anver„wandter seiner Gemahlinn bin.„ Er las die Bücher nur in der Absicht, um Fehler zu finden, und hernach wie ein Tagelöhner zu schimpfen. „Als ich noch jung war,„ sagte er, „wettete ich, „ich wollte allemal auf der Stelle, wo ich die „Hand mit verschlossenen Augen in einem Buche „hinlegte, Fehler finden, und es traf allemal ein.„ Man kann über diese Fehler Scaligers einen eigenen Artikel im vierten Theile der **vernünftigen Gedanken** des Herrn Nemeiz nachsehen; ein Buch, in welchem viel artiges und gutes stehet.

Mathurin Regnier,

geb. zu Chartres 1573, gest. 1613.

I.

Dem Regnier ward ein Canonicat an der Cathedralkirche zu Chartres zugesprochen, nachdem

dem er bewiesen hatte, daß der Besitznehmer dieser Pfründe, um seine Besitznehmung von Rom aus bestätigen zu lassen, den Tod des vorigen Besitzers länger als vierzehn Tage geheim gehalten, indem er ein Scheit Holz ins Bette gelegt hatte, welches hernach an statt des Körpers zur Erde bestattet ward, den man schon zuvor heimlich begraben hatte.

II.

Regnier hat sich in seiner Grabschrift, die er acht oder zehn Jahre vor seinem Tode verfertigt hat, sehr wohl abgebildet:

J' ai vecu sans nul penſement,
Me laiſſant aller doucement
A la bonne loi naturelle,
Et je m' etonne fort pourquoi
La mort daigna ſonger à moi,
Qui ne ſongeai jamais à elle.

Ich lebte in den Tag hinein,
Und ließ, um stets vergnügt zu seyn,
Mich blos von meiner Neigung lenken.
Der Tod hat mich bestürzt gemacht:
Denn da ich nicht an ihn gedacht,
Was braucht er denn an mich zu denken?

Isaac Casaubonus,

geb. zu Bourdeaux in Dauphine 1559, gest. 1614.

I.

Casaubonus war ein sehr bescheidener Calvinist. Einer seiner Söhne, Namens Augustin, war zur catholischen Religion getreten, und sollte unter die Capuciner aufgenommen werden; man verlangte aber, daß er, ehe er sein Gelübde thäte, erst den Segen von seinem Vater erhielte. Casaubonus gab ihm denselben von ganzem Herzen, und sagte dabey: Ich verdamme dich nicht, mein Sohn, verdamme du mich auch nicht; wir werden alle beyde vor dem Richterstuhle Jesu Christi erscheinen müssen.

II.

Casaubonus unternahm auf Verlangen des Königs von Engeland eine Critik über die Jahrbücher des Baronius; da er aber nur bis auf die ersten vier und dreyßig Jahre gekommen ist, so hat man gesagt, daß er nur den Giebel von dem Gebäude des Baronius angegriffen habe.

III.

Das erste mal als Casaubonus in die Sorbonne kam, sagte man zu ihm, das sey der Saal, wo man seit vierhundert Jahren disputirt

habe; und er fragte so gleich: Was hat man denn ausgemacht?

IV.

Als Casaubonus in der Sorbonne bey einer Disputation gegenwärtig war, hörte er zwar, daß es sehr hitzig zugieng, aber in einer so barbarischen Sprache, daß er im Weggehen sich nicht entbrechen konnte, zu sagen: **Ich habe in meinem Leben nicht so viel Latein gehört, von dem ich so wenig verstanden hätte.**

V. *

Dem Könige Heinrich IV. dedicirte er seinen Polybium, und bekam dafür 1000 Goldgülden zum Geschenk.

Stephan Pasquier,

geb. zu Paris 1528, gest. 1615.

I.

Als Pasquier bey der Eröffnung des Parlaments im J. 1587 bemerkte, daß der Priester, der die Messe las, den Gliedern dieser ehrwürdigen Versammlung den Frieden nicht zu küssen gab, sagte er, daß dieses ein Unglück für Frankreich voraus bedeute, und nach seiner Meynung erfolgte es bald; denn die Begebenheit, die man Journée des barricades nennt, trug sich im folgenden Monat a) May zu. Aber war es nicht leicht, diesen

Vor-

Vorfall voraus zu sehen, wenn man die Gährung, in welcher die Gemüther damals waren, kannte?

a) Nicht im folgenden Monat May, sondern ein ganzes Jahr später, nemlich den zwölften May 1588. und vermuthlich muß die Jahrzahl oben darnach berichtigt werden. Heinrich III. hatte in seinem Reiche wider zwey Partheyen zu streiten: wider die Liguisten, deren Haupt Herzog Heinrich von Guise war; wider die Hugonotten, welche den König Heinrich von Navarra zum Anführer hatten; zu welchen sich noch eine dritte Parthey, die Sechzehner genannt, schlug. Als nun Heinrich III. den 12 May 1588 Völker in Paris einrücken ließ, in welchem die Sechzehner und Heinrich von Guise den Meister spielten, verrammelte das Volk die Gassen mit Fässern, Ketten und Balken, daß die königlichen Völker nicht durchkommen konnten, und dieses wird Journée des barricades genannt.

II.

Der berühmte Pater Garasse schrieb wider den Pasquier b) als er schon todt war, ein Buch, unter dem Titel: La Recherche des Recherches. Da dieser Jesuit sehr spashaft war, so schrieb er dieses Buch dem verstorbenen Stephan Pasquier, allenthalben wo er zu finden wäre, zu; denn, sagte er, da ich nie die Beschaffenheit der Religion dieses Mannes habe errathen können, so weiß ich auch nicht, auf welchem Wege er aus diesem Leben gegangen ist. Ich habe mich also genöthigt gesehen, auf gut Glück an

ihn zu schreiben, und dieses Paquet dahin zu addreßiren, wo man ihn antreffen wird.

b) Pasquier hatte zuvor wider die Jesuiten, besonders einen Catechisme des Jesuites geschrieben.

III.

Man hat den Pasquier ohne Hände gemahlt, um ihn so uneigennützig vorzustellen, als er war; und unter sein Bildniß hat man folgendes Sinngedicht gesetzt:

Ici je suis sans mains, vous demandez pourquoi,
Avocats, c' est pour Vous apprendre
Que nul n' observe mieux que moi
La loix, qui des cliens nous défend de rien prendre.

„Ich bin hier ohne Hände vorgestellt, und „ihr fragt, warum? Euch ihr Advocaten will „ich damit lehren, daß niemand besser, als ich, „das Gesetz beobachtet habe, das uns gebiethet, „nichts von unsern Clienten zu nehmen.„

IV. *

Das Sinngedicht auf seine böse und zanksüchtige Frau, verdient hier vielleicht eine Stelle. Man würde es mit mehrerm Rechte für schön gehalten haben, wenn es kürzer wäre:

Nulla dies nobis, non horula praeterit una,
Non punctum, nullus temporis articulus,

Quo

Quo non, vae miſeris ſervis! ſuccenſeat uxor,
Succenſerque mihi, ni ſimul ipſe querar.
Illius ad nutum totus componor, & idem
Pacificus cum ſim, triſtia bella gero.
Sic mihi pax bello, ſic pace bellum paratur,
Et placide ut poſſim vivere, vivo miſer.
Si vel cum ſervis & conjuge litigo, ſic eſt,
Hei mihi! Conjugium litigioſus amor.

Jacob Auguſt de Thou (Thuanus,)

geb. zu Paris 1553, geſt. 1617.

I.

Thuanus war ſo beſcheiden, daß, als er den Tod des Peter Pithöus erfuhr, er beynahe ſeine Geſchichte zerriſſen hätte, weil er, wie er ſagte, nun weiter niemand wüßte, der ihm in Verfertigung derſelben den Weg weiſen könnte, wie dieſer große Mann bisher gethan hatte.

II.

Thuanus verkaufte die Bedienung die er hatte, um Kanzler oder Premierpräſident zu werden; aber er erhielt weder die eine noch die andere von dieſen Würden. Robert Stephanus führte um eben dieſe Zeit einen Proceß gegen eine Perſon, und verlohr denſelben. Einige Zeit hernach be-

ſuchte dieſer den Thuanus, welcher ihn mit ſeinem verlohrnen Proceſſe aufzog, und zu ihm ſagte: **Hof und Proceß verlohren.** Robert Stephan antwortete ihm ſcharfſinnig: **Hof und Parlament verlohren.**

III.

Thuanus hatte einen von den Vorältern des Cardinals Richelieu angegriffen, und dieſer rachgierige Miniſter ließ den Sohn dieſes großen Mannes ums Leben bringen. **Thuanus**, ſagte er, **hat mich in ſeine Geſchichte geſetzt, und ich will ſeinen Sohn in die meinige ſetzen.**

IV.

Der Präſident Thuanus ſagte nicht unrecht, daß nur die Geſchichtbücher derer Glauben verdienten, die aufrichtig genug wären, die Wahrheit von ſich ſelbſt zu geſtehen.

V.

Auf einer Reiſe, ſagt Thuanus, die ich mit dem Herrn von Schomberg nach Languedoc that, beſuchte ich den Biſchof von Mende auf ſeinem Landgute, Chanac genannt. Wir wurden daſelbſt herrlich bewirthet. Zugleich bemerkten wir, daß an allem Wilpret, das auf die Tafel kam, entweder der Kopf, oder ein Schenkel, ein Flügel, oder ſonſt ein Theil fehlete, und dieſes gab dem Prälaten Gelegenheit, zu ſagen, daß wir der Gefräſſigkeit ſeines Einkaufers etwas zu gute halten müßten,

müßten, der von allem, was er heim brächte, erst etwas zu kosten pflegte. Als wir hernach hörten, daß diese Einkaufer Adler wären, wünschten wir, die Sache etwas genauer zu erkundigen. Wir fanden, daß die Adler ihre Nester in die Höhlung eines hohen Felsen machten. So bald die Hirten auf dem Felde dieses gewahr werden, bauen sie am Fuße des Felsen eine kleine Hütte, um sich vor den Adlern, wenn sie den Raub ihren Jungen bringen, zu verbergen. Wenn die Hirten dann sehen, das die Alten wieder fort geflogen sind, klimmen sie geschwind den Felsen hinan, und nehmen den Jungen ihren Fraß aus dem Neste hinweg. Sie legen davor das Eingeweide gewisser Thiere hinein; da sie es aber nicht in solcher Geschwindigkeit thun können, daß nicht die alten oder die jungen Adler schon etwas sollten gefressen haben, so ist dieß die Ursache, daß das Wilpret alle verstümmelt ist; indeß hat es einen weit bessern Geschmack, als alles das, was man auf dem Markte kauft. Wenn der junge Adler bald ausfliegen will, binden ihn die Hirten in dem Neste an, damit die alten fortfahren sollen, ihnen den Raub zuzutragen, bis ihn erstlich der Vater, und zuletzt auch die Mutter verläßt. Alsdann nehmen ihn die Schäfer weg, oder lassen ihn fliegen.

VI.

Als man dem Präsident Harlai einen Nachfolger ernennen wollte, ward die Sache nach Rom verschickt. Die drey Personen, die darzu vorge-

schlagen wurden, waren Thuanus, Jambleville, und Verdün. Der Pabst antwortete der Königinn Regentinn mit diesen Ausdrücken: Il primo cretico, il secondo cattivo, il terzo non conosco. Der erste ist ein Cretenser (Lügner,) der andere nichts nütze, den dritten kenne ich nicht.

VII.

Als Thuanus im J. 1598 zu Saumür war, begegnete ihm eine sehr sonderbare Begebenheit. Es befand sich in dieser Stadt eine wahnwitzige Person, von der er noch nichts wußte. Diese Person war ihren Wächtern entlaufen, und vom Pöbel allenthalben in der Stadt herum getrieben worden. Da sie nun bey einbrechender Nacht einen Ort suchte, wo sie bleiben könnte, kam sie von ohngefehr in das Haus und in das Zimmer, wo der Präsident Thuanus im Bette lag, die Thüre aber zu verschließen vergessen hatte. Seine Bedienten lagen in einer Seitenkammer. Die Wahnwitzige schlich sich ganz sachte in das Zimmer des Präsidenten, und fieng an sich am Kamin auszuziehen; ihre Kleider hieng sie auf Stühle um den Kamin herum, damit sie am Feuer trocknen sollten, weil man sie mit Wasser begossen hatte. Als ihr Hemde ein wenig trocken war, legte sie sich zu den Füßen queer über ins Bette, und fieng an fest zu schlafen. Als sich hernach Thuanus in dem Bette, das ein wenig kurz war, einmal umwendete, fühlte er die Last, die ihm auf den Beinen lag, und wollte sie heraus

werfen.

werfen. Die Wahnwitzige fiel herunter auf die Erde, und machte durch ihren Fall, daß Thuanus vollends aufwachte, der, da er nicht wußte, was es war, anfänglich glaubte, es habe ihn nur geträumt. Da er aber iemand im Zimmer herum gehen hörte, zog er die Vorhänge des Bettes auf; da nun eben der Mond durch die Fenster schien, sahe er eine weiße Gestalt im Zimmer herum gehen. Zu gleicher Zeit fielen ihm die Lumpen am Kamin ins Gesicht, so daß er glaubte, es hätten sich Bettelleute herein geschlichen, um ihn zu bestehlen. Als das Mädchen ein wenig näher ans Bette kam, fragte er sie, wer sie wäre; und sie antwortete ihm, sie sey die Königinn des Himmels. An der Stimme erkannte er, daß es ein Frauenzimmer war. Er stand auf, rufte seine Bediente, und ließ sie aus dem Hause führen, worauf er sich wieder nieder legte. Jedweder andere würde bey einem solchen Vorfalle mehr Furcht gehabt haben. Der König, dem die Sache war erzählt worden, gedachte allemal daran, wenn er das Regina Coeli laetare in der Kirche anstimmen hörte, und sah sich nach dem Präsident Thuanus um.

VIII.

Die Engeländer haben den Buchhändler, der eine schöne Ausgabe von der Geschichte des Thuanus angekündigt hatte, von allen Abgaben und Impostten, die auf Pappier und Druck gelegt, und in Engeland sehr stark sind, frey ge-

ſprochen. Man kann daraus ihre groſſe Achtung gegen dieſes Werk ſchlieſſen.

IX.

Als der Sohn dieſes groſſen Geſchichtſchreibers als Ambaſſadeur an den König von Engeland Jacob I. geſchickt ward, ſagte dieſer Prinz zu ihm: Was? ihr ſeyd der Sohn dieſes Pedanten, der ſo viel böſes von meiner Mutter geſchrieben hat, und wagt es, euch vor mir ſehen zu laſſen?

Jacob David Düperron, Cardinal,

geb. in Niedernormandie 1556, geſt. 1618.

I.

Düperron hatte ſo viel Gewalt über den Pabſt Paul V, daß dieſer insgemein ſagte: **Laßt uns Gott bitten, daß er den Cardinal Düperron regiere; denn der kann mich zu allen bereden.**

II.

Der Cardinal Düperron ſprach gern viel. Als er einsmals auf ein gewiſſes Concilium zu reden kam, von welchem er immer ohne Aufhören redete, und ſein Kammerdiener ihn dieſes Ge-

Gespräch anheben hörte, nahm er seinen Mantel, und sagte zu den andern Bedienten: Andiamo ab . . . **Wir wollen fort gehen; wir brauchen auch so bald nicht wieder zu kommen.**

III.

Man hielt einsmals eine Unterredung im Louvre über die Religion. Düperron bewieß die Verfälschung der Schriftstellen, deren sich Düplessis Mornay wider die Messe bedient hatte, so offenbar, daß dieser sich schämte, und nach Saumür sich begab. Man scherzte darüber, und sagte, daß er alle Passagen der heil. Schrift verlassen habe, um die Passage nach Saumür frey zu behalten.

IV.

Der Cardinal Richelieu verglich vier der besten Schriftsteller seiner Zeit mit den vier Elementen. Den Cardinal Berülle mit dem Feuer, wegen seines erhabenen Schwunges; den Cardinal Düperron mit dem Meere, wegen seiner unergründlichen Gelehrsamkeit; den Pater Coeffeteau mit der Luft, wegen seines weitläuftigen Genies; und den Düvair mit der Erde, wegen seiner vielfältigen und häufigen Arbeiten.

V.

Der Cardinal Düperron sagte, daß kein Ketzer wäre, den er nicht überzeugen wolle; aber sie zu bekehren, sey eine Gabe, die Gott nur dem Franz de Sales vorbehalten habe.

VI. Als

VI.

Als der Cardinal Düperron zu Paris in der Parochie Saint Paul wohnte, schickte er einen Pagen an den Pfarrer derselben Parochie, der ihn zu ihm rufen sollte, weil er etwas mit ihm zu sprechen hatte. Der Pfarrer antwortete, daß er kommen wollte, kam aber nicht. Düperron schickte noch einmal zu ihm, und erhielt eben die Antwort wieder, ohne daß der Pfarrer erschien. Den Cardinal verdroß die Unbescheidenheit dieses Mannes, und ließ ihm sagen, daß diese Aufführung schlecht wäre, und daß er den Augenblick kommen müsse. Der Pfarrer antwortete hierauf dem Pagen ganz kaltsinnig: Sagen Sie dem Herrn Cardinal nur, daß er Pfarrer zu Rom, und ich zu Paris sey; daß er sich in meiner Parochie befinde, und ich nicht in der seinigen. Düperron fand die gesetzte Antwort dieses Mannes gegründet, stand auf, und gieng selbst zu ihm. So bald ihn der Pfarrer kommen sahe, gieng er ihm bis auf die Gasse entgegen, und der Cardinal bezeugte ihm seine Hochachtung und Freundschaft.

VII.

Der Cardinal Düperron ließ alle seine Bücher zweymal drucken. Die erste Auflage war nicht stark, und ward nur unter gute Freunde vertheilt, damit sie ihre Anmerkungen hinzu machen könnten; wenn er nun alles noch einmal übersehen und verbessert hatte, so erfolgte die zweyte

Auf-

Auflage, welche vor die Welt war. Er hatte darzu eine eigene Druckerey in seinem Landhause zu Bagnolet, damit er gewiß versichert seyn könnte, daß die ersten Ausgaben nicht weiter ausgebreitet würden, als er es verlangte.

VIII.

Der Cardinal Düperron hatte eines Tages den Generaladvocaten Servin einer gänzlichen Unwissenheit beschuldigt. **Es ist wahr**, gab ihm dieser zur Antwort, **daß ich nicht gelehrt genug bin, um zu beweisen, daß kein Gott sey.** Der Cardinal schwieg und schämte sich. Um diese Antwort zu verstehen, muß man wissen, daß Düperron einmal die Verwegenheit gehabt hatte, gegen Heinrich III. über der Tafel zu sagen: **Ich habe ietzt bewiesen, daß ein Gott sey, und wenn Eu. Majestät mich morgen wieder hören wollen, so will ich Ihnen beweisen, daß kein Gott sey.** Der König ward dadurch so beleidigt, daß ihm Düperron nie wieder unter die Augen kommen durfte.

Theophilus Viaud,

geb. zu Angenois 1590, gest. 1626.

I.

Der Philosoph Nitard und der Poet Theophilus hatten eine gelehrte Unterredung mit einan-

einander zu Faintes. Der Philosoph, dem das Geschwätz und die Irrthümer des Poeten verdrüßlich waren, sagte endlich: Mein lieber Theophile, es scheint, daß sie viel Witz haben; aber es ist Schade, daß sie keine Wissenschaften besitzen. Dieser gab ihm hierauf zur Antwort: Ich räume es ein, und nehme ihre Freyheit nicht übel; aber erlauben sie mir, ihnen mit eben der Freyheit zu sagen, daß sie mir alles zu wissen scheinen; es ist aber nur Schade, daß sie keinen Witz besitzen.

II.

Der Herzog von Uzes versprach dem Theophilus, ihn bey allen Gelegenheiten zu tragen, d. i. ihm immer zu Diensten zu seyn. Der Poet antwortete ihm so gleich auf folgende Art:

Monseigneur je vous remercie,
Tant d'honneur, je n'ai merité;
Et si de vous j'étois porté
On me prendroit pour le Messie.

„Ich danke Ihnen, Monseigneur; so viel „Ehre habe ich nicht verdient; und wenn ich „von ihnen getragen würde, so dürften mich „alle für den Meßias halten.„

III.

Als Theophilus bey einem vornehmen Herrn war, und daselbst einen Menschen fand, von dem man sagte, daß er ein Narr, und folglich ein

ein Poet wäre, machte Theophilus so gleich dieses Sinngedicht.

J'avouerai avecque vous
Que tous les Poëtes sont fous;
Mais sachant ce que Vous êtes
Tous les fous ne sont pas Poëtes.

„Ich bin mit Ihnen einerley Meynung, „daß alle Poeten Narren sind; da ich aber „weiß was ihr seyd, so weiß ich auch, daß nicht „alle Narren Poeten sind.„

IV.

Man sagt, daß der König Jacob I. den Theophilus nach Engeland verschrieben, ihn aber hernach, gewisser Ursachen wegen, die dem Poeten nicht allzu rühmlich sind, nicht habe sehen mögen. Theophilus redet davon in einem Sinngedichte, das heut zu Tage den Beyfall nicht finden würde, den es damals fand:

Si Jaques Roi du Savoir
N'a pas trouvé bon de me voir,
En voici la cause infaillible:
C'est que ravi de mon écrit
Il crut que j'etois tout esprit
Et par conséquent invisible.

„Wenn der gelehrte König Jacob mich „nicht zu sehen verlangt hat, so ist dieß die „wahre Ursache davon: Von meinen Gedichten bezaubert, glaubte er, daß ich ganz Geist, „und folglich unsichtbar sey.„

V. Der

V.

Der Abt d'Aubignac erzählt eine Begebenheit, die sich bey der Vorstellung der Tragödie Pyramus und Thisbe zugetragen haben soll. Ein junges Mädchen, die noch niemals bey einem Schauspiele gewesen war, als sie sahe, daß sich Pyramus umbringen wollte, weil er seine Geliebte für todt hält, sagte zu ihrer Mutter, daß man es doch dem Pyramus sagen sollte, daß Thisbe noch lebe.

VI.

Als eine Dame den Theophilus um ein Gedichte bat, in welchem er sie mit der Sonne vergleichen sollte, machte er folgendes aus dem Stegereif:

Que me veut donc cette importune?
Que je la compare au Soleil:
Il est commun, elle est commune;
Voilà ce qu' ils ont de pareil.

„Die Närrinn, plagt sie mich nicht, daß „ich sie mit der Sonne vergleichen soll? die „Sonne ist gemein, sie ist gemein; das ist „alles, worinne sie sich gleichen.„

Franciscus Malherbe,

geb. zu Caen, ums Jahr 1555, gest. 1628.

I.

Als Heinrich IV. eines Tages den Cardinal Düperron fragte, ob er keine Verse mehr mache, gab dieser zur Antwort: Nein, seitdem Malherbe die französische Poesie auf so einen hohen Grad gebracht hat, daß ihm niemand gleich kommen kann, so muß sich auch niemand mehr damit vermengen. Malherbe kam darüber nach Paris, und ist auch von da nicht wieder hinweg gekommen. Hof und Stadt würden mehr Vergnügen an ihm gefunden haben, wenn er mehr angenehmes im Umgange gehabt hätte; er sprach wenig, und alles was er sprach, war Spötterey.

II.

Als ihn einer von seinen Nefen, der aus der Schule kam, besuchte, legte er ihm den Ovidius vor. Da nun der junge Mensch nicht fortkommen konnte, sondern stockte, sagte Malherbe im Scherz zu ihm: Ich gebe euch den Rath, ein Soldat zu werden, denn ihr seyd sonst zu nichts nütze.

III.

Da sein Sohn vom Despiles war erstochen worden, wollte er ihn zum Duell heraus fodern,

und da ihm seine Freunde vorstellten, daß es eine Thorheit sey, wenn ein Mann von 73 Jahren sich mit einem jungen Menschen von 25 Jahren herum schlagen wollte, antwortete Malherbe: Eben deßwegen will ich mich schlagen; seht ihr denn nicht, daß ich nur einen Pfennig gegen eine Pistole aufs Spiel setze.

IV.

Ein angesehener Mann bey Hofe brachte einsmals Verse zu dem Malherbe, die er zum Lobe einer Dame verfertigt hatte, und ziemlich schlecht waren. Malherbe las dieselben mit Widerwillen, und fragte, als er damit fertig war, ob er verurtheilt worden wäre, entweder diese Verse zu machen, oder gehangen zu werden.

V.

Ein andermal bat ihn ein Poet aus einer Provinz, ihm eine Ode, die er auf den König verfertigt hatte, durch zu sehen, und ließ sie zu dem Ende zurück. Als er sie wieder abholen wollte, sagte Malherbe zu ihm, daß nur noch vier Worte hinzu zu setzen wären. Der Poet bat ihn, sie selbst darzu zu schreiben. Malherbe nahm die Feder, und setzte unter die Ueberschrift Ode an den König, die Worte, pour torcher, &c. den ** zu wischen, wickelte das Papier zusammen, und gab es dem Poeten wieder, der sich tausendmal dafür bedankte, und fortgieng, ohne zu wissen, was er ihm darauf geschrieben hatte.

VI. Als

VI.

Als einer seiner Freunde sich gegen ihn beklagte, daß nur Soldaten, oder Leute, die in Staatsgeschäfften arbeiteten, belohnt würden, und daß man die, die sich in den schönen Wissenschaften hervor thäten, ganz vergäße, antwortete er, daß dieß sehr weise sey, und daß ein guter Poet dem Staate nicht mehr nütze sey, als ein guter Kegelspieler.

VII.

Die Art, wie er seinen Bedienten strafte, ist sehr sonderbar. Er gab ihm täglich zehn Sous zu seinem Unterhalte, welches damals viel Geld war, und 20 Thaler des Jahrs zum Lohne. Wenn er nun mit ihm nicht zufrieden war, machte er ihm eine Vorstellung auf diese Art: Mein Freund, sagte er, wenn man seinen Herrn beleidigt, so beleidigt man Gott; und wenn man Gott beleidigt, muß man Vergebung der Sünde bey ihm suchen, man muß fasten und Almosen geben. Ich behalte also fünf Sous von eurem Kostgelde zurück, und will sie den Armen geben, und sagen, daß ihr sie ihnen schenkt.

VIII.

Nie hat iemand das, was er dachte, freyer heraus gesagt, als Malherbe. Der Erzbischof von Rouen hatte ihn gebeten, eine Rede, die er halten sollte, mit anzuhören, und Malherbe setzte sich nach dem Essen hin und schlief. Da ihn nun

der Prälat aufweckte, um ihn mit in die Predigt zu nehmen, bat ihn Malherbe, daß er ihn immer solle sitzen lassen, er wolle auch ohne seine Predigt schlafen.

IX.

Als ihm Abends ein Edelmann begegnete, der ihm eine Neuigkeit von sehr geringer Wichtigkeit erzählen wollte, unterbrach er ihn, und sagte: Gute Nacht, mein Herr, ich verbrenne für zween Groschen von meiner Fackel, und was sie mir erzählen, ist nicht einen Kreuzer werth.

X.

Malherbe traf einsmals einen Parlamentsrath an, welcher weinete, und fragte ihn um die Ursache seiner Betrübniß: Ey, antwortete ihm dieser, wie sollte man sich auch freuen können, da wir nun durch die unglückliche Entbindung der Prinzeßinn zween Prinzen vom Geblüt verlohren haben. Monsieur, Monsieur, antwortete ihm Malherbe, darüber dürfen sie sich nicht betrüben, es wird uns niemals an einem Herrn fehlen.

XI.

Man kann den Malherbe nicht wohl von einer gewissen Niederträchtigkeit und einem schmutzigen Geize frey sprechen, die ihn oft an den natürlichsten Empfindungen der Menschlichkeit hinderten. Die Grabschrift des Herrn Dis ist ein Beweiß davon.

Cy git Monſieur Dis.
Plût à Dieu qu'ils fuſſent dix;
Mes trois ſoeurs, mon pere & ma mere,
Le grand Eleazar mon frere,
Mes trois tantes & Monſieur Dis.
Vous les nommè-je pas tous dix.

„Hier liegt Monſieur Dis. Wollte der „Himmel, daß es ihrer zehn wären; meine „drey Schweſtern, mein Vater und meine „Mutter, der große Eleaſar mein Bruder, „meine drey Tanten, und Monſieur Dis; „Nenne ich ſie auch alle zehn?

XII.

Als ihm der Herr de Mezirlac, in Begleitung einiger ſeiner Freunde, ein Werk brachte, das er verfertigt hatte, und man es ihm als ein dem Publico ſehr nützliches Werk anpries, fragte er, ob es das Brod wohlfeiler machen würde.

XIII.

Wenn man ihm etwas von Staatsangelegenheiten ſagte, ſo hatte er immer das Wort im Munde; daß man ſich nicht mit der Regierung eines Schiffes abgeben müſſe, auf welchem man nichts als ein Reiſender ſey.

XIV.

Malherbe hatte eine ſehr verächtliche Meynung von dem ganzen menſchlichen Geſchlechte überhaupt. Wenn er auf den Todſchlag, den Cain an ſeinem Bruder Abel begieng, zu reden

kam, sagte er: Man sehe den vortrefflichen Anfang! Kaum waren ihrer drey oder vier auf der Welt, so schlägt schon einer davon seinen Bruder todt.

XV.

In seinem ganzen Betragen herrschte eine gewisse Unanständigkeit, die man ihm blos in Ansehung seiner Verdienste zu gute hielt. Seine Wohnung war schlecht, und nur mit 7 oder 8 Stühlen, aus Stroh geflochten, versehen. Da ihm nun die Liebhaber der schönen Wissenschaften fleißig zusprachen, so riegelte er inwendig die Thüre zu, wenn seine Stühle besetzt waren. Wenn nun weiter iemand anpochte, rufte er: **Wartet ein wenig, ich habe keinen Stuhl mehr.**

XVI.

Die Umstände seines Todes zeigen, daß er nicht viel Religion hatte. Man hatte alle Mühe, ihn zum Beichten zu bereden, und er entschuldigte sich immer damit, daß er nur gewohnt wäre, es zu Ostern zu thun. Yvrande, den er erzogen hatte, brachte es endlich dahin, indem er ihm vorstellte, er müsse doch auch wie andere Menschen sterben, da er wie andere Menschen gelebt habe. Malherbe fand, daß er recht hatte, und schickte nach dem Pfarrer. Man sagt, daß er in den letzten Zügen, eine Stunde vor seinem Tode, seiner Aufwärterinn noch einen Verweiß, wegen eines Worts, gegeben habe, das nicht gut französisch war; und da dieses sein Beichtvater nicht billigte, antwortete

er ihm, daß er sich dessen nicht entbrechen könnte, weil er die Reinigkeit der französischen Sprache bis an den Tod vertheidigen würde. Man setzt hinzu, daß, als ihm der Beichtvater die Glückseligkeit des andern Lebens in einigen unrichtigen und niedrigen Ausdrücken vorstellete, und ihn fragte, ob er nicht ein groß Verlangen empfände, bald zu dem Genuß derselben zu gelangen, Malherbe geantwortet habe, daß er ihm nichts mehr davon sagen sollte, weil seine schlechten Ausdrücke ihm einen Ekel dagegen beybrächten. Unterdessen hat Rakan doch den Malherbe als einen sehr frommen Mann gepriesen, weil er einmal, während einer gefährlichen Krankheit seiner Frau, ein Gelübde gethan hatte, von Aix bis nach Saint-Beaume mit bloßem Haupte zu laufen, wenn sie wieder gesund würde.

XVII.

Wenn man dem Malherbe wegen der Uebersetzung, die er von einigen Werken des Seneka gemacht hatte, vorwarf, daß sie nicht treu genug wäre, gab er zur Antwort, daß er keine Speise vor die Köche habe zubereiten wollen, und daß ihm wenig daran liege, ob ihn die Gelehrten lobten, die die Werke, die er übersetzt hätte, selbst verstünden, wenn seine Uebersetzung nur den Hofleuten gefiele.

XVIII.

Man erzählte dem Malherbe, daß Goulmin die punische Sprache wieder hergestellt habe, und

daß er schon das Pater noster in derselben zu sagen wüßte. Malherbe, der es nicht glauben mochte, fieng so gleich ein Gewäsche an, das kein Mensch verstand, und sagte hernach: das war das Credo.

XIX.

Folgende Grabschrift auf den Malherbe hat der Poet Gombaud verfertigt:

L'Appollon de nos jours, Malherbe ici repose,
Il a vécu long-tems sans beaucoup de support
En quel siecle? Passant je n'en dis autre chose:
Il est mort pauvre, & moi, je vis comme il est mort.

„Der Apollo unsrer Zeit, Malherbe ruhet „allhier; er hat lange gelebt, ohne viel Gunst „genossen zu haben. Zu welcher Zeit? Wan„derer, ich sage weiter nichts: Arm ist er ge„storben, und ich lebe, so, wie er gestorben „ist.„

Theodorus Agrippa d'Aubigne,

geb. in Xaintonge 1550, gest. 1630.

I.

D'Aubigne, der durch den Baron von Föneste, durch die Confession de Sanci, und seine Geschichten bekannt ist, war der Sohn eines Officiers, der zu Orleans das Commando unter den Calviniſten während der Religionskriege führte. Sein Vater, der eine Reise in den Angelegenheiten seiner Parthey nach Guienne thun mußte, fand den Sohn bey seiner Zurückkunft äußerst lüderlich. Um ihn nun zu züchtigen und zu bessern, ließ er ihm ein schlechtes Kleid machen, und in allen Handwerksläden der Stadt herum führen, daß er sich ein Handwerk erwählen sollte. Dem jungen Menschen gieng diese Demüthigung dermaßen zu Herzen, daß er ein Fieber bekam, und bald daran gestorben wäre. So bald er wieder gesund war, warf er sich seinem Vater zu Füßen, bat um Vergebung, und redete so zärtlich, daß die Umstehenden Thränen vergossen, und der Vater ihm verzieh.

II.

Als er seinen Vater verlohren hatte, und sein Vormund sahe, daß er das Studiren nicht fortsetzen, sondern den Soldatenstand ergreifen wollte, setzte er ihn ins Gefängniß. Da er nun von

einigen seiner Freunde erfuhr, daß sie zur Armee abgiengen, und man ihm alle Abende die Kleider weg nahm, ließ er sich mit den Bettüchern durch das Fenster hinab, und lief im Hemde und mit bloßen Füßen der Armee nach. Da diese unterwegens auf einige Catholicken stieß, sie angriff und schlug, eroberte Aubigne eine Armbrust; kein Kleid mochte er aber nicht nehmen, sondern verfügte sich nackend zu seinen Cameraden. Einige Hauptleute sorgten so gleich für eine Montur und versahen ihn mit Gewehr; er stellte über diesen Vorschuß eine Obligation aus, und schrieb diese Worte darunter: Ich verpflichte mich, dem Kriege nie den Vorwurf zu machen, daß ich durch ihn um das meinige gekommen sey, indem ich nicht in so elenden Umständen aus demselben zurück kommen kann, als ich in denselben gegangen bin.

III.

Als Aubigne eines Tages seine Unglücksfälle dem Herrn de Talcy erzählte, fiel ihm dieser ins Wort, und sagte zu ihm: Sie haben Papiere in den Händen, an welchen dem Kanzler de l'Hopital viel gelegen ist, der sich iezt auf seine Landgüter begeben, und weiter zu nichts mehr nütze ist; ich will ihm sagen lassen, was in ihren Händen ist, und wette, daß sie zehn tausend Thaler, entweder von ihm selbst, oder von denen, die seinen Untergang suchen, dafür haben sollen. Aubigne suchte so gleich diese Papiere, und warf sie ins Feuer, und da Talcy ihn deßwegen schalt,

ant-

antwortete er: Ich hätte mich vielleicht verführen lassen; es ist aber besser, daß ich die Papiere verbrenne, als daß sie mich verbrennen. Den folgenden Tag kam Talcy wieder zu ihm, und sagte: Sie haben mir zwar ihre Gedanken noch nicht eröfnet; ich bin aber scharfsichtig genug, zu entdecken, daß sie meine Tochter lieben. Ob nun gleich verschiedene, die weit reicher sind, als sie, um dieselbe anhalten, so haben doch die Papiere, die sie gestern verbrannten, mich geneigt gemacht, ihnen meine Tochter zu geben.

IV.

Da Heinrich IV. dem d'Aubigne verschiedene Verrichtungen aufgetragen hatte, und ihm endlich keine andere Belohnung als sein Portrait gab, schrieb Aubigne diese vier Zeilen darunter:

Ce Prince est d'étrange nature
Je ne sais qui diable l'a fait:
Il récompense en peinture
Ceux qui le servent en effet.

„Welcher Teufel hat den wunderlichen „Prinzen gemacht? Er giebt gemalte Beloh„nungen denen, die ihm wirkliche Dienste ge„leistet haben.„

V.

Aubigne verließ mißvergnügt den Hof. Heinrich IV, der einen getreuen Diener an ihm verlohren hatte, schrieb vier Briefe nach einander

an

an ihn, um ihn zurück zu rufen, welche Aubigne alle ins Feuer warf. Als er aber vernahm, daß der König, auf die falsche Nachricht, daß er bey Limoges gefangen genommen worden sey, einige Ringe von seiner Gemahlinn bey Seite gelegt hätte, um ihn damit los zu kaufen, entschloß er sich, wieder in seine Dienste zu treten, und that es auch so gleich.

Paul Hay du Chatelet,

geb. in Bretagne 1592, gest. 1636.

I.

Chatelet war der erste, der in der französischen Akademie eine Rede vorlas. Ob er gleich gewohnt war, öffentlich zu reden, so versicherte er doch, daß ihm nie eine Versammlung so ehrwürdig geschienen, und daß er sich also der Erlaubniß bediene, die damals denen Mitgliedern der Akademie verstattet ward, ihre Reden vorzulesen, statt sie auswendig her zu sagen.

II.

Als man den Proceß des Bouteville formirte, verfertigte Chatelet ein Factum für ihn, worinne eben so viel Beredsamkeit als Dreustigkeit war. Als ihm der Cardinal Richelieu vorwarf, daß er die Gerechtigkeit des Königs beleidige, antwortete er: Vergeben Sie mir, ich vertheidige

seine

seine Barmherzigkeit, wenn er die Gnade haben will, sich deren gegen einen der tapfersten Männer in seinem Königreiche zu bedienen.

III.

Als er eines Tages mit dem Herrn von Saint-Preuil bey dem Könige war, der den Herzog von Montmorenci bey dem Könige wieder in Gnade zu bringen suchte, und es sich sehr angelegen seyn ließ, sagte der König zu ihm: Ich glaube, daß Chatelet wohl möchte einen Arm verlohren haben, um den Montmorenci zu retten. Sire, antwortete Chatelet, ich wollte sie alle beyde verlohren haben, da sie Eu. Majestät nicht dienen können, wenn ich dadurch einen gerettet hätte, der Schlachten für Sie gewonnen hat, und noch ferner gewinnen kann.

IV.

Als Chatelet auf Befehl des Königs ins Gefängniß a) war gesetzt worden, und ihn, nach seiner Befreyung, der König in der Messe nicht ansehen wollte, sondern das Gesicht nach einer andern Seite kehrte, ließ Chatelet dem Könige sagen, daß er sich nicht vor ihm schämen solle, weil er ihm alles von Herzen vergeben habe. Darüber lachte der König, und erwieß sich sehr freundlich gegen ihn.

a) Die Ursache war, daß er in dem Proceß des Marschalls von Marillac keinen Richter hatte abgeben wollen. Dieser Ludewig von Marillac war ein Todfeind des Cardinals Richelieu, und hatte sich

sich verlauten lassen, daß er ihn mit eigener Hand ermorden wolle. Er ward also im Lager zu Felizzo in Piemont gefangen genommen, und zu Paris den 8 May 1632 öffentlich enthauptet.

V.

Der Cardinal Richelieu machte ihm über eben diesen Arrest eine Entschuldigung; und Chatelet antwortete ihm: Ich mache einen großen Unterschied unter dem Bösen, das Eu. Eminenz thun, und dem, das sie nur zulassen; ich bin allemal, wie vorher, zu dero Diensten.

VI. *

Eben dieser Chatelet, bekam einmal, als er noch Generaladvocat im Parlament zu Rennes war, derbe Schläge, weil er in einer gewissen Rechtssache sich anzüglicher Redensarten bedient hatte. Es ist vielleicht manchem von seinen Brüdern ein gleiches begegnet, die ihre Schläge wieder abgeschüttelt haben, um neue zu verdienen; dieser aber legte sein Amt nieder, und verließ Rennes.

Nicolaus

Nicolaus Claudius Fabri Peireſcius,

geb. zu Aix 1580, geſt. 1637.

I.

Als Peireſcius zu London in einer Geſellſchaft gelehrter Leute ſpeiſete, brachte ihm ein gewiſſer Doktor, Thorius, eine Geſundheit zu, in einem ſo ungeheuern großen Glaſe, daß Peireſcius ſich lange entſchuldigte, und nicht eher Beſcheid that, bis ihm Thorius verſprach, gleichfalls eine Geſundheit von ihm anzunehmen. Peireſcius trank das Glas aus, und ließ es hernach mit Waſſer wieder füllen. War es dem Peireſcius ſauer geworden, Beſcheid zu thun, ſo ward es iezt dem engliſchen Doktor noch weit ſauerer. Er ſeufzete aus ganzem Herzen, nahm das Glas wohl zehnmal an den Mund, und ſezte es wieder hin, bis er es endlich nach oft wiederholten Verſuchen ausgeleert hatte.

II.

Der gelehrte Heinrich Valeſius hatte in einem alten Schriftſteller etwas vom Hafen zu Smirna geleſen, das man nicht verſtehen konnte, wenn man nicht die Gegend ſelbſt geſehen hatte. Er ſchrieb dieſen Umſtand an den Peireſcius, und dieſer ſchickte ſo gleich einen Maler zu Schiffe nach Smirna, um den Grundriß und die Ausſicht

des

des Hafens daselbst aufzuzeichnen. Diese Zeichnung schickte er hernach an den Valesius, der sich zwar deßwegen bedankte, aber ihm zu gleicher Zeit meldete, daß es ihm noch kein Genüge thäte. Peirescius ward verdrüßlich, daß er einen so beträchtlichen Aufwand vergebens sollte gemacht haben, und schrieb ihm wieder, daß er weder ihm, noch seinem Maler, die Schuld geben müsse, sondern sich selbst, weil er selten mit etwas zufrieden wäre.

III. *

Seine Manuscripte und Briefschaften, worunter sehr viele vom Salmasius waren, hatten das Schicksal, daß sie einer unverständigen Nichte in die Hände fielen, die sich derselben, das Feuer im Kamin anzuzünden, bediente.

Franciscus Maynard,

geb. zu Toulouse 1582, gest. 1646.

I.

Da die Art der Poesie, in welcher Maynard am glücklichsten war, das Epigramma war, so gab ihm ein gewisser Parlamentsrath zu Toulouse alle Jahr einen Martial zum heiligen Christ.

II.

Die Art, womit sich Maynard, seiner schlechten Umstände wegen, gegen den Cardinal Richelieu beklagte,

beklagte, und etwas von ihm zu erhalten ſuchte, iſt überaus fein und ſchmeichelhaft für den Cardinal;

Armand, l' age affoiblit mes yeux,
Et toute ma chaleur me quitte;
Je verrai bien-tot mes Ayeux
Sur le rivage du Cocyte;
Je ſerai bien-tot des ſuivans
De ce bon Monarque de France,
Qui fut le pere des Savans
En un ſiecle plein d' ignorance.
Lorsque j' approcherai de lui,
Il voudra que je lui raconte
Tout ce que tu fais aujourd' hui
Pour combler l' Eſpagne de honte.
Je contenterai ſon deſir;
Et par le recit de ta vie
Je calmerai le déplaiſir
Qu' il reçut au Camp de Pavie;
Mais s' il demande à quel emploi
Tu m' as occupé dans le monde,
Et quel bien j' ai reçû de toi,
Que veux-tu que je lui reponde?

„O Richelieu! das Alter ſchwächt mein „Geſicht, meine natürliche Wärme geht ver„lohren; ich werde bald meine Väter an dem „Ufer des Cocytus ſehen, und mich unter die „Begleiter des vortrefflichen Königs von „Frankreich miſchen, der in einem unwiſſenden

„Jahrhunderte der Vater der Gelehrten war. „Wenn ich mich ihm nähern werde, wird er „verlangen, daß ich ihm alles erzählen soll, „was du heut zu Tage unternimmst, um Spa„nien zu demüthigen. Ich werde seinem Ver„langen Genüge leisten, und durch die Erzäh„lung deines rühmlichen Lebens das Mißver„gnügen dämpfen, das er vor Pavia einst „empfand. Wenn er mich aber fragt, zu „welchen Verrichtungen du mich gebraucht ha„best, und welche Wohlthaten ich von dir ge„nossen habe, was willst du, daß ich ihm ant„worten soll?

Nichts, antwortete ihm der Cardinal Richelieu. Dieß scheint beynahe unglaublich von einem Minister, der die Gelehrten so sehr liebte, und selbst Poeten belohnte, die es weit weniger verdienten, als Maynard. Man sagt indessen, daß dieser große Mann sich nie dieses Dichters angenommen habe, weil er nicht vertragen konnte, daß man bey ihm um etwas bat, sondern den Ruhm haben wollte, daß er aus eigenem Triebe freygebig sey.

III.

Maynard hatte, zum Beweise des Ekels, den er vor dem Hofe und der ganzen Welt hatte, folgende Aufschrift über sein Kabinet machen lassen;

Las d'eſpérer & de me plaindre,
Des Muſes, des grands & du ſort;
C'eſt ici que j'attends la mort,
Sans la deſirer ni la craindre.

„Müde zu hoffen, und mich über die Mu„ſen, über die Großen und über das Schickſal „zu beklagen, erwarte ich hier den Tod, ohne „ihn weder zu verlangen, noch zu fürchten.„

IV.

Maynard beobachtet in ſeinen Verſen eine ſehr natürliche Conſtruction, ohne Zwang, ohne Verſetzung. Als ihm demnach ſein Sohn Verſe, die er ſelbſt gemacht hatte, vorlas, und an einem Orte ein Wort nicht an ſeinen rechten Platz geſtellet hatte, ſo daß daher eine Zweydeutigkeit entſtand, ließ er ſich dieſe Stelle dreymal vorleſen, als ob er ſie nicht verſtehen könnte. Endlich ſagte er zu ſeinem Sohne: Ey, mein Sohn, hier biſt du kein Maynard geweſen, denn dieſe pflegen ihre Worte nicht ſo zu conſtruiren.

V.

Maynard war ein vortrefflicher Nachahmer; ſeine Originalarbeiten aber geriethen nicht ſonderlich. Man hat daher von ihm eben das Urtheil gefället, das Scaliger in ſeiner Poetik vom Eraſmus gefället hat: Homo ex alieno ingenio poëta, ex ſuo verſificator.

VI.

Maynard hatte sich mehrentheils in einer Provinz aufgehalten, und kam kurz vor seinem Tode nach Paris. Wenn er nun in Gesellschaft sprach, so sagte man ihm immer: **Das Wort ist nicht mehr gebräuchlich.** Dieses wiederfuhr ihm so oft, daß er endlich dieses kleine Gedicht machte:

En cheveux blancs il me faut donc aller
Comme un enfant tous les jours à l'Ecole?
Que je suis fou d'apprendre à bien parler,
Lorsque la mort vient m'oter la parole.

„Mit weißen Haaren auf dem Haupt muß „ich also noch alle Tage wie ein Kind in die „Schule gehen? Was für ein Thor bin ich, „daß ich noch gut will sprechen lernen, da der „Tod mich bald der Sprache berauben wird.„

Vincent Voiture,

geb. zu Amiens 1598, gest. 1648.

I.

Voiture war eines Weinhändlers Sohn, trank aber lauter Wasser, welches Gelegenheit zu allerhand scherzhaften Einfällen gab. Als er eines Tages in ein Weinhaus kam, wo einige Officiere zusammen tranken, kam ihm einer mit

mit dem Glaſe in der Hand, und dieſen Verſen entgegen:

Quoi Voiture tu dégéneres!
Hors d'ici magrebi de toi,
Tu ne vaudras jamais ton pere,
Tu ne vens du vin ni n'en bois.

„Was Voiture, du biſt aus der Art geſchla„gen! Packe dich, du armer Schlucker! du „wirſt niemals ſo viel werth ſeyn, als dein „Vater. Du verkaufſt keinen Wein, und „trinkſt auch keinen.„

II.

Da man vom Voiture ſagte, daß er die Tochter eines königlichen Einkaufers heyrathen wolle, ward folgendes Sinngedicht verfertigt:

O que ce beau couple d'Amans
Va gouter de contentemens!
Que leurs délices ſeront grandes!
Ils ſeront toujours en feſtin.
Car ſi la Prou fournit les viandes,
Voiture fournira le vin.

„O was wird dieſes verliebte Paar für „Vergnügen ſchmecken! wie groß wird nicht „ihr Ergötzen ſeyn! Sie werden beſtändig in „Schmauſereyen leben; denn wenn die Braut „das Fleiſch giebt, ſo wird Voiture den Wein „geben.„

III.

Madame Desloges spielte einsmals das Sprichwörterspiel mit ihm, und wollte eins der seinigen nicht gelten lassen: **Das taugt nichts**, sagte sie, **zapft uns eins aus einem andern Fasse an.** Der Marschall de Bassompiere sagte dabey: **der Wein, der andere Leute beherzt macht, macht den Voitüre mattherzig**; wodurch er zu verstehen gab, daß er sich über diesen Punkt nicht gern aufziehen ließe. a)

a) Beynahe hätte ich nicht gewußt, was ich aus dieser ganzen Anecdote machen sollte. Ich hätte sie weglassen sollen: das beste Mittel, eine Sache zu erklären, die man nicht recht versteht. Wer aber gern alles aufs reine gebracht wissen mag, dem will ich hier einen andern Einfall des Marschalls Bassompiere mittheilen, der vielleicht hieher gehört. „Es ist Schade,„ sagte er vom Voitüre, „daß er nicht bey der Lebensart seines Vaters ge„blieben ist, denn da er das Süsse (les douceurs) „liebt, so würde er uns lauter Hypocras zu trin„ken gegeben haben.„ Les douceurs heißen auch Schmeicheleyen, die man dem Frauenzimmer vorsagt, und hierinne steckt das schalkhafte dieses Einfalls.

IV.

Als Voitüre einen Hofmann mit einer anzüglichen Rede beleidigt hatte, so suchte dieser Gelegenheit zur Rache, und foderte ihn heraus. Ey, sagte Voitüre, wir sind einander zu ungleich: Sie sind groß, und ich bin klein; sie sind ein Held,

Held, und ich ein Poltron; sie wollen mich todt stechen, nun gut, ich halte mich schon für todt. Sein Feind lachte darüber, und ließ ihn gehen.

V.

Madame de Sable, die eine gute Freundinn des Voitüre war, pflegte ihm öffters im Scherz den Vorwurf zu machen, daß er so eitel als ein Frguenzimmer sey; welches seinen Charakter sehr wohl ausdrückt.

VI.

Voitüre war so verliebt, daß er sich öffters rühmte, er habe Frauenzimmern von allerley Stande Zärtlichkeiten vorgeredet, vom Zepter bis zum Hirtenstabe, wie man von ihm zu sagen pflegt.

VII.

Benserade machte ein Sonnet auf den Hiob, welches mit des Voitüre seinem an Uranien verglichen ward. Der Hof war über diese beyden Stücke getheilt. Beyde Partheyen stritten heftig mit einander, und richteten nichts aus. Die eine hatte unter dem Namen der Jobelins den Prinz von Conti, und die andere unter dem Namen der Uranins die Frau von Longueville zu Anführern. Eine sinnreiche Person hat deßwegen gesagt:

Le destin de Job est étrange
D' étre toujours persecuté:
Tantot par un démon & tantot par un ange.

„Das Schicksal Hiobs ist sehr sonderbar, „indem er immer verfolgt werden muß: Bald „vom Teufel, und bald von einem Engel.„

VIII.

Voitüre war auch sehr großmüthig. Balzac ließ ihn um vierhundert Thaler bitten. Voitüre lieh sie ihm so gleich, nahm den Schein des Balzac, und schrieb unten darunter: Ich Endes Unterschriebener bekenne, daß ich dem Herrn Balzac achthundert Thaler schuldig bin, wegen des Vergnügens, das er mir macht, indem er vierhundert Thaler von mir geborgt hat. Diesen Schein schickte er dem Balzac zugleich wieder mit. Diese wenigen Zeilen machen ihm mehr Ehre, als seine schönsten Briefe.

IX.

Da die Marquise von Sable den Tod des Voitüre erfuhr, sagte sie: Bisher habe ich mich vor dem Tode nur gefürchtet; weil er mir aber den Voitüre wegnimmt, so will ich ihn bis ins Grab hassen.

X. *

Chapelain schreibt in einem Briefe an den Herrn Balzac folgendes vom Voitüre: „Bey „den leichtfertigen und muthwilligen Briefen, die „er schreibt, ist er nicht weniger ein guter Christ. „Er hat das Geheimniß gefunden, nach der Welt „und nach dem Evangelio zu gleicher Zeit zu leben; des Morgens fleißig und aus wahrer An-

„dacht

„dacht in die Meſſe zu gehen, und des Nachmit„tags ſeine gewöhnlichen Galanterien fortzuſe„tzen.„ Dieß Urtheil des Chapelain iſt eben ſo gründlich, als ſeine Verſe ſchön ſind. Balzac iſt ohne Zweifel verſtändiger, wenn er an den Chapelain ſchreibt: „An ſtatt Reime auf luë zu„ſammen zu ſuchen, wäre es für den Herrn Voi„ture ſo wohl, als auch für mich, beſſer, daß wir „uns aufrichtig bekehrten. Wir ſind, einer wie „der andere, über funfzig Jahr alt, von welchen „wir beyde vielleicht keine Viertelſtunde nach den „Vorſchriften des Herrn von Saint Cyran ge„lebt haben.„

Johann Rotrou,

geb. zu Dreux 1609, geſt. 1650.

I.

Rotrou ſtellte den ganzen Rath zu Dreux vor, als eine anſteckende Krankheit dieſe Stadt heimſuchte. Seine Freunde in Paris lagen ihm an, ſein Leben in Sicherheit zu ſetzen, und dieſen gefährlichen Ort zu verlaſſen, aber er antwortete, daß es ſein Gewiſſen nicht erlaube, weil er allein die Ordnung bey dieſen Umſtänden zu erhalten im Stande ſey. Er endigte ſeinen Brief mit dieſen Worten: Ich geſtehe, daß die Gefahr hieſigen Orts ſehr groß iſt, weil in dem Augenblick, da ich

dieses schreibe, die Glocken für die zwey und zwanzigste Person, die an diesem Tage gestorben ist, geläutet werden. Man mag sie für mich auch läuten, wenn es Gott gefällt.

II.

Rotrou wollte seinen **Wenceslaus** eben heraus geben, als er einer Schuld halber, die er nicht bezahlt hatte, ins Gefängniß gesetzt ward. Die Summe war nicht beträchtlich; aber Rotrou war ein Spieler, und folglich sehr oft ohne Geld. Er ließ die Comödianten rufen, und verhandelte ihnen seine Tragödie für zwanzig Pistolen. Er erhielt das Geld, und kam aus dem Gefängnisse heraus. Seine Tragödie ward gespielt, und zwar mit solchem Glück, daß die Comödianten es für billig hielten, ihm noch besonders ein Geschenk zu machen. Man weiß nicht, ob es Rotrou angenommen habe.

III.

Rotrou war ein Spieler; er hatte aber eine ganz besondere Art Geld zu sparen, und nicht alles auf einmal zu verlieren. Wenn er für ein verfertigtes Stück von den Comödianten Geld erhielt, warf er es insgemein auf einen Haufen Reisigbündel. Wenn er nun Geld brauchte, mußte er es aus diesen Bündeln wieder heraus schütteln, und die Mühe, die ihm dieses machte, verursachte zugleich, daß er nicht alles auf einmal fand, sondern immer noch etwas übrig behielt.

IV.

Der groſse Corneille pflegte zu ſagen: „Der „Herr Rotrou, und ich, würden den Pickelherin„gen und Marionettenſpielern ihren Unterhalt „verſchaffen;„ wodurch er zu verſtehen gab, daſs ihre Stücke Zuſchauer genug haben würden, wenn ſie auch noch ſo ſchlecht vorgeſtellt würden.

V.

Alle Poeten empörten ſich wider den Cid. Nur Rotrou wollte dem Neide des Cardinals Richelieu nicht zu Dienſten ſeyn. Der groſse Corneille nannte ihn daher ſeinen Vater.

Claudius Faber de Vaugelas,

geb. zu Chamberi 1585, geſt. 1650.

I.

Voitüre ſcherzte oft gegen den Vaugelas wegen der allzu groſsen Sorgfalt, die er auf ſeine Ueberſetzung des Curtius wandte. Er ſagte, daſs in der Zeit, als er einen Theil verbeſſerte, ſich unterdeſſen die Sprache verändere, ſo daſs er hernach den andern Theil immer wieder verbeſſern müſste. Bey welcher Gelegenheit er das, was Martial von einem Barbier ſagt, anführte, der ſo lange über einem Barte zubrachte, daſs unterdeſſen ein neuer wuchs:

Eutra-

Eutrapolus tonsor, dum circuit ora Lupersi,
Expungitque genas, altera barba subit.

So sagte Voitüre auch: altera lingua subit. Unterdessen ward diese Uebersetzung mit so großem Beyfall aufgenommen, daß Balzac sagte, der Alexander des Curtius sey unüberwindlich, aber des Vaugelas seiner unnachahmlich.

II.

Als der Cardinal Richelieu von der französischen Akademie verlangte, daß sie ein Dictionnair verfertigen sollte, gab man ihm zu verstehen, daß das beste zu Beförderung einer solchen Arbeit sey, wenn man dem Vaugelas die Sorge dafür auftrüge, und ihm der König eine Pension, von zweytausend Livres, die er bisher nicht erhalten hätte, ferner auszahlen ließe. Der Cardinal gab die Verordnung darzu, und Vaugelas gieng, sich bey ihm zu bedanken: „Nun, mein Herr, sagte der „Minister zu ihm, sie werden doch das Wort „Pension im Wörterbuche nicht auslassen?„ Nein, antwortete ihm Vaugelas, und auch nicht das Wort Dankbarkeit.

III.

Vaugelas sagte insgemein, daß ein schlechter Schluß weniger nachtheilig sey, als ein schlechter Ausdruck, weil nur Leute, die zum Ueberlegen gewohnt sind, einen falschen Schluß einsähen, da hingegen ein schlechtes Wort aller Welt in die Ohren fiele.

IV.

Vaugelas richtete sich im Schreiben nach der römischen Geschichte des Coeffetau, und trug Bedenken, eine Redensart zu brauchen, die er darinne nicht fand. Balzac sagte deßwegen, Vaugelas glaube, daß außer der römischen Geschichte, und außer der römischen Kirche, keine Seligkeit zu hoffen sey. Die Uebersetzungen des Ablancourt, die Vaugelas zu lesen anfieng, dienten ihm nach der Zeit zum Muster der seinigen.

V.

Es hatte sich beym Vaugelas ein Geschwür im Magen angesetzt, welches ihm heftige Seitenschmerzen verursachte. Da er nun eine Zeitlang damit verschont gewesen war, und er sich für völlig gesund hielt, überfiel ihn dieses Uebel von neuem mit solcher Heftigkeit, daß er sich genöthigt fand, nach dem Arzte zu schicken. Indem sein Bedienter wenige Augenblicke darauf wieder kam, fand er seinen Herrn, dem das Geschwür unterdessen aufgebrochen, und durch den Mund von ihm gegangen war. Er erstaunte darüber, und fragte, was das sey? worauf ihm Vaugelas, ohne einige Bewegung auf seinem Gesichte blicken zu lassen, zur Antwort gab: **Da siehst du, mein Freund, wie wenig der Mensch ist.** Das waren seine letzten Worte, nach welchen er nur noch einige Augenblicke lebte.

Rene Descartes (Carteſius,)
geb. in Touraine 1596, geſt. 1650.

I.

Man war wirklich im Begriff, einen Befehl wider die Philoſophie des Carteſius ergehen zu laſſen, als Deſpreaux den ſeinigen heraus gab. Dieſes witzige Spielwerk war vielleicht die meiſte Urſache, daß das Parlament nicht einen wirklichen Befehl gab. Als der Gerichtsactuarius Boileau dieſen Befehl dem Präſident Lamoignon, nebſt verſchiedenen andern zur Unterſchrift vorlegte, ſahe dieſer ſie alle genau durch. Da ihm nun der vom Deſpreaux in die Hände fiel, ſagte er zum Boileau: Ey! iſt dein Onkel nicht ein liſtiger Kopf!

II.

Man ſagte insgemein zu Paris vor einiger Zeit, daß Carteſius unter allen Menſchen am beſten geträumt habe.

III.

Saint-Evremont ſchrieb an einen ſeiner Freunde: Man hat mir geſagt, daß Deſcartes nicht der Erfinder des Syſtems von den Automaten ſey, ſondern daß ein Spanier vor ihm ſchon dieſe Meynung gehegt habe. Ich glaube es ohne Beweiß, und halte auch nur die Spanier für fähig, ein ſolches Luftſchloß zu bauen.

IV. Der

IV.

Der Pater Merſenne, der der Correſpondent des Carteſius zu Paris war, hatte in einer Geſellſchaft erzählt, daß Carteſius an einem Syſtem der Phyſik arbeite, in welchem er den leeren Raum vertheidige. Dieſes Vorhaben ward von allen verworfen. Der Pater Merſenne ſchrieb demnach an den Carteſius, daß der leere Raum iezt in Frankreich nicht Mode ſey, und Carteſius änderte alſo der Mode zu gefallen ſeine Grundſätze, und verwarf den leeren Raum.

V.

Die Peripathetiker der damaligen Zeit, ſagten vom Carteſius: Doctiſſimus Geometra, Philoſophus mediocris, Theologus nullus.

VI.

Ein Landgeiſtlicher hatte vier Hunde aufgezogen, von welchen er den einen Ariſtoteles, den andern Carteſius nannte. Er hatte einem ieden einen andern Hund zum Schüler gegeben, und beyde Partheyen immer gegen einander angehezt. Kaum ward Ariſtoteles den Carteſius anſichtig, als er ihn ſo gleich anzufallen und zu verſchlingen drohete, und Carteſius war eben ſo liebreich gegen den Ariſtoteles. Wenn ſich der Geiſtliche eine Freude machen wollte, rufte er ſeine Philoſophen; ieder ſtellte ſich an ſeinen Platz; Ariſtoteles zur Rechten, Carteſius zur Linken, und neben einem ieden trat ſein Schüler. Der Geiſtliche

liche ermahnte den Aristoteles, sich mit dem Cartesius zu vertragen; aber dieser gab durch Bellen mit grimmigen Augen zu verstehen, daß er von keinem Vergleich etwas hören wolle. Die Ermahnungen an den Cartesius waren eben so fruchtlos. Wir wollen versuchen, sagte so dann der Geistliche, ob ihr, wenn ihr einander verständigt, eins werden könnt. Er ließ sie näher an einander, und indem sie ganz gelassen gegen einander bollen, schien es, als ob sie sich unterredeten, und einander ihre Meynungen erklärten. Bald aber fiengen sie heftiger zu bellen an, bis sie einander bey den Köpfen nahmen. Sie würden einander zerrissen haben, wenn der Pfarrer sie alsdann nicht auseinander gejagt hätte. Dieser gute Mann hielt diese Hundehetze für das lebhafteste Bild der philosophischen Zänkereyen.

VII.

Der P. Daniel sagt in seiner Reise des Cartesius um die Welt: „Es ist nichts erbaulicher „zu lesen, als der Brief, in welchem dieser Phi„losoph den Sorbonnisten seine Meditationes zu„schreibt. Das ist so gewiß, daß, als einer mei„ner Freunde diesen Brief ohngefehr bey mir las, „und hernach den Titel des Werks Meditationes „sahe, er mich bat, ihm dieses geistreiche Buch „zu leihen, um etwas zu haben, womit er „in der Charwoche seine Andacht unterhalten „könnte.„

VIII. Man

VIII.

Man gab dem Minister Colbert den Rath, daß er seinem ältesten Sohne die Philosophie des Cartesius, und nicht die alte Philosophie sollte lernen lassen, weil sie voller Lappereyen und Possen sey. Man hat mir aber auch gesagt, antwortete dieser Minister, daß die neue Philosophie Possen und Lappereyen genug in sich enthielte; da ich also unter alten und neuen Possen zu wählen habe, so glaube ich, daß ich die alten vorziehen müsse.

IX.

Cartesius hatte eine Maschine verfertigt, die sich selbst bewegte, womit er beweisen wollte, daß die Thiere keine Seelen haben, und nur künstlich zusammen gesetzte Maschinen sind, die sich nur bewegen, wenn ein anderer Körper auf sie wirkt, und ihnen ein Stück von seiner Bewegung mittheilt. Einem Schiffscapitaine, der diese Maschine auf seinem Schiffe hatte, kam die Neugier an, zu wissen, was in dem Kasten wäre, in dem sie verschlossen war. Er öffnete also denselben, und da er sahe, daß sich das Ding immer fort bewegte, als ob es lebte, glaubte er, der Teufel stäke darinne, und warf die Maschine ins Meer.

X.

Als der bekannte englische Philosoph Digby, die Schriften des Cartesius gelesen hatte, entschloß er sich, zu ihm nach Holland eine Reise zu thun. Er kam, und fand ihn in seiner Einsamkeit

zu Egmont. Nachdem er sich lange mit ihm unterredet hatte, ohne sich zu erkennen zu geben, sagte Cartesius, der einige von seinen Schriften gelesen hatte, daß er nicht zweifele, den berühmten Digby vor sich zu sehen. Digby antwortete ihm: Wenn sie nicht der berühmte Cartesius wären, würde ich nicht aus Engeland hieher gekommen seyn, um sie zu sehen. Digby sagte ihm weiter, daß er besser thun würde, wenn er anstatt leerer philosophischer Speculationen, lieber die Mittel, das menschliche Leben zu verlängern, ausfündig machte. Cartesius versicherte ihn, daß er dieser Materie schon nachgedacht hätte; er getraue sich zwar nicht, den Menschen ganz unsterblich zu machen, doch halte er sich für versichert, ihn bis zum Alter der Patriarchen zu bringen. Descartes schmeichelte sich wirklich, daß er diese Kunst verstünde, daher auch sein Schüler und Vertheidiger, der Abt Picot, die Nachricht von seinem Tode gar nicht für wahr halten wollte; und als er nicht weiter daran zweifeln konnte, rief er aus: Es ist alles aus; das menschliche Geschlecht ist seinem Untergange nahe.

XI.

Als ein vornehmer Herr, der aber nicht viel gelernt hatte, den Cartesius einsmals eine köstliche Mahlzeit halten sahe, rief er ihm zu: Ey, was? Sind die Philosophen solche Leckermäuler? Cartesius antwortete ihm: Bilden sie sich denn ein, mein Herr, daß die Natur die guten Sachen nur für die Ignoranten hervorbringe?

XII. Daß

XII.

Daß es Carteſius für eine beſondere Ehre hielt, ein Franzos zu ſeyn, ſieht man daraus, daß, als er in Schweden, wohin ihn die Königinn Chriſtina verſchrieben hatte, an einem alltägigen Fieber und einer Lungenentzündung krank lag, und man ihm zur Ader laſſen wollte, er es nicht zulaſſen wollte, ſondern rief: **Meine Herren, ſchonen ſie das franzöſiſche Blut!** Man ſchonte alſo das franzöſiſche Blut, bis es zu ſpät war, und er in ſeinem 54ſten Jahre ſtarb.

XIII.

Ein Carteſianer und Neutonianer geriethen auf einem Caffeehauſe zu Paris im Diſputiren bis zu Schlägen aneinander. Als man ſie nun auseinander gebracht hatte, und der Neutonianer ſich wegen der empfangenen Schläge beklagte, ſagte ein Spasvogel zu ihm: Ihr Widerſacher, mein Herr, iſt durch eine zurückſtoßende Kraft getrieben worden; da ihnen nun dieſe Kraft mangelt, ſo hat die anziehende Kraft bey ihnen ſo ſtark gewirkt, daß alle Stöße in gerader Linie gegen ſie, als gegen das Centrum gegangen ſind, da ſie hingegen einen Zirkel würden beſchrieben haben, wenn zum Unglück ihrem Gegner nicht die andere Kraft gefehlt hätte.

Jacob Sirmond,

geb. zu Riom 1559, geſt. 1651.

I.

Der Pater Vavaſſeur hatte in einem ſeiner Werke nur einen einzigen Fehler gefunden, und ſtand bey ſich an, ob er errata oder erratum ſetzen ſollte. Der Pater Sirmond ſagte zu ihm: Geben ſie mir nur das Werk; ich will noch einen finden, und dann ſetzen ſie errata.

II.

In einem Jeſuitercollegio zu Paris war ein Baum, unter welchem Sirmond, Saliant und andere öffters zuſammen kamen. Da dieſer Baum war umgehauen worden, machte der Pater Coſſart folgendes Sinngedicht, welches in ſeinen geſammelten Gedichten nicht zu finden iſt:

Tot Patribus dilectam olim quae praebuit umbram,
Quae Sirmonde tibi, quae Saliande tibi,
Heu! nimium ingratis inviſa nepotibus arbos,
Icta gemit ferro, tractaque fune cadit.
Veſtram, ſaecla, fidem! o mores! o tempora! Quantum
Deficimus, Patrum ne manet umbra quidem.

III.

Wenn man den P. Sirmond fragte, wie oft man bey einer Schmauserey trinken könnte, antwortete er, ob er gleich selbst sehr wenig trank:

Si bene commemini, causae sunt quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas, & quaelibet altera causa.

IV.

Man zeigte dem P. Sirmond eine große Bibliothek, die fast aus lauter Büchern zu Lyon gedruckt bestand. Sirmond sagte: Wenn man hier eine Bibliothek anlegen wollte, so solle man den Anfang damit machen, daß man alle diese Bücher verbrennte.

V.

Sirmond gab dem Huetius den Rath, sich mit der Autorschaft nicht zu übereilen, sondern zu warten, bis er funfzig Jahr alt wäre, weil es in den Wissenschaften verborgene Winkel gäbe, in welche das Gesicht eines jungen Menschen nicht hinein dringen könnte. Da sich Sirmond selbst nach dieser Regel richtete, so haben auch seine Werke daher etwas vorzügliches.

VI. *

Der P. Fonteau, Domherr an der Kirche der heil. Genevieve, und Kanzler der Universität, hat ihm eine Grabschrift verfertigt, die voll von

den prächtigsten Lobsprüchen ist, und sich anfängt: Quantus ipse mundus, tantus est Sirmondus. Sie steht ganz in des Abt Lamberts gelehrten Geschichte unter Ludewig XIV. im ersten Theil.

Claudius de l' Etoile,

geb. zu Paris 1597, gest. 1651.

I.

Als eines Tages Gombauld und Menage bey dem Etoile waren, kam ein Provincial zu ihnen, der aus den Versen eines Poeten seiner Provinz viel Werks machte. Nach seiner Meynung war derselbe der beste Poet in Frankreich. Etoile, der nichts von dem Poeten wußte, fragte die andern, ob sie ihn kenneten, und diese antworteten nein. Da that Etoile den Ausspruch: „Verwünscht sey iedermann, der Verse macht, und „den weder Gombauld, noch Menage, noch ich „kennen.„

II.

Etoile war in Beurtheilung der Schriften sehr streng, und bisweilen übertrieben. Man giebt ihm Schuld, daß er einen jungen Menschen zu Tode geärgert habe, der aus Languedoc zu ihm kam, und ihm eine Comödie brachte, die er für ein Meisterstück hielt, a) in welcher ihm Etoile tausend Fehler zeigte. Als ihn ein anderer

bey

bey einer Tragödie zu Rathe zog, ließ er sich zwo Scenen vorlesen, ohne ein Wort zu sagen; als aber die dritte kam, wo ein König gar nicht nach seinem Geschmack redete, stand er auf, und sagte: **Der König ist besoffen, denn sonst würde er nicht solch abgeschmacktes Zeug reden.**

a) Wer heißt es aber auch einem jungen Menschen, seine Arbeit gleich für ein Meisterstück zu halten? Wenn sie weniger eingebildet sind, so wird ihnen ein Etoile weniger strenge vorkommen.

Dionysius Petau,

geb. zu Orleans 1583, gest. 1652.

I.

Als der P. Petau von dem Minister Croi war angegriffen worden, wollte er darauf nicht antworten, weil man verursacht, sagte er, daß die Pension eines Ministers vermehrt wird, wenn man wider ihn schreibt.

II.

Petau hat einen langen und sehr heftigen Streit b) mit dem Salmasius gehabt. Man kann ihn nach den Worten beurtheilen, deren sich Salmasius gegen den Jesuiten bedient: Sed de illius hominis ineptiis atque insciția nobis alius erit dicendi locus.

b) Die Veranlassung darzu waren die Werke des heil. Epiphanius, die der P. Petau im J. 1621 griechisch, nebst einer neuen Uebersetzung, und sehr weitläuftigen Anmerkungen, heraus gab.

III.

Als der König von Pohlen im J. 1645 die berühmte Gesandtschaft schickte, um die Prinzessinn Maria aus dem Hause Mantua zur Gemahlinn zu begehren, giengen die Gesandten, die insgesammt vornehme und gelehrte Männer waren, in das Collegium der Jesuiten, und riefen im Hofe: Volumus videre clarissimum Petavium. Der P. Petau las eben über die Theologie, und kam, mit seinen Heften unter dem Arme, ihre lateinischen Complimente mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit zu beantworten.

IV.

Der Pabst Urban VIII. berief den P. Petau nach Rom, c) um ihn zum Cardinal zu machen. Dieser Jesuit, der die Ruhe eben so sehr als die Gelehrsamkeit liebte, erschrack darüber so heftig, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Seine Freunde wandten sich deßwegen an den König, und Ludewig XIII, dem der Name des P. Petau nicht unbekannt war, wollte einen Mann, der seinem Reiche so viel Ehre machte, aus demselben nicht weglassen. Diese Nachricht wirkte bey dem Kranken mehr, als die Arzeneyen. Er ward gesund; und als der päbstliche Nuntius den König zu Aufhebung der gegebenen Verordnung bereden wollte,

wollte, legten die königlichen Aerzte, der Herzog von Orleans, und der Prinz von Conde, ein Atteſtat ein, daß er unterwegens ſterben würde, wenn er dieſe Reiſe anträte. Man ließ ihn hierauf bleiben, wo er war.

c) Er hatte eine griechiſche Umſchreibung der Pſalmen verfertigt, und ſie dem Pabſt zugeeignet.

V.

Der Pater Petau ward den Tag vor ſeinem Tode vom Guido Patin beſucht. Da ihm dieſer ſagte, daß er nur noch einige Stunden zu leben habe, verurſachte dieſe Nachricht eine ſolche Freude bey dem Kranken, daß er ſich aufrichtete, ſich eine Feder, und ein Exemplar von ſeinem Rationario temporum holen ließ, und auf die erſte Seite deſſelben ſchrieb: Guidoni Patino Medico cariſſimo. Dieſes Buch ſchenkte er dem Arzte, und ſagte: Ich bin ihnen für die gute Nachricht, die ſie mir geben, ein Geſchenk ſchuldig.

VI.

Petau las alle Jahre die Grammatik einmal durch, um in ſeinen Werken, die er ſchrieb, ja nicht wider dieſelbe zu verſtoßen.

Johann Peter Camus,

geb. zu Paris 1582, gest. 1652.

I.

Camus ward im 26sten Jahre Bischof zu Belay. Seine Beschäfftigungen waren, zu predigen, wider die Mönche zu schreiben, und eine Menge christlicher Romane zu verfertigen, die damals sehr gesucht wurden, heut zu Tage aber kaum mehr bekannt sind. Die Mönche wendeten sich mit ihren Klagen an den Cardinal Richelieu, und dieser sagte zu dem Bischoffe: Ich finde keinen andern Fehler an ihnen, als daß sie den Mönchen so gram sind; wenn das nicht wäre, wollte ich sie unter die Heiligen versetzen. **Wollte Gott**, antwortete der Bischof, **daß dieses angienge! wir hätten alsdann beyde, was wir wünschten: Sie wären Pabst, und ich ein Heiliger.**

II.

Als der Bischof einsmals am zweyten Osterfeyertage predigte, kam der Herzog von Orleans in Begleitung des Abts Riviere, eines berüchtigten Schmeichlers, und des Herrn Tübeuf, Aufsehers der Finanzen, hinein. Der Herzog ließ den Bischof ersuchen, seine Rede wieder von forn anzufangen. Der Bischof gehorchte, und nachdem er ihm ein Bewillkommungscompliment gemacht

macht hatte, fieng er an: Monſeigneur, am vergangenen Sonntage habe ich von dem triumphirenden Einzuge Chriſti zu Jeruſalem, am Freytage von ſeinem Tode, geſtern von ſeiner Auferſtehung gepredigt, und heute ſoll ich von ſeiner Pilgrimſchaft nach Emaus mit zween ſeiner Jünger reden. Ich habe Eure Königliche Hoheit in eben dem Zuſtande geſehen: ich habe Sie mit der Königinn Maria von Medicis, ihrer Mutter, triumphirend in dieſe Stadt einziehen ſehen; ich habe Sie todt geſehen, da ein Miniſter ſeine Befehle wider Sie ergehen ließ; ich habe Sie hernach durch die Gnade des Königs, ihres Bruders, wieder auferweckt geſehen, und heute ſehe ich Sie auf ihrer Pilgrimſchaft. Woher kommts, Monſeigneur, daß große Prinzen ſo vielen Veränderungen unterworfen ſind? Ach! nur daher, daß ſie nur den Schmeichlern Gehör geben, und die Wahrheit in ihre Ohren nur wie das Geld in den Schatz des Königs kommt, eins nemlich für hundert.

III.

Der Biſchof zu Bellay predigte einsmals vor dem Herzoge von Orleans Gaſton, und ſahe dieſen Prinz zwiſchen zween Finanzverwaltern, den Herren de Mercy und Bullion ſitzen. Er nahm daher Gelegenheit, dieſen zweydeutigen Ausruf zu thun: Ah! Monſeigneur, quand je vous vois entre deux larrons &c. a) Ein guter Theil der Verſammlung merkte die Zweydeutigkeit, und

lachte

lachte darüber. Der Herzog schlief, und wachte darüber auf; da er nun fragte, was es gäbe, antwortete ihm Bullion: Beunruhigen Sie sich nicht; man redet mit mir und dem Herrn Mercy.

a) Diese Worte können übersetzt werden: Ach! Mein Heyland, wenn ich dich zwischen zween Mördern sehe, und, ach! Monseigneur, wenn ich sie zwischen zween Straßenräubern sehe.

IV.

Als Camus vor dem Erzbischoffe . . predigte, der in seiner Aufführung etwas anstößiges hatte, sagte er zu ihm: Monseigneur, wenn ich mir ihren Kopf vorstelle, glaube ich eine ganze Bibliothek zu sehen. Auf einer Seite sehe ich die Bücher des heil. Augustins und Hieronymus; auf der andern Seite die Bücher des heil. Cyprianus und Chrysostomus, und eine Menge leere Plätze, um andere Bücher hinein zu stellen.

V.

In einer Rede, die er am Tage des heil. Franciscus bey den Franciscanern hielt, drückte er sich so aus: Ehrwürdige Väter, bewundert die Größe eures Heiligen! Seine Wunderwerke übertreffen die Wunder des Sohnes Gottes selbst. Jesus Christus hat mit fünf Brodten und drey Fischen nur fünftausend Mann einmal in seinem Leben gespeist, und der heil. Franciscus erhält durch ein beständiges Wunderwerk alle Tage

vierzig-

vierzigtausend Müßiggänger mit einer Elle Leinwand.

VI.

Camus hat eine Rede drucken lassen, die er vor den dreyen Ständen des Königreichs gehalten hat; in derselben redet er also: Was würden unsere Väter sagen, wenn sie die richterliche Würde in den Händen der Weiber und der unmündigen Kinder sehen sollten? Was fehlt uns nun noch, als daß wir, wie jener römische Kayser, die Pferde in den Rath nehmen: Und warum sollte dieses nicht angehen, da schon so viel Esel darinne sind.

VII.

Camus war kein Freund der neuen Heiligen, und sagte deßwegen einsmals auf der Kanzel: Ich gebe hundert von unsern neuen Heiligen um einen alten. Man jagt am besten mit alten Hunden; man jagt am besten mit alten Heiligen.

VIII.

Die Wortspiele gefielen ihm besonders, so läppisch sie auch zuweilen heraus kamen. Als er dem heil. Marcellus zu Ehren eine Rede zu halten hatte, nahm er den Namen dieses Heiligen zum Text, machte daraus die drey Theile seiner Rede, und bewieß 1) daß die Sylbe Mar ein Meer der Barmherzigkeit und Liebe gegen seinen Nächsten anzeige, 2) daß die Sylbe cel andeute, wie besagter Heilige das Salz der himmlischen Weisheit

heit sehr reichlich besessen habe, und 3) daß man aus dem lus deutlich sehen könne, wie er das Licht des Evangelii einem ganzen Volke vorgetragen, und selbst ein Licht der Kirche, und eine vom Feuer der göttlichen Liebe brennende Lampe gewesen sey.

IX.

Was er ein andermal auf der Kanzel zu U. L. F. sagte, ist besser ausgedacht. Meine Freunde, fieng er an, ich empfehle heut eurer Barmherzigkeit eine Jungfrau, die nicht reich genug ist, um das Gelübde der Armuth thun zu können.

X.

Der Cardinal Richelleu fragte den Bischof Camus wegen zweyer neuen Bücher um seine Meynung. Monseigneur, antwortete Camus, das eine ist nicht viel, und das andere gar nichts werth. Das eine war **der Prinz des Balzac**, und das andere **der Staatsminister von Sichon.**

XI.

Wenn er die Politic beschreiben sollte, nannte er sie, **eine Kunst, die Menschen nicht so wohl zu regieren, als zu betrügen.**

XII.

Camus wunderte sich immer über zwey Dinge; einmal, daß die Catholiken, die die heil. Schrift für dunkel halten, sich so selten die Mühe geben,

geben, sie in ihren Predigten zu erklären; und daß dagegen die Protestanten, die nichts als Deutlichkeit darinne gewahr werden, doch ganze Bücher schreiben, um sie zu erklären.

Claudius Salmasius,

geb. in Bourgogne 1588, gest. 1653.

I.

Die Königinn von Schweden sagte, daß sie mehr die Geduld als die Gelehrsamkeit des Salmasius bewundere, da er so viel von seiner herrschsüchtigen Frau, Anna Mercier, zu leiden habe.

II.

So hitzig Salmasius auch in seinen Streitschriften ist, so war er doch sonst ein sehr gefälliger, gesprächiger, und im Umgange angenehmer Mann. Er ließ sich von seiner gebieterischen und mürrischen Frau regieren, die sich rühmte, den Gelehrtesten unter den Edeln, und den Edelsten unter den Gelehrten zum Manne und nicht zum Herrn zu haben.

III.

Es ward dem Salmasius die Vertheidigung des Königs von Engeland Carls I. gegen seine Feinde aufgetragen. Seine Vertheidigung fängt sich

sich sehr nachdrücklich mit diesen Worten an: Ihr Engländer, die ihr mit den Häuptern der Könige wie mit einem Ball spielet, die ihr Kronen statt der Spielkugeln braucht, und die ihr euch der Zepter, wie der Pritsche bedienet.

Johann Ludwig Guez von Balzac,

geb. zu Angoulesme 1594, gest. 1654.

I.

Die vielen Briefe, die Balzac beständig zu beantworten hatte, wurden ihm sehr zur Last, theils, weil ihm alles, was er schrieb, sehr sauer ward, theils auch, weil er wußte, daß alle seine Briefe herum geschickt wurden, und er also nichts daran durfte fehlen lassen. Man höre, wie er diesen Zustand selbst beschreibt: „Er ist der Ge„genstand aller schlechten Complimente der ganzen „Christenheit, ohne der guten zu gedenken, die „ihm noch weit mehr Mühe machen. Man ver„folgt, man bringt ihn fast mit Höflichkeiten aus „allen vier Theilen der Welt ums Leben; gestern „Abend lagen funfzig Briefe auf seinem Tische, „die alle auf Antworten warteten; und was das „schlimmste ist, auf schöne Antworten, auf Ant„worten, die man herumzeigen, abschreiben, dru„cken könnte . . . Den Augenblick iezt, da ich

„mit

„mit Ihnen rede, sagt er an einem andern Orte, „liegen wohl hundert Briefe auf meinem Tische, „die ich beantworten soll. So gar gekrönten „Häuptern bin ich Antworten schuldig.„ Da er der erste in Frankreich war, der sich durch diese Art von Schriften einen großen Namen erwarb, so gab man ihm auch den Titel des großen **Briefstellers.**

II.

Seitdem der Pater Andreas Feuillant wider den Balzac zu schreiben angefangen hatte, kamen Schmähschriften ohne Zahl wider diesen Schriftsteller heraus. Als der Kanzler Seguier den Druck eines Buchs wider diesen berühmten Mann nicht erlauben wollte, erhielt er von ihm einen Brief, in welchem folgendes stund: „So lange „sich nichts anders zur Approbation darstellen „wird, als diese Federfechter, so gehen Sie mit „der Gnade des Königs nicht so sparsam um, „und lassen etwas von ihrer Strenge nach. „Wenn die Sache neu wäre, so könnte vielleicht „die Unterdrückung der ersten Schmähschrift wi„der mich mir einiges Vergnügen machen; aber „jetzt, da man wenigstens eine mittelmäßige Bi„bliothek davon sammlen kann, sehe ich ihre Ver„stärkung beynahe gern, und nehme mit Vergnü„gen die Steine, die der Neid nach mir geworfen, „ohne mir geschadet zu haben, als eine Gedächt„nißmünze an.„

III.

Balzac stand in so großem Ruf, daß man von vielen Meilen her auf sein Landguth Balzac kam, um ihn daselbst zu sehen. Es wurden ihm bisweilen sehr sonderbare Complimente gemacht. Einer von diesen Neugierigen redete ihn einsmals so an: „Die Hochachtung und Ver„ehrung, die ich allezeit gegen Sie und Ihre Her„ren Bücher gehabt habe u. s. w.„

IV.

Balzac war beständig kränklich. Der Cardinal Richelieu fragte ihn also eines Tages, ob er sich nicht besser befände? und Bautrü, ohne den Balzac zur Antwort kommen zu lassen, sagte zu dem Minister: Wie sollte er sich wohl befinden? Er spricht stets von sich selbst, und nimmt allemal den Hut darzu ab: davon hat er immer den Schnupfen.

V.

Von seinem Hüftweh sagte Balzac: Ich bin so tapfer geworden, daß ich nicht einen Schritt thun würde, wenn mich auch eine ganze Armee verfolgte, und so stolz, daß ich den Pabst nicht bis an die Thüre begleiten würde, wenn er einen Besuch bey mir ablegte.

VI.

Als man einmal dem Malherbe, und zwar mit Recht, vorwarf, daß er niemand lobte, und gar nichts billigte, antwortete er: Ich billige alles

was

was gut ist, und zum Beweise dessen, sage ich, daß der junge Mensch, der diese Briefe geschrieben hat, (er meynte den Balzac) der Wiederhersteller der französischen Sprache seyn werde.

VII.

Die Arbeit ward dem Balzac sehr sauer; er ruft daher in einem seiner Briefe aus: O wie glücklich sind jene Scribenten, Salmasius in der lateinischen und Scuderi in der französischen Sprache! ich bewundere den Ueberfluß und die Leichtigkeit, mit der sie schreiben; sie machen mehr Calepins fertig, als ich Calender.

VIII.

Despreaux sagte, daß man nicht immer den Charakter eines Schriftstellers nach seinen Schriften beurtheilen müsse; daß man z. E. den Balzac für einen beschwerlichen Menschen im Umgange halten sollte, weil seine Schreibart so gezwungen ist, da man hingegen den Voitüre für den artigsten und gefälligsten Menschen halten würde, so daß man sich ärgert, wenn man seine Schriften liest, daß man nicht mit ihm gelebt hat. Unterdessen versicherte Despreaux, wie er von alten Leuten gehört hatte, daß der Umgang mit Balzac gar nichts von dem stachelichten an sich gehabt habe, das seine Briefe haben, sondern voll Gefälligkeit und Artigkeit gewesen sey. Voitüre hingegen, der nur gewohnt war mit Hoheiten umzugehen, machte den kleinen Monarchen gegen seines gleichen, und that sich nur gegen Große

einigen Zwang an. Das einzige, worinnen beyde mit einander überein kommen, ist die Mühe, die ihnen ihre Briefe kosteten, von denen der kleinste nicht selten eine Arbeit von vierzehn Tagen war.

IX.

Die Bücher des Balzac, sagt sein Vertheidiger, sind so gemein als die Luft, die wir athmen, und es giebt ganze Parlamenter, die sie auswendig wissen. Man ist durch diese und einige andere Hyperbeln dieser Apologie, die unter dem Namen des Ogier heraus kam, auf die Gedanken gebracht worden, daß sie vom Balzac selbst sey.

X.

Der Preiß der Beredsamkeit, den die französische Akademie ertheilt, ist vom Balzac im Jahr 1654 gestiftet worden. Verschiedene Hindernisse waren Ursache, daß sein Wille nicht eher als im Jahr 1671 in die Erfüllung gebracht ward; und da sich unterdessen der Fond verstärkt hatte, so ward der Preiß von zweyhundert Livres bis auf dreyhundert vermehrt. Er besteht in einer goldenen Medaille, die auf einer Seite das Bildniß des heil. Ludewigs, und auf der andern einen Lorberkranz, mit den Worten: A l'immortalité (der Unsterblichkeit) vorstellt, welches die Devise der Akademie ist.

XI. Es

XI.

Es sagt ein gewisser, und zwar sehr recht: Man lobt den Voitüre gern, und ist gezwungen den Balzac zu loben.

Johann Franciscus Sarrasin,

geb. zu Caen, gest. 1654.

I.

Sarrasin war Secretair und Favorit des Prinzen Conti. Da dieser Prinz auf seinen Reisen öfters mit Reden bewillkommt ward, so geschahe es, daß er in einer gewissen Stadt gleichfalls von dem Bürgermeister und Rathsverwandten derselben mit einer Rede an dem Schlage der Karosse empfangen ward. Der Redner blieb bey der zweyten Periode stecken, ohne sich wieder zurecht finden zu können. Sarrasin sprang so gleich auf der andern Seite aus dem Wagen heraus, trat dem Redner zur Seite, und führte die Rede, so wie sie ohngefehr hatte seyn sollen, aus, indem er so scherzhafte und lächerliche Lobeserhebungen, denen er aber ein sehr ernsthaftes Ansehen zu geben wußte, in dieselbe einflocht, daß der Prinz sich des Lachens nicht enthalten konnte. Das lächerlichste war indessen, daß der Bürgermeister und Rathsverwandten dem Sarrasin von ganzem Herzen dankten, daß er ihnen aus einer

so großen Verlegenheit geholfen, und ihm eben so wohl, als dem Prinzen, ein Geschenk mit ihrem Weine machten.

II.

So leicht auch alles dem Sarrasin ward, so war es ihm doch bisweilen verdrüßlich, den witzigen Kopf zu machen. Ich beneide, sagte er scherzhaft, das Glück meines Hausverwalters, der alle seine Briefe mit den Worten: **Ich habe die Ehre gehabt euren Brief zu erhalten,** anfängt, ohne daß ihn iemand deßwegen tadelt.

III.

Sarrasin hatte sich verheyrathet; es scheint aber, daß er mit seiner Heyrath nicht recht zufrieden gewesen sey. Er fragte bisweilen im ganzen Ernst, ob man kein Mittel erfinden könnte, das menschliche Geschlecht ohne Weiber fortzupflanzen.

IV.

Der Prinz von Conti heyrathete die Nichte des Cardinals Mazarin, Anna Maria Martinosi, auf Zureden seines Secretairs Sarrasin, dem der Cardinal zwanzig tausend Thaler versprochen hatte. Als die Vermählung vollzogen war, lachte der Cardinal den Sarrasin aus, und zu einem noch größern Unglück, jagte ihn der Prinz, als einen Menschen, der ihn an den Cardinal verkauft hätte, von sich. Sarrasin zog es sich dermaßen zu Gemüthe, daß er für Scham und Betrübniß starb.

V. Als

V.

Als Sarrasin zu Pazenas gestorben war, und Pelisson vier Jahr darnach durch diese Stadt reisete, gieng er zu dem Grabe seines Freundes, ließ ihm eine Messe lesen, und machte eine Stiftung, für welche man ihm alle Jahre eine lesen sollte, ob er gleich selbst ein eifriger Protestant war.

VI.

Despreaux sagte, daß die Materie zu einem vortrefflichen Kopfe in dem Sarrasin läge, daß aber die Ausbildung daran fehle.

VII.

Obgleich Pelisson ein abgesagter Feind der Vorreden war, so machte er doch selbst eine sehr schöne zu den Werken des Sarrasin. Um sich deßwegen zu rechtfertigen, sagte er, daß man auf diese Arten von Schriften dasjenige anwenden könnte, was ein großer Mann ehemals von der Pracht der Leichenbegängnisse gesagt hatte: daß man einem andern zu Ehren sehr viel Sorgfalt daran wenden, für sich selbst aber sich gar nicht darum bekümmern solle.

Franciscus Tristan,

geb. 1601, gest. 1655.

I.

Der Pater Rapin erzählt, daß, wenn Mondory die Rolle des Herodes in der Mariane des Tristans gespielt habe, die Zuschauer allemal tiefsinnig und nachdenkend über das, was sie gesehen, und über das große Vergnügen, das sie empfunden hatten, von dem Schauplatze weggegangen wären. Man kann sich, setzt er hinzu, daraus einige Vorstellung von den starken Eindrücken machen, die die Trauerspiele der alten Griechen machten. Mondory spielte in der That seine Rolle mit solchem Feuer, daß es ihm das Leben kostete.

II.

Tristan befand sich in so armseligen Umständen, daß er ohne Mantel gieng, zu einer Zeit, wo es eine Schande war, keinen Mantel zu tragen. Der Requetenmeister Montmort, machte darüber folgendes Sinngedicht:

Elie, ainsi qu'il est écrit,
De son manteau comme de son esprit
Récompensa son serviteur fidele.
Tristan eût suivi ce modele;

Mais

Mais Triſtan, qu' on mit au tombeau
Plus pauvre que n' eſt un Prophete,
En laiſſant à Quinaut ſon eſprit de Poëte
Ne pût lui laiſſer un manteau.

„Elias belohnte, wie geſchrieben ſtehet, ſeinen getreuen Diener mit ſeinem Geiſte und „mit ſeinem Mantel. Triſtan würde dieſem „Vorbilde gefolgt ſeyn; aber Triſtan, den man „zu Grabe trug, ärmer als einen Propheten, „hinterließ dem Quinaut zwar den Geiſt eines „Poeten, aber keinen Mantel konnte er ihm „nicht laſſen.„

Salvianus Cyrano de Bergerac,

geb. in Perigord 1620, geſt. 1655.

I.

Der ſchlechte Ruf, in dem Bergerac der Religion wegen ſtand, gab zu einer ziemlich luſtigen Begebenheit Anlaß. Als man eines Tages ſeine Agrippina ſpielte, und der Pöbel erfuhr, daß gefährliche Stellen wider die Religion darinne wären, hörte er das ganze Schauſpiel an, ohne eine von dieſen Stellen zu bemerken. Aber am Ende des vierten Auftritts, im vierten Act, wo Sejanus entſchloſſen iſt, den Tiberius zu ermorden, den er ſchon als ſein Opfer anſieht, und ausruft:

Frappons, voilà l'Hostie!

„Haut zu, das Opfer (die Hostie) ist da!„

schrien sie so gleich: Ach! der Bösewicht! der Religionsspötter! wie er da vom heil. Sacrament redet!

II.

Der lächerlich gemachte Pedant des Cyrano de Bergerac, ist das erste Stück, in welchem man einen Bauer in seiner natürlichen Dorfsprache auftreten läßt. Es ist zugleich das erste Lustspiel, das in Prosa erschienen ist, seitdem Hardi und seine Zeitverwandten ein ordentlich Theater zu Paris aufgerichtet haben.

III.

Cyrano de Bergerac war ein Erzschläger. Seiner heßlichen Nase wegen hatte er mehr als zehn Menschen todt gestochen. Er konnte nicht leiden, daß ihm einer ins Gesicht sahe, und griff gleich nach dem Degen. Mit dem Comödianten Montfleuri hatte er Händel gehabt, und ihm unter seinem eigenen Namen das Theater einen Monat lang untersagt. Zween Tage darauf, als Bergerac in der Comödie war, trat Montfleuri auf, und wollte, wie gewöhnlich, seine Rolle spielen; so gleich fieng Bergerac mitten im Parterre an zu schreyen und auf ihn zu schimpfen, so daß Montfleuri zurück gehen mußte, um nicht noch größere Verdrießlichkeiten mit ihm zu haben. Weil der Schurke, sagte Bergerac vom Montfleuri,

fleuri, so groß ist, daß man ihn in einem ganzen Tage nicht durchgerben kann, so thut er trotzig.

Peter Gassendi,

geb. in der Diöces Digne 1592, gest. 1656.

I.

Morin, der größte Astrologe seiner Zeit, stellte dem Gassendi die Nativität, und da dieser Philosoph stets kränklich war, sagte er ihm voraus, daß er im Jahr 1650 sterben würde. Diese Prophezeyhung traf um so viel weniger ein, ie mehr sich Gassendi dieses ganze und das folgende Jahr hindurch bey vollkommener Gesundheit befand. Bernier spottete bey dieser Gelegenheit sehr über den Morin, welcher zu seiner Rechtfertigung sagte, daß er nicht den Tod des Gassendi gewiß vorher gesagt, sondern ihm nur für einer Gefahr des Todes gewarnt habe; daß die daher entstandene Furcht ihn bewogen hätte, Gott eifriger um die Erhaltung seiner Gesundheit zu bitten, und daß sein erhörtes Gebet den Einfluß der Gestirne verhindert hätte, die ohnedem nicht nothwendig wirkten.

II.

Die Begebenheit mit einem Gespenste, das der Graf und die Gräfinn Dalais zu Marseille ver-

verschiedene Nächte hindurch sahen, ist sehr lustig. Gassendi ward deßwegen um seine Meynung befragt, und nachdem er der Sache nachgedacht hatte, fiel sein Urtheil dahin aus, daß dieses Gespenst von feurigen Dünsten entstanden wäre, die der Graf und die Gräfinn ausgehaucht hätten. Aber dieses Gespenst war nichts anders, als eine Kammerfrau, die unter das Bette gekrochen war, und von Zeit zu Zeit einen feurigen Schein durch Phosphorus hervor brachte. Die Gräfinn ließ diese Comödie selbst spielen, um ihren Gemal von Marseille weg zu bringen, wo es ihr nicht gefiel.

III.

Es fand sich einmal ein Halbgelehrter in einer guten Anzahl wirklich gelehrter Leute, denen er das System der Seelenwanderung zu erklären sich gelüsten ließ, und allerhand kauderwelsches Zeug zu Markte brachte. Gassendi, so bescheiden er sonst war, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: Pythagoras sagt, daß die Seelen der Menschen nach dem Tode in die Leiber der Thiere fahren; aber ich hätte mir nicht eingebildet, daß die Seele eines Thieres in den Leib eines Menschen fahren sollte.

IV.

Gassendi sagte, daß die Sterndeuterey ein Spielwerk, aber das wohl ausgedachteste Spielwerk auf der Welt sey. Er hatte die Astronomie der Astrologie wegen gelernt; er betrog sich aber

alle

allemal, wenn er sie verließ, um sich ganz auf die Astronomie zu legen, wenn er in seinen Schriften sie bestritt, und seine Schüler von derselben abzuhalten suchte. Nichts destoweniger bereuete er es am Ende seines Lebens, daß er es gethan hätte, nicht weil er seine Meynung geändert hatte, sondern weil die meisten, die zuvor die Astronomie studirten, um Astrologen zu werden, sich um jene nicht mehr bekümmerten, nachdem er diese verschrien hatte.

V.

Gassendi begab sich mit einem überaus geschickten Manne von Paris nach Provence. Als sie zu Grenoble ankamen, traten sie beyde in einem Wirthshause ab. Der Reisegefährte des Gassendi gieng aus, um einige gute Freunde zu besuchen. Unterwegens begegnete ihm einer, der, nach den gewöhnlichen Complimenten, ihm sagte, daß er dem Herrn Gassendi seine Visite machen wolle. Der Pariser bat um die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen; aber er erstaunte, da er sahe, daß sie mit einander in sein Wirthshaus giengen, und noch mehr, daß sein Reisegefährte dieser große Philosoph war. Er bewunderte die Bescheidenheit desselben, da er auf der ganzen Reise sich kein Wort hatte verlauten lassen, woraus er ihn hätte erkennen mögen.

VI.

Gassendi starb auf keine sehr erbauliche Art: eine Viertelstunde vor seinem Ende sagte er zu einem

einem seiner Freunde: Ich weiß nicht, wer mich auf die Welt gesetzt hat, was ich da habe machen sollen, und warum man mich ietzt wieder von derselben wegnimmt. Wie Schade ist es, daß ein so großes Genie den Trost, den man in der Religion findet, nicht hat erkennen und annehmen wollen.

Peter dü Ryer,

geb. zu Paris 1605, gest. 1658.

I.

Dü Ryer arbeitete für die Buchhändler. Man gab ihm dreyßig Sous oder einen Thaler für a) ein Blatt von seinen Uebersetzungen. Vier Franken erhielt er für hundert Zeilen Verse, wenn die Zeilen lang waren, und vierzig Sous wenn sie klein waren.

a) pour la feuille, kann so wohl Blatt als Bogen bedeuten; dem Sprachgebrauch nach ist es einerley; aber dem Uebersetzer kann es unmöglich einerley seyn. Die Verstaxe macht es wahrscheinlich, daß man ihn nach Blättern und nicht nach Bogen bezahlt habe.

II.

Nachdem der Abbe d'Aubignac das Trauerspiel **Esther** vom dü Ryer erst überhaupt gerühmt hat, so setzt er hinzu, daß dasselbe weit weniger Beyfall zu Paris als zu Rouen gehabt habe, und

und daß man darüber erstaunt sey, ohne die Ursache zu wissen. Ich aber, sagt er, halte dafür, daß die Ursache in der großen Anzahl Juden liegt, die sich zu Rouen als einer bloßen Handelsstadt aufhalten, und daß folglich diese Art von Zuschauern mehr Antheil an diesem ganz jüdischen Stück nehmen mußten, weil es mit ihren Sitten und Gesinnungen besser überein kam. Andere haben mit größerer Wahrscheinlichkeit die Schuld darauf geschoben, daß man in den Provinzen leichter etwas bewundert, als zu Paris.

III.

Du Ryer, sagt ein gewisser Schriftsteller, übersetzte einen Autor sehr eilfertig, um von dem Buchhändler Sommaville bald die Bezahlung zu haben, wovon er mit seiner armen Familie in einem kleinen Städtchen nahe bey Paris lebte. Wir giengen, an einem schönen Tage im Sommer, einsmals in Gesellschaft ihm einen Besuch zu geben. Er nahm uns mit Freuden auf, zeigte uns seine Werke, und sprach mit uns von den Arbeiten, die er noch zu unternehmen Willens war. Aber wie gerührt wurden wir, da er, unbesorgt seine Armuth für uns zu verbergen, uns mit einer Mahlzeit bewirthen wollte. Wir lagerten uns unter einen Baum; man breitete ein Tischtuch über das Gras aus; seine Frau brachte Milch; er holte Kirschen, frisches Wasser und schwarzes grobes Brodt. Ob wir uns gleich diese Mahlzeit sehr wohl schmecken ließen, so konnten wir

uns

uns doch bey dem Abschiede über das Alter und die Schwachheit dieses vortrefflichen Mannes der Thränen nicht enthalten.

Willhelm Colletet,

geb. zu Paris 1596, gest. 1659.

I.

Colletet stand sehr wohl bey dem Cardinal Richelieu, und erhielt für sechs Verse, a) die er ihm vorgelesen hatte, ein Geschenk von sechs hundert Livres von ihm; worauf Colletet dieses Distichon machte:

Armand, qui pour six vers m'as donné six cens livres;
Que ne puis-je à ce prix te vendre tous mes livres!

„O Richelieu, der du für sechs Verse mir „sechs hundert Livres giebst; könnte ich dir „doch alle meine Bücher in diesem Preiße „verkaufen!

a) Folgende drey Zeilen aus dem Gedicht des Colletet auf die Thuilleries sollen dem Cardinal so wohl gefallen haben:

La Cane s'humecter de la bourbe de l'eau
D'une voix enrouée, & d'un battement d'aile,
Animer le Canard qui languit auprès d'elle.

„—Die

„—Die Ente taucht sich im schlammigten „Wasser unter, und mit heiserer Stimme und „dem Schlagen ihrer Flügel ermuntert sie den „Gatten, der nach ihr schmachtet.„ Der Cardinal soll hinzu gesetzt haben, daß diese Verse es allein wären, die er belohne, und daß der König selbst nicht reich genug sey, das übrige zu bezahlen.

II.

Als dem Richelieu etwas gelungen war, und einige Schmeichler bey dieser Gelegenheit zu ihm sagten, daß nichts Sr. Eminenz widerstehen könnte, antwortete er ihnen mit Lachen: Ihr irret euch, und ich finde so gar zu Paris Leute, die sich mir widersetzen: Colletet, zum Exempel, hat sich gestern lange mit mir über ein Wort herum gestritten, und giebt mir auch heute noch nicht nach; hier hat er eben einen langen Brief an mich geschrieben.

Johann Morin,

Priester des Oratorii,

geb. zu Blois 1591, gest. 1659.

I.

Als der Pabst Urban VIII. den Vorsatz gefaßt hatte, die Griechen und andere abgefallene orientalische Völker wieder mit der Kirche zu vereinigen, verschrieb er aus ganz Europa die zu seinen Absichten geschicktesten Theologen nach

Rom. Der Pater Morin war unter dieser Anzahl; aber kaum war er in Rom angekommen, als ihn der Cardinal Richelieu wieder nach Frankreich rufen ließ. Man sagt, daß dieser Minister, bey dem der Priester des Oratorii sonst in großen Gnaden gestanden hatte, gegen den Bischof von St. Malo, Harlay de Sancy, eine Empfindlichkeit geäußert habe, daß er diesen gelehrten Mann so fern von sich wissen sollte. Der Prälat, der sein Freund war, schrieb so gleich an ihn, daß er zurück kommen möchte, weil ihn der Cardinal Richelieu zu einer geistlichen Würde zu befördern gedächte. Der Pater Morin kehrte so gleich nach erhaltenem Briefe wieder um, und kam zu Marseille an, ohne einen zweyten Brief erhalten zu haben, den ihm Harlay de Sancy auf Befehl des Cardinals geschrieben hatte, in welchem enthalten war, daß er Rom nicht verlassen sollte, weil seine Gegenwart daselbst nothwendig wäre. Man hielt dieses alles für ein verdecktes Spiel des Cardinals, der den Bischof nur brauchen wollte, um den Pater Morin wieder nach Frankreich zu ziehen, welcher, wie ihm war hinterbracht worden, in einigen Gesellschaften ein wenig frey von ihm gesprochen hatte.

II.

Der Pater Morin ließ eine Satyre auf gewisse Gebräuche der Versammlung des Oratorii drucken, und unter die Mitglieder dieses Collegii austheilen, die zu Orleans gewisser Angelegenheiten

ten halber versammlet waren. Es ist ein Pasquill, setzt Mr. Simon, der dieses erzählt, hinzu, das ohngefehr dem ähnlich ist, das Mariana wider die Jesuiten, und besonders auf seinen General Aquiviva gemacht hat. Beyde machen ihren Verfassern keine Ehre. Unterdessen ist Mariana mehr zu entschuldigen, als Morin: denn der erste verfertigte seine Schrift nur zu seinem Vergnügen, und in guter Absicht; da hingegen der andere die seinige selbst drucken ließ.

III.

Ich weiß nicht, ob man es eben diesem Autor glauben darf, daß der P. Morin alles, was er beißendes und anzügliches in den alten Schriftstellern gelesen, gesammelt habe, um bey Gelegenheit Gebrauch davon zu machen; und daß seine Hartnäckigkeit so weit gegangen sey, drey Jahr nach der Eroberung der Stadt Rochelle, noch zu behaupten, daß sie nicht erobert worden, sondern daß alle Nachrichten davon nichts als eine Erdichtung gewesen wären.

Paul Scarron,

geb. 1610, gest. 1660.

I.

Die Abbildung, die Scarron von sich selber macht, lautet folgender Gestalt; „Leser, der

„du mich nie gesehen hast, und dich vielleicht dar-
„über wenig bekümmerst, weil es dir nicht viel
„nützen wird, eine Person gesehen zu haben, die
„mir gleich ist, wisse, daß es mir auch gleich viel
„seyn würde, ob du mich sähest oder nicht, wenn
„ich nicht erfahren hätte, daß einige unruhige
„Witzlinge sich auf Unkosten eines Elenden lustig
„machen, und mich anders abmalen, als ich wirk-
„lich aussehe: einige sagen, daß ich ohne Beine
„auf dem Hintern fortrutschte, die andern, daß ich
„Beine, aber keine Schenkel hätte, und daß man
„mich in einem Futterale auf den Tisch stellte,
„wo ich wie eine geblendete Krähe plapperte;
„noch andere sagen, daß mein Hut an einem
„Stricke hienge, welcher an eine Winde angebun-
„den sey, mit welcher ich ihn in die Höhe zöge
„und wieder herab ließe, wenn ich denen, die mich
„besuchen, mein Compliment machen wollte.
„Ich glaube dahero in meinem Gewissen verbun-
„den zu seyn, diese Lügen nicht länger zu gestat-
„ten. Ich habe das dreyßigste Jahr überlebt,
„und wenn ich noch das vierzigste erreichen soll,
„so werde ich, außer den Plagen, die ich seit acht
„oder neun Jahren gelitten habe, noch manches
„ertragen müssen. Ich bin zwar von kleiner
„Statur, aber sonst wohl gewachsen gewesen;
„meine Krankheit hat mich um einen guten Fuß
„kürzer gemacht. Mein Kopf ist zu meiner Ge-
„stalt ein wenig zu groß. Ich habe ein ziemlich
„völliges Gesicht zu meinem sonst magern Körper,
„und Haare genug, daß ich keine Perüque tragen
„darf;

„darf; es sind, dem Sprichwort zu Troß, schon „viel weiße darunter. Ich habe ein ziemlich gut „Gesicht, obgleich große Augen, welche zugleich „blau sind. Das eine liegt tiefer als das andere, „auf der Seite, wo ich den Kopf hinhänge. „Meine Nase ist nicht ungestaltet. Meine Zähne, die sonst einer Reihe Perlen ähnlich waren, „haben iezt eine Holzfarbe, und werden bald schiefarbig werden. Anderthalbe auf der linken „Seite, und drittehalbe auf der rechten Seite, „habe ich verlohren, und zwey sind ein wenig „schadhaft. Meine Beine und Schenkel haben „anfänglich einen stumpfen Winkel gemacht, hernach einen geraden, und endlich einen spizigen. „Meine Schenkel machen mit meinem Leibe einen „andern Winkel, und der Kopf, der gegen den „Magen vorwärts hängt, macht, daß ich einem Z „nicht so gar ungleich sehe. Meine Arme sind „eben so kurz, als meine Beine, und die Finger eben so wie die Arme. Ich bin, mit einem „Worte, ein Inbegriff des menschlichen Elends; „denn so sehe ich ohngefehr aus. Weil ich auf „einem so guten Wege bin, so will ich noch etwas „von meinem Charakter sagen: Ich bin zu allen „Zeiten ein wenig cholerisch, ein wenig gefräßig „und ein wenig faul gewesen. Ich nenne oft „meinen Bedienten einen Dummkopf, und bald „darnach wieder Monsieur. Ich hasse niemand, „und wollte Gott, daß man gegen mich eben so „verführe! Ich bin aufgeräumt, wenn ich Geld „habe, und würde es noch mehr seyn, wenn ich

„gesund wäre. In Gesellschaft bin ich lustig; „ich bin auch noch zufrieden genug, wenn ich allein „bin, und trage meine Uebel mit Geduld.„

II.

Als ihn ein Freund besuchte, und hörte, daß er ein kleines Kind seinen Nefen nannte, fragte ihn dieser, von welcher Seite er denn sein Onkel wäre, da er nur zwey Schwestern, und zwar unverheyrathet, hätte? Dieses Kind, antwortete ihm Scarron, ist mein Nefe, so wie es au Marais Mode ist. Scarron wohnte au Marais in der Straße des douzes Portes.

III.

Die Mutter Ludewigs XVI. gab ihm eine Pension von funfzehn hundert Livres, deßwegen nannte er sich beständig a) den Kranken der Königinn.

a) Scarron, von Gottes Gnaden, unwürdiger Kranker Ihro Majestät der Königinn, war die gewöhnliche Unterschrift seiner Briefe.

IV.

Scarron hatte sein kleines Gütgen seinen Anverwandten geschenkt, aber dieselben gaben es ihm wieder. Er verkaufte es hierauf an Mr. Nublee, der ihm sechs tausend Thaler dafür gab, ohne zu wissen, wie viel es werth war, und Scarron war mit diesem Handel zufrieden. Nublee besahe hierauf dasselbe, das nicht weit von Amboise war, und gieng, bey seiner Zurückkunft nach Paris, zu

Scar=

Scarron: Ihr habt geglaubt, sagte er zu ihm, daß euer Landguth nicht mehr als achtzehn tausend Franken werth sey; ich habe es aber schätzen lassen, und es ist vier und zwanzig tausend werth. Nublee nöthigte ihn also, noch zwey tausend Thaler anzunehmen, damit er die Summe voll bekommen hätte.

V.

Scarron verheyrathete sich im Jahr 1652. Ich will, sagte er, an meiner Frau keine Thorheit begehen; aber ich werde ihr viele begehen lehren. Ob wir gleich nicht reich sind, so wollen wir doch auf meinem Marquisat Quinet, ganz bequem mit einander leben. So nannte er die Einkünfte von seinen Werken, die Toussaint Quinet druckte.

VI.

In der Zueignungsschrift zum Don Japhet aus Armenien, redet Scarron also zum Könige: Ich will Eu. Majestät zu bereden suchen, daß Sie sich nicht beschimpfen würden, wenn Sie mir ein wenig Gutes thäten; wenn Sie mir ein wenig Gutes thäten, so würde ich aufgeräumter seyn, als ich bin; wenn ich aufgeräumter wäre, als ich bin, so würde ich lustige Comödien machen; wenn ich lustige Comödien machte, so würden Eu. Majestät was zu lachen haben; wenn Eu. Majestät was zu lachen hätten, so wäre ihr Geld gar nicht übel angewandt. Dieses folgt alles so ungezwungen aus einander, daß ich glaube, ich würde

davon überzeugt werden, wenn ich eben so wohl ein großer König wäre, als ich nur ein armer kranker Mensch bin.

VII.

Scarron ließ sich nicht gern etwas aufheften, ob er es gleich selbst andern gern that. Er konnte dem Madaillon den Streich nicht vergessen, den ihm dieser gespielt hatte. Madaillon schrieb im Namen eines Frauenzimmers an den Scarron, das sich in seinen Verstand verliebt hätte, und kein größer Vergnügen wünschte, als ihn zu sehen, das sich aber nicht entschlüßen könnte, zu ihm zu kommen. Nach verschiedenen Briefen bestellte ihn endlich Madaillon, immer unter dem Charakter eines Frauenzimmers, zu einer heimlichen Zusammenkunft in die Vorstadt St. Germain. Scarron ermangelte nicht, sich aus seiner entfernten Wohnung dahin zu begeben; aber es war niemand da. Kaum war er wieder nach Hause, als er ein Billet fand, in welchem das vorgebliche Frauenzimmer sich sehr ihres Außenbleibens wegen entschuldigte. Er ließ sich noch zwey oder dreymal bestellen, und fand immer niemand an dem Orte. Endlich merkte er, daß ihm Madaillon diesen Possen spiele, und sprach nie anders als mit heftigen Schimpfworten von ihm.

VIII.

Scarron las gern seinen Freunden iedesmal so viel von seinen Arbeiten vor, als er fertig hatte;

er

er nannte dieses **mit seinen Büchern eine Probe machen.**

IX.

Die Klage der Poeten über die bösen Zeiten, und die Undankbarkeit ihres Jahrhunderts, nennt Scarron die älteste unter allen Klagen.

X.

Scarron ward eines Tages von einem so heftigen Schlucken befallen, daß man glaubte, er würde daran sterben. Als das Uebel einigermassen nachgelassen hatte, sagte er: **Ich will eine treffliche Satyre wider den Schlucken machen, wenn ich ihn ganz werde los seyn.** Seine Freunde versahen sich dieses Einfalls am allerwenigsten; unterdessen ward er der Mühe überhoben, sein Wort zu halten, denn er starb an dieser Krankheit, und das Publicum hat die Satyre nie zu sehen bekommen, die er sich vorgesetzt hatte. Da seine Anverwandten und Bediente bey seinem Ende über seinen Zustand sehr kläglich thaten und heftig weineten, ward er durch diesen Anblick gar nicht gerührt: Meine Kinder, sagte er zu ihnen, ihr werdet nie so viel über mich weinen, als ihr über mich gelacht habt.

XI.

Als Ludewig XIV. den Verlust Poissons I, als eines großen Acteurs, bedauerte, sagte Despreaux, der von ohngefehr nebst dem Racine gegenwärtig war, ganz trotzig: Ja, er spielte vor-

trefflich im Dom Japhet und einigen andern Comödien vom Scarron, die man so gar in der Provinz schon vergessen hat. Da dieses in Gegenwart der Frau von Maintenon gesagt ward, so hielt es Racine für nöthig, dem Despreaux etwas darüber zu sagen: Ha! antwortete dieser ganz unbesorgt, welcher Mensch begeht keine Fehler?

XII.

Despreaux machte aus dem Scarron gar nichts: Euer Vater, sagte er einsmals zu dem jüngern Racine, begieng die Schwachheit, daß er bisweilen in dem verkleideten Virgil a) las und lachte; aber er ließ es vor mir nicht sehen.

a) Virgile travesti, vom Scarron.

XIII.

Scarron hatte das burlesque so Mode gemacht, daß die Buchhändler keine andern Werke als in diesem Geschmack drucken wollten. Es ward daher im Jahr 1649 ein schlechtes Stück von ernsthaftem Inhalt gedruckt, dessen Titel alle rechtschaffene Leute beleidigte: **Die Leidensgeschichte unsers Herrn, in burlesquen Versen.**

XIV. *

Er hatte einem seiner Gedichte eine Zueignungsschrift an die Hündinn seiner Schwester vorgesetzt. Da er nun nach der Zeit mit seiner Schwester zerfiel, spielte er ihr folgenden empfindlichen Streich: Er ließ seine ganzen Gedichte in einen Band zusammen drucken, und unter die

Errata

Errata ſetzen: Au lieu de *Chienne de ma Soeur*, liſez: *Ma chienne de Soeur*. Das iſt: Anſtatt, an die Hündinn meiner Schweſter, lies: An meine Schweſter die B . . .

Marcus Antonius Gerhard de Saint-Amand.

geb. zu Rouen 1593, geſt. 1661.

I.

Saint-Amand hatte ein Gedicht gemacht, unter dem Titel: **Das lächerliche Rom.** Petit ahmte es ſehr ſinnreich nach, und machte ein anderes, welches er **das lächerliche Paris** nannte. Es ward zugleich auf eine ſehr ſonderbare Art verrathen, daß dieſer Petit der Verfaſſer einiger gottloſen und unverſchämter Lieder ſey, die in Paris herum giengen. Als er eines Tages ausgegangen war, entführte der Wind einige Streifchen Papier von dem Tiſche aus ſeinem Zimmer, und warf ſie auf die Gaſſe. Ein Prieſter, der da vorbey gieng, hob ſie auf, und da er ſahe, daß es Verſe wider die Religion und die guten Sitten waren, trug er ſie in dem Augenblicke zum königlichen Procurator. Man machte hierauf Anſtalt, daß Petit, ſo bald er nach Hauſe kam, in Verhaft genommen ward, und man fand unter ſeinen Papieren die Entwürfe zu den Liedern,

die

die damals in der Stadt herum giengen. So sehr sich auch Personen vom ersten Range seiner, als eines jungen Menschen, annahmen, so ward er doch verurtheilt, gehangen und verbrannt zu werden.

II.

Brossette sagt, daß Saint-Amand ein Gedicht vom Monde gemacht habe, in welchem er Ludewig XIV. besonders wegen seiner Geschicklichkeit im Schwimmen lobte; daß aber dieser Prinz dieses Gedicht gar nicht habe lesen mögen, und daß der Dichter diesen Schimpf nicht lange überlebt habe.

III.

Die Verse des Saint-Amand waren wirklich schlecht, er konnte sie aber mit einer besondern Annehmlichkeit vorlesen. Gombault machte daher folgendes Sinngedicht auf ihn:

Tes vers sont beaux, quand tu les dis,
Mais ce n'est rien quand je les lis:
Tu ne peux pas toujours en dire,
Fais en donc que je puisse lire.

„Deine Verse sind schön, wenn du sie liest, „schlecht aber sind sie, wenn ich sie lese: Nun „kannst du sie nicht immer selber vorlesen, ma„che daher welche, die auch ich lesen kann.„

IV. *

Weil man den St. Amand für einen Bastard eines Edelmanns Verrier hielt, so machte Maynard folgendes auf ihn:

Votre

Votre nobleſſe eſt mince,
Car ce n'eſt pas d'un Prince
Daphnis, que Vous ſortez.
Gentilhomme de Verre,
Si Vous tombez à terre
Adjeu Vos qualités.

„Daphnis, dein Adel iſt ſehr dünne; denn „du ſtammſt von keinem Prinzen ab. Wenn „du, gläſerner Edelmann, fällſt, ſo ſind deine „ganzen adelichen Tugenden hin.„

Claudius Quillet,

geb. in Touraine um den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, geſt. 1661.

I.

Als der Staatsrath Laubardemont die Sache der vom Teufel beſeſſenen Nonnen zu Loudun, auf Befehl des Hofes, unterſuchte, drohete der Teufel, wenn er einen Ungläubigen finden würde, ihn den folgenden Tag bis an die Decke der Kirche in die Höhe zu führen. Quillet hörte es, und ſagte kein Wort; aber den folgenden Tag verfügte er ſich zu geſetzter Stunde wieder in die Kirche, forderte, in Gegenwart des Laubardemont und einer großen Verſammlung, den Teufel auf, ſein Wort zu halten, und ſagte dreiſt, daß er über ſeine Drohungen lache, ſo daß, wie Sorbiere ſagt, der

der arme Teufel ganz bestürzt ward, und seine ganze Rotte in Verwirrung gerieth. Laubardemont ärgerte sich daran, und machte einen Bericht wider den Quillet, welcher sich weder zu Loudun, noch in Frankreich, ferner für sicher hielt, da er sahe, daß die ganze Mummerey eine Comödie des Cardinals Richelieu war, durch welche er den Urban Grandier a) ins Verderben stürzen wollte. Er machte sich schleunig fort, und gieng nach Italien.

a) Urban Grandier war Pfarrer und Canonicus zu Loudun. Etliche Ursulinernonnen daselbst, die man für besessen hielt, klagten ihn an, daß er sie behext habe; die Sache ward auf Befehl des Hofes, oder vielmehr des Cardinals Richelieu, der sich wegen der vom Grandier verfertigten Schmähschrift: la Cordonniere de Loudun, an ihm rächen wollte, untersucht, und ihm das Urtheil gesprochen, Kirchenbuße zu thun und lebendig verbrannt zu werden. Das Urtheil ward im Jahr 1634 an ihm vollzogen. Wir haben über diese Begebenheit eine Schrift: Histoire des diables de Loudun, nebst einer Widerlegung derselben.

II.

Die Callipädie b) des Quillet ist ein schönes Gedicht. Er hatte einige Verse wider den Cardinal Mazarin, der ihn etwa einmal beleidigt haben mochte, einfließen lassen. Als der Minister dieses Gedicht gelesen hatte, ließ er den Quillet zu sich rufen; aber anstatt ihm einige Empfindlichkeit zu zeigen, beklagte er sich vielmehr, mit der sanftmüthigsten Art, daß er seiner in diesem Gedicht

dicht so wenig geschont habe. Sie wissen, setzte er hinzu, daß ich schon seit langen Zeiten alle Achtung für Sie habe, und daß, wenn ich Ihnen noch keine Wohlthat erwiesen habe, die Schuld nicht an mir, sondern an den ungestümen Bettlern liegt, die mich beständig belagern, und mir eine iede Gunstbezeugung aus den Händen reißen; aber ich verspreche Ihnen die erste Abtey, die ledig werden wird. Quillet, von einer so großen Gnade gerührt, fiel dem Cardinal zu Füßen, bat ihn um Vergebung, versprach sein Gedicht zu ändern, und zwar so, daß er damit zufrieden seyn sollte, und bat zugleich den Cardinal um Erlaubniß, daß er es ihm zueignen dürfte; welches ihm der Cardinal erlaubte. Er veranstaltete auch wirklich eine zwote Ausgabe, und schrieb sie dem Cardinal zu, der ihm kurz zuvor eine ansehnliche Abtey gegeben hatte.

b) Wer dieses Gedicht nicht kennt, und den Inhalt desselben nicht aus dem Titel errathen kann, dem will ich den Anfang desselben hersetzen; Man sehe den Anfang der Bücher von der Landwirthschaft im Virgil nach, und man wird den Nachahmer, den glücklichen Nachahmer Virgils, gleich in der ersten Zeile finden.

Quid faciat laetos thalamos; quo semine felix
Exsurgat proles, & amoeni gratia vultus;
Sidera quae lepidas fundant per membra figuras;
Et quae vis animae Geniali praesit Amori:

Quae

Quae decora eximiam pulchro ſub corpore mentem
Commendent, clarisque hominem virtutibus ornent,
Hic canere aggredior . . . .

Willhelm de Brebeuf,

geb. in Niedernormandie 1618, geſt. 1661.

I.

Brebeuf liebte in ſeiner Jugend blos den Horaz. Einer ſeiner Freunde, mit Namen Gautier, las hingegen nichts als den Lucanus, und zog dieſen Dichter allen andern vor. Dieſer verſchiedene Geſchmack verurſachte öfters Streit unter ihnen. Nach langen vergeblichen Streiten verglichen ſie ſich endlich, daß ein ieder von ihnen den Leibpoeten des andern leſen, prüfen und ohne Vorurtheil beurtheilen wolle. Es geſchah, und Gautier ward ſo für den Horaz eingenommen, daß er ihn nach dieſen nicht wieder aus den Händen legen konnte; Brebeuf aber fand ſo viel Geſchmack am Lucanus, daß er, voll von dem Genie deſſelben, in der Ueberſetzung, die er von dieſem Dichter machte, eben ſo ſehr und noch mehr Lucanus ward, als Lucanus ſelbſt.

Franz

Franz le Metel de Bois-Robert.

geb. zu Caen 1592, geſt. 1662.

I.

Bois-Robert war der artigſte Mann ſeiner Zeit, und eine Art von Favorit des Cardinals Richelieu, den er durch ſeine artigen Erzählungen beluſtigte. Wenn dieſer Miniſter krank war, pflegte ſein Arzt Citois immer zu ſagen: Monſeigneur, wir wollen alles für ihre Geſundheit thun; aber alle unſere Arzeneyen werden nicht viel helfen, wenn ſie nicht ein wenig Bois-Robert darunter miſchen.

II.

Als Bois-Robert bey dem Cardinal in Ungnade gefallen war, nahm ſich die franzöſiſche Akademie ſeiner an, als welche ihm den Schutz Sr. Eminenz zu danken hatte. Ja, da dieſes nicht helfen wollte, nahm ſie den Mr. Citois zu Hülfe, welcher auf das nächſte Recept, das er für den Cardinal zu ſchreiben hatte, die Worte ſetzte: Recipe Bois-Robert, und dieſer Einfall war glücklich.

III.

Bois-Robert war dem Spiel ſehr ergeben; die Menagiana haben uns einen merkwürdigen Streich, der ihm wiederfuhr, aufbehalten. Er

verspielte einsmals zehn tausend Thaler an den Herzog von Roquelaure. Dieser, der das Geld liebte, wollte bezahlt seyn, und Bautrü machte den Vergleich zwischen ihnen. Bois-Robert verkaufte alles, was er hatte, für vierzehn tausend Franken. Bautrü sagte zum Roquelaure, indem er ihm dieses Geld gab, daß er das noch fehlende erlassen müßte, und daß Bois-Robert zur Danksagung eine Ode zu seinem Lobe, aber so schlecht als er könnte, machen sollte. Wenn die Welt erfahren wird, setzte er hinzu, daß der Herzog von Roquelaure sechszehn tausend Franken für ein so schlechtes Stück gegeben hat, was wird sie nicht glauben, daß er für ein gutes gegeben haben würde?

IV.

Bois-Robert war ein Freund von gutem Essen und Trinken, und dachte immer, wo es etwas zu schmausen geben würde. In solchen Gedanken gieng er vermuthlich einsmals durch die Straße des heil. Athanasius, wo man ihn zu einem verwundeten Menschen rufte, der den Augenblick den Geist aufgeben wollte, damit er ihn zum Tode bereiten möchte. Er gieng zu ihm, und die ganze Vermahnung, die er ihm gab, war: Mein Freund, denkt an Gott, sprecht euer **Benedicite**, a) und damit gieng er wieder seiner Wege.

a) Man erinnere sich, daß Benedicite der Anfang des lateinischen Tischgebetes ist, und daß Bois-Robert

Robert vielleicht eben im Begriff war, sich irgendwo zu Gaste zu bitten, und in Gedanken schon vor der mit Speisen beschwerten Tafel stand.

V.

Die Dienstfertigkeit des Bois-Robert, und der Zutritt, den er bey dem Cardinal Richelieu hatte, machten, daß er öfters, und am meisten von seinen Anverwandten, überlaufen ward. Er giebt dieses in einem seiner Gedichte zu erkennen, welches sich also anfängt:

Melchisédech étoit un heureux homme;
Et son bonheur est l'objet de mes voeux;
Car il n'avoit ni freres ni neveux.

„Melchisedech war ein glücklicher Mann;
„Sein Glück ist der Gegenstand meiner
„Wünsche: denn er hatte weder Brüder noch
„Vettern.„

VI.

Bois-Robert speiste bisweilen bey dem Cardinal de Retz, welcher offene Tafel hielt. Um dabey einmal einen bequemen Platz zu haben, blieb er unten stehen, und sagte zu einem ieden, den er zur Tafel kommen sah, und sechzehn; wodurch er zu verstehen geben wollte, daß nur auf funfzehn Personen gerechnet wäre, und daß der ankommende der sechzehnte sey. Dieses machte, daß alle, die kamen, wieder fortgiengen. Da nun der Cardinal sich zur Tafel setzte, wunderte er sich, daß so wenige da wären, die mit ihm speisen wollten; Bois-Robert erzählte ihm hier-

auf, wie er sie alle wieder fort geschickt hätte, damit er Platz haben möchte, und der Cardinal belachte diesen Einfall.

VII.

Als der Finanzaufseher Servien gestorben war, machte Bois-Robert ein Gedicht wider ihn. Einer seiner Freunde las dasselbe, und fre e ihn, wie er sich habe können einfallen lassen, V e wider diesen Minister zu machen? die Ursache, antwortete ihm Bois-Robert, ist, weil er gestorben ist.

VIII.

Ein Bedienter des Despreaux kam und sagte seinem Herrn, daß die Gichtschmerzen doppelt heftig beym Bois-Robert wären. Er flucht also wohl wacker? sagte Despreaux. Ach! mein Herr, antwortete der Bediente, das ist noch sein einziger Trost.

IX.

Als sich Bois-Robert eines Tages gegen gewisse Damen rühmte, daß er ehemals ein ansehnlicher Befehlshaber in Frankreich gewesen sey, so that Benserade, der dabey war, als wenn er es bekräftigen wollte, und sagte: Es ist wahr, Mesdames, der Herr ist ein ansehnlicher Befehlshaber in Frankreich gewesen. Ganz Paris hat ihn zehn Jahre lang die Truppen des Marais und des Hotel de Bourgogne commandiren sehen. Bois-Robert war so oft in diesem Hotel, daß ihn

Me-

Menage den Hausknecht a) des Hotel de Bourgogne nannte, und er seit der Zeit den Namen immer behielt.

a) Ich will aufrichtig seyn: im Französischen steht Aumônier, und ich weiß wohl, daß dieses keinen Hausknecht bedeutet. Es gefiel mir aber, es so zu übersetzen, und niemand als Menagius selber soll mich deßwegen zur Rede setzen, wenn ich seinen Sinn nicht getroffen habe.

X.

Man fragte eines Tages den Conrard, ob er den Abt Bois-Robert auch für andächtig genug hielte: Ich halte ihn, antwortete Conrard, eben so sehr dafür, als jenen guten Prälaten, von welchem Tassoni redet, der, anstatt seine Gebete zu lesen, die Einkünfte im Brete verspielte.

XI.

Als Conrard dem Bois-Robert anlag, seine Gedichte heraus zu geben, stellte ihm dieser dagegen vor, daß sie auf dem Papiere nicht so gefallen möchten, als wenn er sie selbst mit Kunst herläse.

En récitant des vers, je fais merveilles;
Je suis, Conrard, un grand dupeur d' oreilles.

„Ich thue Wunder, Conrard, wenn ich „Verse vorlese; ich kann die Ohren meisterlich betrügen.„

Blasius Pascal,

geb. zu Clermont in Auvergne 1623, gest. 1662.

I.

Da Pascal in seinen letzten Jahren in alle Betstunden gieng, alle Kirchen besuchte, wo Reliquien waren, und einen geistlichen Almanach hatte, wo alle besondern Andachten den Oertern und der Zeit nach, aufgezeichnet waren, so hat man gesagt, daß die Religion große Geister zu Kleinigkeiten, und kleine Geister zu großen Dingen fähig mache.

II.

Ein anderer sagte, daß Pascal mit seiner Aufführung, mit seiner Demüthigung, mit seinen Bußübungen und mit seinem Glauben mehr Weltkinder bekehre, als wenn man ein Dutzend Missionarien wider sie ausschickte.

III.

Pascal sagte, daß es weit besser sey, den Menschen die Schönheit und Majestät der Religion zu zeigen, als ihnen mit einer trockenen Gründlichkeit die Wahrheit derselben zu beweisen.

IV.

Der P. Daniel drückt sich in der Antwort auf die Provincialbriefe, folgender Gestalt aus:

Es

Es haben sich vernünftige Leute über die Herausgeber des Pascals aufgehalten, welche vorgegeben haben, daß er, in einem Alter von zwölf Jahren, ohne geometrische Bücher gelesen zu haben, ohne Lehrmeister, ohne eine andere Zeit, als einige Ergötzungsstunden anzuwenden, die man ihn, wahrscheinlicher Weise, auch nicht in der Einsamkeit zubringen ließ, bis auf die zwey und dreyßigste Aufgabe des Euklides gekommen sey. Ein Jesuit, der sich in einer Gesellschaft befand, wo man sehr darüber scherzte, und es für eine Fabel hielt, sagte ganz gelassen: daß die Freunde Pascals ihm darinne höchstens nur Gerechtigkeit wiederfahren ließen, aber noch nicht alles sagten; und da man ihn um weitere Erklärung in einer Sache bat, von der er mit so viel Gleichgültigkeit sprach, setzte er hinzu, daß diese Hyperbel, so übertrieben sie auch schiene, noch etwas ganz geringes sey, gegen die Erkenntlichkeit, die sie ihm wegen seiner Provincialbriefe schuldig wären, in welchen er ihnen zu gefallen wohl andere Hyperbeln gesagt hätte. Die ganze Gesellschaft räumte dieses ein, und man gestand, daß man die Dienste, die Pascal diesen Herren erwiesen hätte, mit keiner bessern Münze bezahlen könne.

V.

Der P. Petit Dudier, ein Benedictiner, erzählt, daß die Jesuiten den Grafen de Bussi, als er in der Bastille saß, gebeten hätten, auf die Provincialbriefe zu antworten, wofür sie ihm nicht

allein seine Befreyung, sondern auch noch etwas mehreres zu verschaffen versprachen. Er ließ sich diesen Vorschlag gefallen; man versahe ihn mit Nachrichten, er fieng an zu schreiben, und strengte alle Kräfte seines Geistes an, um etwas, seinem Rufe und seinem Gegenstande anständiges hervor zu bringen. Aber nach einigen Versuchen ließ er es liegen und bekannte, daß es unmöglich sey, mit Glück in dieser Sache zu arbeiten.

VI.

Pascal sagt, daß selten ein großer Mathematiker ein witziger Kopf, und ein witziger Kopf selten ein großer Mathematiker sey. a)

a) So habe ich den Gedanken ehemals gelesen: das französische könnte allhier auch etwas anderes sagen. Es heißt: qu'il est rare que les grands Géometres soient fins, & que les gens fins soient Géometres. Wer sich durch gens fins listige Köpfe, oder artige höfliche Leute vorstellen will, dem will ich es nicht wehren. Mathematicien sagt zwar mehr als Géometre; der Unterschied kommt mir aber vor wie zwischen einem Bürgermeister in einer großen und einer kleinen Stadt; sie sind doch alle beyde Bürgermeister.

VII.

Als man eines Tages bey dem Präsident von Lamoignon von gelehrten Dingen sprach, behauptete Despreaux den Vorzug der Alten, einen einzigen neuern ausgenommen, der nach seiner Meynung alle Alten und Neuen überträfe. Ein Jesuit fragte ihn hierauf, welches denn das Buch sey,

das

das ihm so vorzüglich gefallen habe; aber er wollte es nicht nennen. Corbinelli beschwor ihn sodann, daß er es ihm sagen sollte, damit er es die ganze Nacht lesen könnte. Despreaux lachte, und gab ihm zur Antwort: Ey, mein Herr, Sie haben es schon mehr als einmal gelesen. Der Jesuit fängt wieder an, und dringt mit einer verächtlichen Art darauf, daß ihm Despreaux diesen wundernswürdigen Autor nennen sollte. Despreaux weigerte sich, und der Pater ließ nicht ab. Endlich ergriff ihn Despreaux bey den Armen, hielt sie ihm fest, und sagte: Nun wohlan, weil ihr es verlangt, Pascal ist es, zum Henker = = Pascal? sagte der Pater ganz erstaunt, Pascal ist schön, so wie es das falsche seyn kann. = = Das Falsche! antwortete Despreaux, das falsche! wisset, daß er eben so wahr als unnachahmlich ist; man hat ihn in drey Sprachen übersetzt. Er ist, versetzte der Pater, dadurch nicht wahrer geworden.

VIII.

Der Pater Bouhours, als er sich mit dem Despreaux über die Schwierigkeit, gut französisch zu schreiben, unterhielt, nannte ihm einige Schriftsteller, die er in Absicht auf die Reinigkeit der Sprache zu Mustern gewählt hätte. Despreaux verwarf alle, die er ihm nannte. Wen halten Sie denn nun, fragte ihn Bouhours, für den vollkommensten Schriftsteller! Mein lieber Pater, antwortete ihm Despreaux, wir wollen die Briefe

des Pascal lesen, und alle andere Bücher ungelesen lassen.

IX.

Man hebt in der Bibliothek zu Saint Germain des Pres alle kleinen Papiere sorgfältig auf, auf welchen sich etwas von den Gedanken des Pascals befindet. Man hat mit vieler Mühe eines neben das andere in ein Buch weißes Papier geleimt, das sehr prächtig eingebunden ist. Es ist dieses nicht das schlechteste Denkmal zu Paris.

Petrus de Marca,

geb. in Bearn 1594, gest. 1662.

I.

Peter de Marca, der durch sein Buch, von der Vereinigung des Priesterthums mit der weltlichen Regierung so berühmt ist, ward, ehe man ihn zum Bischof machte, nach Catalonien geschickt, welches sich unter französischen Schutz begeben hatte. Er sollte daselbst den Zustand der Justiz, der Policey, der Finanzen, und selbst der Armee untersuchen. Es giebt wenig Beyspiele von der Art, mit welcher er sich daselbst beliebt machte, wie man es aus den öffentlichen Gebeten und Wallfahrten schließen kann, die seiner Wiedergenesung wegen angestellt wurden, als er im Jahr 1644 von einer heftigen Krankheit angefallen ward.

ward. Die Stadt Barcellona that unter andern der heil. Jungfrau zu Montserrat, welches eine Tagereise davon entfernt ist, ein öffentliches Gelübde, und schickte in ihrem Namen zwölf Capuciner ohne Sandalen, und zwölf junge Mädchen, ebenfalls barfuß, mit fliegenden Haaren, und langen weißen Röcken bekleidet, dahin. Peter de Marca glaubte, daß die Gebete und Gelübde ihm seine Gesundheit wieder verschaft hätten, und verließ Catalonien nicht eher, als bis er seine Andacht zu Montserrat verrichtet hatte.

II.

Als der Cardinal de Retz das Erzbischofthum Paris im Jahr 1662 niederlegte, ernannte der König den de Marca darzu, der aber drey Tage darnach starb, als er die Bulle empfangen hatte, und ehe er Besitz davon nehmen konnte. Sein Tod gab zu folgender scherzhaften Grabschrift Gelegenheit:

Cy git l'illustre de Marca,
Que le plus grand des Rois marqua
Pour le Prélat de son eglise;
Mais la mort qui le remarqua
Et qui se plait à la surprise,
Tout aussi tôt le demarqua,

„Hier liegt der berühmte de Marca, den „der größte unter den Königen zum Prälaten „seiner Kirche aufzeichnete; aber der Tod, der „es gewahr ward, und immer gern unverse-

„hens

„hens in den Weg kommt, strich ihn so gleich „wieder aus. a) „

a) Das artige Spielwerk mit den Worten marqua, remarqua, und démarqua, mit welchen auf den Namen des Peter de Marca angespielt wird, hat im Deutschen nothwendig verlohren gehen müssen.

Gautier de Costes de la Calprenede,

geb. in Perigord, gest. 1663.

I.

La Calprenede war Officier beym Leibregimente; man sagt, daß er, wenn er auf der Wache war, öfters in dem Vorsaal der Königinn sich einfand, wo er lustige Histörchen erzählte, so daß immer ein großer Haufen Zuhörer, und selbst die Kammerfrauen der Königinn, nebst den Hofdamen, um ihn herum stunden. Da sich nun eines Tages die Königinn gegen ihre Kammerfrauen beschwerte, daß sie ihre Arbeit nicht gehörig und zu rechter Zeit thäten, antworteten ihr diese, daß immer ein junger Mensch in dem Vorzimmer wäre, der die lustigsten Histörchen zu erzählen wisse, und daß man wider seinen Willen genöthigt würde, ihm zuzuhören. Die Königinn ward neugierig, ihn zu sehen, und war so zufrieden über ihn, daß sie ihm eine Pension gab.

II.

La Calprenede verfertigte seinen Silvander, als er noch Freywilliger unter dem Leibregimente war. Für das damit gewonnene Geld schafte er sich eine ganz ungewöhnliche Kleidung, und wenn man ihn um den Namen des Zeuges fragte, antwortete er: es ist Silvander.

III.

Das Trauerspiel, Mithridates, ward das erste mal am Tage der heil. drey Könige aufgeführt, welches zu einem Scherz Gelegenheit gab. Am Ende des Stücks ergreift Mithridates einen Giftbecher, und nachdem er sich einige Zeit bedacht, sagt er, da er ihn austrinkt:

Mais c' est trop differer,

„Zu lange zaudr' ich schon; = =

Ein Spasvogel auf dem Parterre füllte den Vers aus, und rief:

le Roi boit, le Roi boit.

„der a) König trinkt, er trinkt.

a) Dieser Scherz gründet sich auf eine Gewohnheit der Franzosen an diesem Tage. Sie bringen ihn in Gesellschaft und mit vielerley Vergnügungen zu. Unter andern wird ein Kuchen gebacken, und eine Bohne in denselben gesteckt. Dieser Kuchen wird hernach unter die Gesellschaft, die durchs Looß paarweise eingetheilt ist, herum gegeben. Welches Paar nun in seinem Stück die Bohne findet, heißt der König und die Königinn; die andern erweisen ihm allerhand scherzhafte Ehrenbezeugungen, worunter auch gehört, daß wenn eins

von

von ihnen trinkt, die übrigen alle aufstehen und rufen: der König trinkt! die Königinn trinkt.

IV.

Als sich der Cardinal Richelieu eine Tragödie vom Calprenede hatte vorlesen lassen, sagte er, daß das Stück gut, die Verse aber schlecht (lâches) wären. Der Autor erfuhr dieses, und antwortete mit einem wahren gasconnischen Einfalle darauf: Wie! schlecht? zum Henker! in dem Hause des Calprenede giebt es nichts schlechtes.

V.

Eine spanische Dame las in der Cleopatra eine lange und zärtliche Unterredung zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten: **Wie viel Witz am unrechten Orte!** rief sie aus, **sie waren beysammen, und allein!**

Nicolaus Perrot d'Ablancourt,

geb. zu Chalons an der Marne 1606, gest. 1664.

I.

Die Uebersetzungen des d'Ablancourt wurden mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, und Vaugelas fand sie so schön, daß er seinen ganzen Curtius nach diesen Mustern umarbeitete, und nunmehr der Schreibart des d'Ablancourt folgte,

folgte, so wie er bisher des Coeffetau seiner gefolgt war. Dieser berühmte und in unserer Sprache so erfahrne Mann, hat sein Zeugniß darüber selbst abgelegt, indem er mit eigner Hand auf sein Manuscript geschrieben hatte, daß er seine Uebersetzung nach dem Arrianus des d'Ablancourt verbessert und umgearbeitet habe; weil nach seiner Meynung niemand den d'Ablancourt in der Deutlichkeit, Leichtigkeit, Kürze und Zierlichkeit der historischen Schreibart überträfe.

II.

D'Ablancourt wollte nie etwas eigenes arbeiten, sondern begnügte sich blos mit Uebersetzungen. Er sagte, wenn man ihm darüber etwas einwandte, daß er weder ein Prediger noch ein Advocat sey, der gerichtlich reden oder predigen müßte, daß es der Welt an politischen Werken nicht fehle, daß alle moralische Discurse Wiederholungen aus dem Plutarch und Seneka wären, und daß man seinem Vaterlande einen bessern Dienst thäte, wenn man ihm gute Bücher übersetzte, als wenn man neue schriebe, in denen doch öfters nichts neues stünde.

III.

D'Ablancourt hatte anfänglich niemand als den Herrn Patrú, den er um Rath fragte; nachdem er aber mit Conrard und Chapelain bekannt ward, zog er auch diese zu Rathe. Mit Conrard besonders gieng er alle seine Arbeiten durch, und dieses um so viel lieber, weil er weder griechisch

noch

noch lateinisch verstand, und ihm also weniger Mühe machte. Denn wenn er nach Paris kam, um ein Werk unter die Presse zu geben, machte man ihm immer so viel Schwierigkeiten, daß er bisweilen in Hitze und Zorn gerieth, und auch viel Zeit zubrachte, bis er diese Schwierigkeiten gehoben hatte. Dieses Mißvergnügen verursachte demnach, daß er in seinen letzten Jahren, und bey seiner letzten Uebersetzung niemanden mehr anhörte, oder wenigstens nicht glaubte. Es geschahe dieses weder aus Stolz, noch Eitelkeit, sondern aus Eilfertigkeit und Begierde, sich bald seiner Bürde zu entledigen; denn wenn sein Buch gedruckt war, hörte er nicht allein alle Urtheile an, sondern bat so gar seine Freunde um das ihrige, um sich dasselbe bey der zwoten Ausgabe zu Nutze zu machen.

IV.

Unter allen Schriftstellern der damaligen Zeit, hielt man den d'Ablancourt für den geschicktesten, die Geschichte des Königs zu schreiben. Er nahm den Vorschlag, der ihm von Seiten des Ministers Colbert gethan ward, nebst einer Pension von tausend Thalern an. Er wollte sich schon nach Paris begeben, und sich daselbst niederlassen, um die darzu nöthigen Nachrichten bequemer aufsuchen zu können; aber alles gieng wieder zurück, als Colbert Sr. Majestät davon Bericht erstattete, und sagte, daß d'Ablancourt ein Protestant sey. Ich mag keinen Geschichtschreiber haben,

sagte

ſagte der König, der von einer andern Religion als der meinigen iſt; doch ſollte, wie er hinzu ſetzte, dem Schriftſteller, wegen ſeiner anderweitigen Verdienſte, ſeine Penſion bezahlt werden.

V.

D'Ablancourt hatte einen Vater gehabt, der ſein Lebetage über auf hundert tauſend Verſe gemacht hatte. Unterdeſſen konnte er nicht zween hinter einander machen, ob er gleich, wie er ſelbſt ſagte, das Feuer von drey Poeten beyſammen hätte.

VI.

Baſſan, der Laquais des d'Ablancourt, lebte mit ihm in großer Vertraulichkeit. D'Ablancourt ſpielte eines Tages und verlohr ſein Geld. Baſſan, der es ſahe, zupfte ihn beym Mantel, und ſagte ihm ins Ohr: Zum Henker, ſie verſpielen unſer ganzes Geld, und hernach werden ſie mich dafür ausprügeln wollen. D'Ablancourt konnte ſich nicht enthalten zu lachen, und Baſſan gab den ganzen Abend über Gelegenheit zu einer luſtigen Unterhaltung.

VII.

Grabſchrift des Herrn d'Ablancourt.

L'illuſtre d'Ablancourt repoſe en ce tombeau:
Son génie à ſon ſiecle a ſervi de flambeau:

Dans ſes fameux écrits toute la France admire
Des Grecs & des Romains les précieux thréſors.
A ſon trepas on ne peut dire
Qui perd le plus des vivans ou des morts.

„In dieſem Grabe ruhet der berühmte „d'Ablancourt; Sein Genie hat ſeinen Zeiten „zur Fackel gedient; Ganz Frankreich bewun„dert in ſeinen Schriften die koſtbaren Schätze „der Griechen und Römer; es iſt nicht leicht „zu ſagen, wer durch ſeinen Tod das meiſte „verliehrt, ob die Lebenden oder die Todten.„

Willhelm Bautrü,

geb. zu Paris 1588, geſt. 1665.

I.

Bautrü, der angenehmſte witzige Kopf ſeiner Zeit, war ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ob er gleich nichts geſchrieben hat. Da er den Ruf hatte, daß er ſelten die Wahrheit rede, ſo ſagte Marigni von ihm: qu'il étoit né d'une fauſſe-couche, qu'il avoit été baptiſé avec du faux-ſel, qu'il ne logeoit jamais que dans des Faux-Bourgs, qu'il paſſoit toûjours par de fauſſes portes, qu'il cherchoit toûjours les faux-fuyans, & qu'il ne chantoit jamais qu'en

qu'en faux-bourdon. (Dieſe ſehr unwitzigen Wortſpiele, muß man nicht überſetzen wollen. Der ganze Witz ſteckt in der Anſpielung mit dem Wörtchen faux, auf einen Lügner, außerdem iſt es ein Non-ſenſe, das weder im Franzöſiſchen noch im Deutſchen ſchön iſt.)

II.

Wenn Bautrü wiſſen wollte, ob man ſich bey iemand zu Gaſte bitten könnte, ſo fragte er: **Kann man den Herrn zu Mittage ſprechen?**

III.

Als Bautrü die Gerechtigkeit und den Frieden ſich küſſend von Bildhauerarbeit auf einem Kamin ſtehen ſahe, ſagte er zu einem guten Freunde, der bey ihm war: **Seht doch, wie ſie ſich umarmen, wie ſie ſich küſſen! Sie nehmen Abſchied von einander, um ſich nie wieder zu ſehen.**

IV.

Als Menagius von allen ſeinen Freunden in einer wichtigen Angelegenheit war verlaſſen worden, ſuchte er in einer Geſellſchaft zu behaupten, daß es gar keine redlichen Leute mehr gäbe. Einige Tage darnach meldete ein Laquais dem Bautrü, daß ein ehrlicher Mann mit ihm ſprechen wolle. **Was, Schelm,** antwortete ihm Bautrü, und ſchlug ihn mit dem Stock hinter die Ohren, **ein ehrlicher Mann? Wer hat dir**

gesagt, daß er ein ehrlicher Mann ist? Menage, der so gelehrt ist, spricht, daß er keinen wisse, und du willst welche kennen.

V.

Von einem gewissen Herrn sagte Bautrů, daß er der Plutarch der Bärenhäuter sey, weil er die Leute mit nichts als läppischen Erzählungen unterhielte.

VI.

Man muß sich, pflegte Bautrů zu sagen, nicht ganz in das Land der Vergnügen hinein wagen, sondern nur an den Küsten derselben bleiben.

VII.

Als Bautrů nach Spanien geschickt ward, besahe er die Bibliothek im Escurial, und merkte aus der Unterredung mit dem Bibliothekarius, daß seine Geschicklichkeit nicht weit her war. Er wartete hierauf dem Könige auf, und sprach mit ihm von den Schönheiten dieses königlichen Gebäudes, und wie wohl Se. Majestät einen Bibliothekarius zu wählen gewußt hätten; er sagte ihm, daß er einen seltenen Mann an ihm gefunden hätte, den Se. Majestät zum Aufseher über die Finanzen machen könnten. Wie so? fragte ihn der König. Sire, antwortete ihm Bautrů, weil ich finde, daß er nichts aus ihren Büchern nimmt, so glaube ich, daß er auch nichts von den Finanzen entwenden werde.

VIII.

Bautrü hatte die Gicht, und aß eben Schinken, als ein Freund zum Besuch zu ihm kam. Was ist das? sagte der Freund zu ihm, wisset ihr nicht, daß der Schinken der Gicht zuwider ist? Es ist wahr, antwortete ihm Bautrü ganz kaltsinnig, er ist der Gicht zuwider, aber er ist gut für die, welche die Gicht haben.

IX.

Gomez war ein sehr armer Poet. Eines Tages war er von ohngefehr in das Zimmer des Königs gekommen, und Bautrü rief, so bald er ihn ansichtig ward: Wie hat dieser Elende durch so viel verschlossene und mit Wache besetzte Thüren hindurch dringen können, da er seit zehn Jahren nicht aus dem Hospital heraus gekonnt hat, ob gleich da die Thüren beständig offen stehen.

X.

Ein Präsident von Bourdeaux, ein sehr langweiliger Mensch, wollte eines Tages den Mr. Bautrü besuchen. Der Laquay, der ihm schon gesagt hatte, daß sein Herr zu Hause sey, meldete ihn an: Was? sagte Bautrü, du hast ihm gesagt, daß ich zu Hause bin? Gehe und sage, ich sey krank. Der Laquay richtete es aus, und der Präsident erwiederte: Ich will ihm an den Puls fühlen, und sehen, ob die Krankheit gefährlich ist. Der Laquay erschrack, und sagte seinem Herrn wieder, daß er sich nicht abweisen ließe. Nun

gut, antwortete Bautrü, so sage ihm, daß ich gestorben sey. Der Bediente brachte diese traurige Nachricht dem Präsidenten, der ganz betrübt darüber, mit Gewalt den Bautrü sehen wollte, um ihm das Weihwasser zu geben. Dieser hatte kaum Zeit genug, sich in ein Tuch zu hüllen und ins Bette zu werfen, wo er die Rolle eines Todten vollkommen spielte. Der Präsident verrichtete, nach vielen Klagen, das Gebet vor dem Bette, welches eine ganze Stunde dauerte; hernach nahm er einen großen Weihkessel, den er an der Wand gewahr ward, und goß ihn bis auf den letzten Tropfen über den verstellten Todten aus. Nach diesem gieng er wieder seiner Wege.

XI.

Bautrü ward auf Befehl des Herzogs d'Epernon, über den er sich aufgehalten hatte, auf freyer Straße ausgeprügelt. Als Desbarreaux einige Zeit darnach den Bautrü mit einem Stocke sahe, rief er aus: Mr. de Bautrü trägt seinen Stock, wie der heil. Laurentius seinen Rost, um uns an seinem Märterthume zu erinnern.

XII.

Amelot erzählt, daß Bautrü, als er die Schläge bekam, beständig ausgerufen habe: Ach! meine Herren, das Leben, das Leben! Drey Monate darauf traf einer von diesen handvesten Leuten den Bautrü in der Kirche an, und sagte aus Spott zu ihm: Ach! meine Herren, das Leben, das Leben! Bautrü ward darüber nicht böse, sondern ant-

antwortete im Scherz: Ich habe doch dergleichen Echo in meinem Leben nicht gehört, welches das wiederholt hätte, was drey Monat vorher geredet ward.

XIII.

Bautrü pflegte das Wirthshaus einen Ort zu nennen, wo man die Narrheit in Bouteillen verkaufte.

XIV.

Zu dem Finanzaufseher Desmery sagte Bautrü, als er ihm einen Poeten vorstellte: Hier sehen Sie einen Mann, der Ihnen die Unsterblichkeit geben wird; aber sie müssen ihm erst etwas zu leben geben. Mein Herr, antwortete ihm Desmery, einen Finanzaufseher loben, heißt das Volk wider ihn in Aufruhr bringen, und die Katze aufwecken, welche schläft. Wenn der Poet, den sie mir vorstellen, das Geheimniß wüßte, das Volk, nur so lange, als ich lebe, im Schweigen zu erhalten, so wollte ich ihm so viel geben, daß er sehr gut sollte leben können; und mein Herr, redete er hierauf den Poeten selbst an, ich will Ihnen dienen, wo ich nur kann, aber mit der Bedingung, daß Ihre Muse nie meinetwegen laut werde. Die Oberaufseher sind gar nicht deßwegen da, daß sie sollen gelobt werden.

Johann Ogier de Gombauld,

geb. in Xaintonge zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, gest. 1666.

I.

Gombauld war der jüngste aus der vierten Ehe. Er pflegte es gern im Scherz selbst zu sagen, um sich zu entschuldigen, daß er nicht reich wäre.

II.

Er übergab einmal dem Cardinal Richelieu einige Verse. Der Cardinal las sie, und sagte: davon verstehe ich nichts; so gleich antwortete der Poet: das ist nicht mein Fehler; und Ihro Eminenz thaten, als wenn sie es nicht gehört hätten.

III.

Eine über den Tod ihres einzigen Sohns betrübte Mutter, bat den Gombauld, eine Grabschrift auf ihn zu machen. Er machte ihm also folgende:

Colas est mort de maladie;
Tu veux que j'en pleure le sort;
Que diable veux-tu que j'en die?
Colas vivoit, Colas est mort.

„Colas ist an einer Krankheit gestorben, „und du verlangst, daß ich seinen Tod beklagen soll:

„soll: Was Henker soll ich davon sagen: Co„las lebte, Colas starb.„

IV.

Gombauld that bey der Einrichtung der Statuten der französischen Akademie unter andern den Vorschlag, daß iedes Mitglied der Akademie gehalten seyn solle, alle Jahre ein Stück, es sey klein oder groß, zum Lobe der Gottheit zu verfertigen; und Sirmond verlangte, daß alle Mitglieder eidlich verpflichtet werden sollten, sich derjenigen Worte zu bedienen, die durch die Mehrheit der Stimmen in der Versammlung würden gebilliget werden. Man hätte sich, wenn dieses Gesetz wäre eingeführt worden, nothwendig eines Worts bedienen müssen, so viel Abscheu man auch sonst dafür gehabt hätte; und wer anders hätte verfahren wollen, würde nicht mehr einen Fehler, sondern eine Sünde begangen haben. Aber beyde Vorschläge wurden nicht angenommen.

George Scuderi,

geb. zu Havre de Grace 1603, gest. 1667.

I.

Scuderi entschuldigte die Geschwindigkeit, mit welcher er arbeitete, insgemein damit, daß er sagte, er hätte Befehl, bald fertig zu

werden. Man kann ihn mit dem Maguon beym Boileau vergleichen, welcher ein Gedicht von ohngefehr dreymal hundert tausend Versen unter dem Titel Encyclopädie angefangen hatte. Man fragte ihn eines Tages, wenn sein Gedicht fertig werden würde? Es wird bald fertig seyn, antwortete er: ich habe nur noch etwan hundert tausend Verse zu machen. Er sagte dieses im ganzen Ernst.

II.

Scuderi war großmüthig, ob er gleich arm war. Die Begebenheit, die sein Gedicht Alarich veranlaßte, ist ein Beweiß davon. Chevreau erzählt die Sache folgender Gestalt: Die Königinn Christina hat mir wohl hundert mal gesagt, daß sie eine goldene Kette für tausend Pistolen bereit hielte, die sie dem Herrn Scuderi für die Zueignungsschrift seines Alarichs geben wollte. Da aber des Grafen de la Gardie in diesem Gedicht sehr rühmlich gedacht ward, und dieser Graf bey der Königinn in Ungnade fiel, wünschte sie, daß sein Name aus dem Gedicht ausgelassen würde, und daß ich es dem Verfasser vorbringen möchte; Scuderi aber gab mir zur Antwort, daß er nie den Altar wieder niederreissen würde, auf welchen er geopfert hätte, und wenn die goldene Kette so groß und schwer seyn sollte, als die, von welcher in der Geschichte der Incas Meldung geschieht. Dieser heroische Stolz mißfiel der Königinn so, daß sie ihren Vorsatz änderte; und

der

der Graf de la Gardie, der die Großmuth des Scuderi erkennen mußte, dankte ihm nicht einmal dafür.

III.

Das, was man in der Reisebeschreibung des Bachaumont und de Chapelle wegen des Gouvernements lieset, das Scuderi zu Notre Dame de la Garde in der Provence hatte, ist zu sonderbar, daß es hier nicht einen Platz finden sollte. Eine feine und scharfe Spötterey herrscht darinne, so wie in dem ganzen Werkchen. Nachdem der Verfasser gesagt hat, daß einige Precieusen von Montpellier den Herrn Scuderi für einen ansehnlichen, tapfern, reichen, und stets gut gekleideten Mann hielten, so wie seine Schwester für eine göttliche Schönheit, und den Pelisson für einen Adonis: so setzt er weiter hinzu:

„Mais il faut vous parler du fort,
„Qui sans doute est une merveille:
„C'est Notre-Dame de la Garde,
„Gouvernement commode & beau,
„A qui suffit pour toute garde
„Un Suisse avec sa hallebarde
„Peint sur la porte du Château.

„Aber ich muß noch etwas von der Festung „sagen, die ohne Zweifel ein Wunderwerk ist. „Notre-Dame de la Garde ist es, dieses be„queme und schöne Gouvernement, wo man „weiter keine Wache braucht, als einen „Schwei-

„Schweitzer mit seiner Hellebarde an das „Schloßthor gemalt.„

„Dieses Schloß, fährt der Reisebeschreiber „fort, liegt auf der Spitze eines fast unersteiglichen Felsens, und so hoch, daß, wenn es allen „denen zu gebieten hätte, die es übersehen kann, „der größte Theil des menschlichen Geschlechts unter seinen Befehlen stehen würde.„

Auſſi voyons-nous que nos Rois,
En connoiſſant bien l'importance,
Pour le confier, ont fait choix,
Toujours de gens de conſéquence;
De gens pour qui dans les allarmes
Le danger auroit eu des charmes,
De gens prêts à tout hazarder,
Qu'on eût vû long-tems commander,
Et dont le poil poudreux, eût blanchi
ſous les armes.

„Wir sehen daher, daß unsere Könige, die „die Wichtigkeit desselben gar wohl einsahen, „beständig Leute von Verdiensten zu Commandanten desselben erwählt haben; Leute, die „weder Unruhe noch Gefahr scheueten; Leute, „die alles gern wagten, die lange Zeit Armeen „geführt hatten, und deren pudrichtes Haar „unter den Waffen weiß geworden war.„

„Eine prächtige Beschreibung, die man ehemals von diesem Platze gemacht hat, erregte in „uns die Neugier, ihn zu besehen. Wir hatten „über

„über eine Stunde zu klettern, ehe wir auf die „Spitze dieses Berges gelangten, wo man end„lich erstaunt, daß man nichts als ein altes ver„fallenes Gebäude findet, das der Wind alle Au„genblicke vollends über den Haufen werfen will. „Wir klopften an die Thüre, aber ganz sachte, „aus Furcht, sie nicht umzuwerfen; und nachdem „wir lange gepocht hatten, ohne daß sich auch nur „ein Hund im Hofe hätte hören lassen, sagten „uns Leute, die in der Nähe arbeiteten: Seit lan„gen Zeiten, ihr Herren, ist da niemand mehr „hinein gegangen; der Commandant dieses „Schlosses hat sich nach Paris fahren lassen, und „hat nun schon seit funfzehn Jahren die Schlüssel „im Schubsack mitgenommen.

„Wir lachten ziemlich über die drollichte „Nachricht, die uns diese Leute gaben, und beson„ders, als sie uns eine Inschrift zeigten, die wir „kaum mehr lesen konnten, weil sie durch die Länge „der Zeit fast ganz vergangen war.

Portion de gouvernement,
A louer tout présentement,

„Ein Stück vom Gouvernement, welches „ietzt zu verpachten ist.

„Weiter unten stand mit kleinerer Schrift:

Il faut s'addresser à Paris,
Ou chez Conrard le Secretaire,
Ou chez Courbé l'homme d'affaire,
De tous Messieurs les beaux esprits.

„Man

„Man muß sich in Paris entweder bey dem „Herrn Conrart, Secretaire, oder dem „Herrn Courbe, Agenten aller witzigen „Köpfe, melden.„

IV.

Scuderi war weit und breit herum gereist, und gab sich gern für einen Edelmann aus. In einer gewissen Vorrede spricht er also von sich: „Du wirst, geliebter Leser, mir leicht einige Fehler „übersehen, die ich nicht bemerkt habe, wenn ich „dir sagen darf, daß ich die meiste Zeit meines „Lebens mit Reisen und mit der Besichtigung des „größten und schönsten Theils von Europa zuge„bracht habe, daß mir mehr Jahre unter den „Waffen, als Stunden auf meiner Studirstube „verflossen sind, und daß ich mehr Lunte als Licht„tachte verbraucht habe; so daß ich besser Sol„daten als Worte zu stellen, und besser ein Ba„taillon als einen Perioden zu schließen weiß.„

V.

In der Zueignungsschrift eines seiner Werke an den Herzog de Montmorency, sagt er: Ich will mit der linken Hand schreiben lernen, damit ich mit der rechten Ihnen einen edlern Dienst erweisen könne. Und in einer andern sagt er, daß er aus einem Hause abstamme, wo man die Feder nie anders als auf dem Hute getragen habe.

Diony-

Dionysius de Sallo,

geb. zu Paris 1626, gest. 1669.

I.

Der Herr de Sallo ist der erste Erfinder der Journale, die nach seiner Zeit so zahlreich geworden sind. Er machte im Jahr 1664 den Anfang mit dem Journal der Gelehrten. Im Jahr 1662 begegnete ihm ein Zufall, der ihm zu viel Ehre macht, daß ich ihn nicht ausführlich erzählen sollte. Paris ward in diesem Jahre von einer langen und grausamen Hungersnoth heimgesucht. Als nun der Herr de Sallo an einem Sommerabende spatzieren gieng, und nur einen kleinen Laquay bey sich hatte, ward er von einem Menschen mit der Pistole in der Hand angefallen, dem er seine Börse geben sollte; doch sahe man, daß der Mensch das Handwerk nicht recht verstund, weil er selbst für Furcht zitterte. Ihr kommt nicht recht an, sagte de Sallo zu ihm, und ich werde euch nicht reich machen, ich habe nicht mehr als drey Pistoletten bey mir, die ich euch gern geben will. Dieser nahm sie, und gieng fort, ohne weiter etwas zu begehren. Der Bediente des de Sallo mußte hierauf diesem Kerl von weiten nachschleichen, um zu sehen, wo er hingehen würde. Er folgte ihm also durch drey oder vier Gassen, und sahe ihn zu einem Becker

gehen,

gehen, wo er ein Brodt von sechs bis sieben Pfund kaufte, und eine von den Pistoletten verwechselte. Zehn bis zwölf Häuser weiter hin gieng er endlich in ein Haus, stieg bis in das vierte Stockwerk, wo er wohnte, und weiter kein Licht war, als das der Mond hinein fallen ließ, warf das Brodt in die Kammer hin, und sagte weinend zu seiner Frau und zu seinen Kindern: Da, esset! das Brodt kommt mich theuer zu stehen; esset euch satt, und plaget mich nicht mehr so, wie bisher! Ehester Tage werde ich gehangen werden, und ihr seyd die Ursache darzu. Als ihn hierauf seine Frau mit Thränen, so gut sie konnte, besänftigt hatte, hob sie das Brodt auf, und gab vier armen Kindern, die halb verhungert waren, davon. Der Bediente kam und stattete seinem Herrn Bericht ab von dem, was er gesehen und gehört hatte. Der Herr de Sallo ließ sich den folgenden Tag in aller Frühe seinen Laquay zu diesem Manne führen, und erkundigte sich zuvor in der Nachbarschaft nach den Umständen desselben. Man sagte ihm, daß es ein Schuster, ein guter ehrlicher und dienstfertiger Mann sey, der aber eine starke Familie und sehr wenig zu leben hätte. Er stieg hierauf zu ihm herauf und klopfte an. Der unglückliche Mann öfnete ihm die Thüre, und erkannte so gleich denjenigen in ihm, den er den Tag vorher bestohlen hatte. Er fiel ihm zu Füßen, bat ihn um Vergebung, und daß er ihn nicht in noch größeres Unglück stürzen solle. Machet kein Lermen, sagte de Sallo zu ihm, ich

komme

komme in der Absicht nicht hieher. Ihr habt euch durch Stehlen helfen wollen; ein schlechtes Mittel, das euch über lang oder kurz ins gröſste Unglück stürzen kann. Da habt ihr dreyſsig Pistolen; ich schenke sie euch; kaufet Leder dafür ein; arbeitet, und verdient so viel, als ihr, eure Kinder zu unterhalten, nöthig habt, und gebt ihnen kein so böses Beyspiel, als das, dem ihr gefolgt seyd.

II.

Man liest beym Vigneul-Marville, daſs der Herr de Sallo an einer Krankheit gestorben sey, der die Söhne der Musen sonst selten unterworfen sind, und wider welche weder beym Hippocrates, noch beym Galenus, ein Mittel zu finden ist; oder es deutlicher zu sagen, fährt dieser Autor fort, er starb für Gram, daſs er hundert tausend Thaler, das ist, sein ganzes Vermögen im Spiel verlohren hatte.

Honoratus de Bueil, Marquis de Racan,

geb. in Touraine 1589, gest. 1670.

I.

Racan hatte, wenn man dem Costar glauben darf, so wenig Geschick zur lateinischen Sprache, daſs er nie sein Confiteor lernen konnte,

sondern es allemal lesen mußte, wenn er zur Beichte gieng.

II.

Malherbe sagte, daß unter allen seinen Schülern Maynard der beste Versificateur sey, daß aber seine Verse matt wären; Racan hätte zwar mehr starkes, er arbeite aber seine Verse nicht fleißig genug aus; und aus Maynard und Racan zusammen genommen, könnte man einen großen Poeten machen.

III.

Zween Freunde des Herrn Racan hatten erfahren, daß er zu einem Besuch von der Mademoiselle de Gournay a) bestellt wäre. Sie war aus Gascogne, sehr lebhaft, und von Natur ein wenig ungeduldig; übrigens besaß sie viel Verstand, und hatte so gleich bey ihrer Ankunft zu Paris ein großes Verlangen bezeugt, den Herrn de Racan zu sehen, den sie von Person noch nicht kannte. Einer dieser Herrn gieng also ein paar Stunden zuvor zu ihr, und ließ ihr melden, daß er der Herr Racan wäre, der die Ehre haben wollte, der Mademoiselle de Gournay aufzuwarten. Er ward überaus wohl aufgenommen; Und wie konnte es anders seyn, da er mit der Mademoiselle de Gournay von nichts als ihren gedruckten Werken sprach, die er sich zuvor mit Fleiß bekannt gemacht hatte. Nach einer Unterredung von einer Viertelstunde, gieng er wieder fort, und Mademoiselle de Gournay war sehr ver-

vergnügt, den Herrn Racan gesehen zu haben. Kaum aber war er zum Hause hinaus, als sich ein anderer Herr de Racan bey ihr anmelden ließ. Sie glaubte anfänglich, daß es der vorige wäre, der ihr etwan noch etwas zu sagen hätte, und machte sich schon auf ein Compliment gefaßt, das sie ihm darüber machen wollte, als der andere ins Zimmer trat, und sein Compliment machte. Mademoiselle de Gournay fragte ihn zu verschiedenen malen, ob er denn wirklich der Herr de Racan sey, und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Der verstellte Racan that sehr erzürnt über den Streich, den man ihm gespielt hätte, und schwor, sich zu rächen. Kurz, Mademoiselle de Gournay war mit diesem Racan noch zufriedner, als mit dem ersten, weil er sie noch mehr lobte. Sie hielt ihn für den wirklichen, und den andern für Contreband. Aber er war nur zur Thüre hinaus, so kam der Herr de Racan im Original, und verlangte der Mademoiselle de Gournay aufzuwarten. Sie ward böse, da sie es hörte: Was? immer noch Racans? sagte sie, und ließ ihn herein kommen. Sie empfieng ihn mit einem stolzen Tone, und fragte ihn, ob er käme, sie für einen Narren zu halten. Racan, der nicht viel Mundwerk hatte, und eine ganz andere Aufnahme vermuthete, erschrack so sehr darüber, daß er kaum eine Antwort heraus stammeln konnte. Mademoiselle de Gournay, die ohnedem hitzig war, und ihn für einen Menschen hielt, den ein Spottvogel an sie abgeschickt hätte, ergriff ihren

Pantoffel, schlug aus allen Kräften auf ihn los, und jagte ihn zur Thüre hinaus. Ich habe diese Scene vom Bois-Robert in Gegenwart des Racan spielen sehen, sagt Menage, und wenn man ihn fragte, ob es wahr sey, so antwortete er: Ja doch, es ist wohl etwas dran.

a) Sie nahm nach dem Tode ihres Vaters den Michael Montagne zu ihrem Vater an, und gab im Jahr 1635 desselben Versuche mit einer Zueignungsschrift an den Cardinal Richelieu, und einer Vorrede heraus, die sich bey der deutschen Uebersetzung im dritten Theile befinden. Sie hatte selbst verschiedenes geschrieben, und stand mit den berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit in Briefwechsel.

IV.

Monsieur de Racan ließ sich einmals einige Sinngedichte aus der griechischen Anthologie übersetzen, weil er selbst kein griechisch verstand; sie schienen ihm so platt und abgeschmackt b) daß, als er den folgenden Tag bey einem Prinzen zur Tafel war, wo man ihm eine Speise vorsetzte, die nach Wasser oder nach gar nichts schmeckte, er zu einem seiner Freunde, der diese Sinngedichte gesehen hatte, sagte: Wahrhaftig, das ist eine Potage auf griechische Manier.

b) Vielleicht hat es an der Wahl, oder an dem Uebersetzer gelegen. Freylich ist in dieser Sammlung von Sinngedichten gutes und schlechtes unter einander, so wie es mit allen Sammlungen in dieser Art von Gedichten ist; das ist das gewöhnliche. Wir Deutschen aber haben eine Sammlung

lung von Sinngedichten von einem — — gekrönten Poeten, worunter nicht ein einziges gutes ist; das ist ein Wunderwerk.

V.

Madame Desloges, die durch ihren Verstand und ihren Eifer für den Calvinismus so berühmt ist, hatte dem Racan das Buch: **Schild des Glaubens**, vom Dümoulin geliehen, damit er es lesen solle. Racan las es, und schrieb folgendes Sinngedicht darauf.

Bienque Dumoulin en son livre
Semble n'avoir rien ignoré;
Le meilleur est toujours de suivre
Le Prône de notre Curé.
Toutes les doctrines nouvelles
Ne plaisent qu'aux folles cervelles;
Pour moi, comme un humble brebis,
Je vais où mon Pasteur me range,
Et n'ai jamais aimé le change,
Que des femmes & des habits.

„Obgleich Dümoulin in seinem Buche alles „gewußt zu haben scheint, so ist es doch immer „das beste, dem zu folgen, was unser Pfarrer „sagt. Alle neuen Glaubenslehren finden nur „in verrückten Köpfen Eingang; ich als ein „armes einfältiges Schaaf, gehe in der Reihe, „in die mich mein Hirt stellt, und habe nie die „Veränderung geliebt, als in den Weibern „und in den Kleidern.„

VI.

Malherbe, der dieſes Sinngedicht artig fand, ſchrieb ſelbſt auf das Buch, und ſchickte es der Madame Desloges im Namen des Racans wieder. Dieſe Dame ließ dem Malherbe, den ſie für den Verfaſſer dieſer Verſe hielt, durch den Herrn Gombauld antworten, der eben ſo eifrig, als ſie, für die reformirte Religion eingenommen war.

C' eſt vous dont l' audace nouvelle
A réjetté l' Antiquité;
Et Dumoulin ne vous rappelle
Qu'à ce que Vous avez quitté.
Vous aimez mieux croire à la mode:
C' eſt bien la foi la plus commode,
Pour ceux que le monde a charmés;
Les femmes y ſont vos idoles;
Mais à grand tort vous les aimez
Vous qui n'avez que des paroles.

„Ihr ſeyd es, der als ein verwegener Neu„ling das Alterthum verworfen hat, und Du„moulin ruft euch nur zu dem zurück, was ihr „verlaſſen habt. Euer Glaube richtet ſich lie„ber nach der Mode; dieß iſt die bequemſte „Art für die, welche von den Reizungen der „Welt geblendet ſind: Die Weiber ſind eure „Götzen; aber ihr thut ihnen mit euerer Liebe „ſehr viel Unrecht an, da ihr ihnen nichts als „Worte zu geben habt.„

Samuel

Samuel Sorbiere,

geb. in der Diöces d'Uzez 1615, gest. 1670.

I.

Clemens IX. führte vor seiner Erhebung zur päbstlichen Würde, einen starken Briefwechsel mit dem Sorbiere; aber, ob er ihn gleich als seinen Freund betrachtete, so sorgte er doch nicht für sein Glück. Sorbiere beklagte sich im Scherz darüber, und sagte, daß ihm mehr an einem Stück Brodt, als an einer Schüssel Confect gelegen sey. Man beschenkt, sagte er, einen Menschen mit Manschetten, der kein Hemde hat.

II.

Sorbiere war selbst nicht gelehrt, aber er ließ sich gern mit berühmten Männern in Briefwechsel ein, damit ihre Gelehrsamkeit der seinigen einigen Glanz geben sollte. Er stand mit dem Hobbes und Gassendi in ziemlich genauer Freundschaft. Hobbes schrieb fleißig über allerhand philosophische Materien an ihn; Sorbiere schickte seine Briefe dem Gassendi, und was dieser darzu sagte, dessen bediente sich Sorbiere, die Briefe des Hobbes zu beantworten, welcher den Sorbiere daher für einen großen Philosophen hielt. Aber am Ende ward die Charte verrathen.

III.

Die Reisebeschreibungen nannte Sorbiere die Romane der Philosophen.

Peter le Moine,

ein Jesuit,

geb. zu Chaumont in Bassigni 1602, gest. 1671.

I.

Der Pater Sirmond und der Pater le Moine, beyde Jesuiten, haben über sehr verschiedene Materien geschrieben. Der eine ist nur für Gelehrte, der andere aber für Frauenzimmer, denen zu gefallen er in französischer Sprache verschiedene Bücher; als eine Gallerie tapferer Frauenzimmer, moralische Schildereyen, Erleichterung der Andacht u. d. g. heraus gegeben hat. Als daher eines Tages der Bruder Thürhüter der Jesuiten, dem Pater Sirmond sagte, daß ihn einige Damen sprechen wollten, antwortete er: Mein lieber Bruder, wisset ihr wohl, was ihr sagt? Nach mir sollten Frauenzimmer fragen! Ihr verkennet mich ohne Zweifel; der Pater le Moine wird es seyn, nach welchem diese Damen fragen.

II.

Der Pater le Moine sagt im Eingange zu seinen Werken, daß das Wasser des Flusses, an

dessen

dessen Ufern er seine Verse gemacht habe, so geschickt sey, Poeten zu machen, daß, wenn man das Weyhwasser daraus nehmen wollte, es gewiß den Poetenteufel a) nicht verjagen würde.

a) le demon de la poësie. Man vergebe mir es, wenn ich es hier zu grob gemacht habe; ich glaubte, daß es der P. le Moine so könnte gemeynet haben.

III.

Als Despreaux gefragt ward, warum er in seinen Schriften nichts vom P. le Moine gesagt habe, antwortete er:

Il s'est trop élevé pour en dire du mal,
Il s'est trop égaré pour en dire du bien.

„Um schlecht von ihm zu sprechen, ist er zu „gut; Um aber gutes von ihm zu sagen, ist er „zu schlecht.„

Franz de la Mothe le Vayer,

geb. zu Paris 1588, gest. 1672.

I.

Da man dem König Ludewig XIV. einen Hofmeister auszusuchen hatte, warf man gleich anfänglich die Augen auf den le Vayer, als auf den, den der Cardinal Richelieu zu diesem Amte bestimmt hatte. Da aber die Königinn beschlossen hatte, ihm keinen verheyratheten Hofmeister

zu geben, so mußte ein anderer ausgesucht werden. Dem le Vayer ward alsdann nur die Erziehung des Bruders dieses Königs aufgetragen.

II.

Le Vayer hörte gern Neuigkeiten aus fremden und weit entlegenen Ländern. Der Tod saß ihm schon auf den Lippen, und Bernier besuchte ihn als ein guter Freund. Ey! rief er, so bald er ihn ansichtig ward, was haben wir für Neuigkeiten vom großen Mogul? Dieß waren fast seine letzten Worte, und er verschied bald darauf.

III.

Als la Mothe le Vayer ein Buch geschrieben hatte, das nicht abgehen wollte, beklagte sich sein Verleger darüber. O! bekümmern sie sich darüber nicht, antwortete ihm dieser, ich weiß ein Geheimniß, es bald gangbar zu machen. Er stiftete hierauf seine Freunde an, daß sie es mußten verbieten lassen. So gleich wollte alle Welt das verbothene Buch haben, und man mußte bald darauf es wieder auflegen.

IV.

Der Pater Mersenne, von Minimenorden, wußte sich geschickt die Gedanken der andern zu Nutze zu machen, und la Mothe le Vayer nannte daher diesen Philosophen **den geschickten Käuber.** (le bon larron.)

V. La

V.

La Mothe le Vayer erzählte gern, daß er einen gewissenhaften Schriftsteller kenne, der sich vier und zwanzig Stunden den Kopf zerbrochen hätte, wie er es machen sollte, daß er das ce seroit nicht brauchen dürfe, weil die ersten beyden Sylben einander so ähnlich sind.

Tanaquil Faber, (le Fevre)

geb. zu Caen 1615, gest. 1672.

I.

Tanaquil le Fevre, der Vater der Madame Dacier, lernte die griechische Sprache ohne iemandes Beystand. Man hat ihn öfters sagen hören, daß man zu Erlernung der Sprachen keines Lehrmeisters bedürfe, wenn man nur ein wenig Gedächtniß und Judicium hat, und daß die größte Schwierigkeit sey, sie lesen zu lernen.

II.

Le Fevre hatte mit der Akademie und dem Consistorio zu Saumür, wo er Regent war, einen großen Streit, weil er an einem Orte seiner Schriften gesagt hatte, daß er der Sapho es zu gute hielte, Frauenzimmer geliebt zu haben, weil diese rasende Neigung ihr eine schöne Ode darüber eingegeben hätte. Es war dieses nur ein Scherz, den man für Ernst angenommen hatte.

III. Le

III.

Le Fevre that eine Reise nach Paris, wo ihm der Minister Colbert unter sehr vortheilhaften Bedingungen gern aufgehalten hätte. Er ließ sich auch bewegen; aber auf einmal, und da sich es seine Freunde am wenigsten versahen, gieng er von Paris wieder weg, und kehrte nach Saumur zurück. Man giebt vor, daß das Andenken der Mademoiselle Liger, und das Verlangen, sie wieder zu sehen, ihn zu dieser unverhoften Abreise vermocht habe. Auf dieser Reise wäre er bald in der Loire ertrunken, weil sein Schiff auf allen Seiten Wasser zog. Als er wieder außer Gefahr war, machte er folgendes Distichon:

Quid juvat haud periisse tuis, Ligerine, sub undis,
Si pereo flammis, o Ligerina, tuis?

IV.

Le Fevre eignete seinen Commentarium über den Lucretius dem Pelisson zu, der eben in der Bastille saß. Pelisson hatte ihm eine Pension von hundert Thalern gegeben, welche Menagius allemal ausgezahlt hatte, weil Pelisson nicht wollte wissen lassen von wem sie käme. Diese Pension war weggefallen, als Pelisson ins Gefängniß gesetzt ward, und Menagius sagte so dann dem le Fevre den Namen seines Wohlthäters, da er nicht mehr im Stande war, ihm gutes zu thun.

Anton

Anton Godeau,

Bischof zu Vence und Grasse,

geb. zu Dreux 1605, gest. 1672.

I.

Als der Abt Godeau dem Cardinal Richelieu die Nachahmung in Versen über den Gesang Benedicite omnia opera Domini Domino, übergab, sagte der Minister ganz gnädig zu ihm: Mein lieber Abt, Sie bringen mir das Benedicite, und ich gebe Ihnen Grasse a) dafür. Das Bißthum Grasse ward ihm auch wirklich einige Tage darnach übergeben.

a) Graces, heißt Dank. Die Aehnlichkeit des Klanges ist es, was den Cardinal zu dem Wortspiele verhalf, das dem Abt, statt einer leeren Danksagung, ein Bißthum einbrachte.

II.

Als die Kirchengeschichte des Herrn Godeau, da er schon Bischof war, heraus kam, befand sich der Pater le Cointe, Priester des Oratorii, nebst einigen andern Gelehrten, bey einem Buchführer. Mons. Godeau war auch daselbst; doch suchte er mit Fleiß alles, woran er konnte erkannt werden, zu verbergen. Man sprach von dieser neuen Kirchengeschichte, und nach der gewöhnlichen Weise der Gelehrten, mit vieler Freyheit. Der Pater le Cointe sagte, daß vortreffliche Dinge in

diesem

diesem Werke stünden; daß man nichts sinnreichers lesen könne, als seine Betrachtungen; daß er aber, setzte er hinzu, mehr Richtigkeit in der Erzählung, und überhaupt mehr Kritik darinne wünschte. Er gab hernach einige Stellen an, die ihm besonders in die Augen gefallen wären. Monſ. Godeau hörte es mit an, ohne ein Wort zu sagen. Da dieser Pater fortgegangen war, erkundigte er sich nach seinem Namen und nach seiner Wohnung. Er gieng darauf noch an eben dem Tage in das Collegium des Oratorii, und ließ sich anmelden. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr der Pater le Cointe erstaunt sey, da er ihn sahe. Er entschuldigte sich seines freyen Urtheils wegen; aber der Prälat dankte ihm für seine Aufrichtigkeit, bat ihn, in der Materie fortzufahren, und seine Bitte war so inständig, daß er es ihm nicht abschlagen konnte. Sie lasen mit einander die genannte Geschichte, und der Pater le Cointe machte weitläuftige und häufige Anmerkungen darüber. Der Prälat bedankte sich, und machte sich dieselben bey einer neuen Auflage zu Nutze. Der P. le Cointe ward von der Zeit an beständig als ein Freund von ihm verehrt.

III.

Monſ. Godeau war ein weitläuftiger Verwandter des Herrn Conrart, und wohnte bey ihm, als er nach Paris kam. Die Poesien, die er aus Dreux mit sich dahin brachte, veranlaßten den Conrart, einige gelehrte Leute in sein Haus zusammen

men zu bitten, um sie vorlesen zu hören. Diese Versammlungen sind der eigentliche Ursprung der französischen Akademie.

IV.

Godeau war in dem Hotel de Rambouillet sehr beliebt; und Mademoiselle de Rambouillet Julie d'Angennes sagt in einem Briefe an den Voiture von ihm: Es ist hier ein Mensch, der um eine halbe Elle kleiner ist, als Sie; aber ich schwöre Ihnen, er ist tausendmal galanter, als Sie sind. Seine kleine Figur, und die Neigung, die dieses Frauenzimmer gegen ihn hatte, machten, daß man ihn den **Zwerg der Julie**, nannte. Despreaux sagte auch von ihm, daß er ein **stets nüchterner Poet** sey.

V.

Als Godeau das Leben des heil. Paulus in Versen hatte drucken lassen, brachte er dasselbe zu dem Prediger Dallaus, der sein vertrauter Freund war. Da dieses Gedicht nicht lang war, so las es Dallaus so gleich im Beyseyn des Verfassers durch; und als er an die Stelle kam, von der im 23 Kapitel der Apostelgeschichte geredet wird, lachte er, daß der Verfasser den heil. Paulus in der Antichambre des hohen Priesters warten, und unterdessen die daselbst aufgehängten Gemälde besehen ließ. Godeau, der es gewahr ward, fragte den Dallaus, was ihm lächerlich schiene? und dieser antwortete: Sie, mein Herr, der sie die Geschichte der Kirche so gut beschrieben haben, und alles

darinne

darinne so genau wissen, haben sie denn darinne gefunden, daß die Juden, nach der Zurückkunft aus der Gefangenschaft, Gemälde in ihren Zimmern gehabt haben? Godeau erkannte so gleich seinen Fehler, und gieng und verbesserte ihn.

VI.

Mons. Godeau ward als Bischof von Grasse, von den Ständen in der Provence an die Königinn Anna von Oesterreich, damalige Regentinn von Frankreich, abgeschickt, um ihr vorzustellen, daß diese Provinz eine zu große von ihr geforderte Summe nicht bezahlen könnte. Unter andern sagte er in seiner Rede, daß Provence sehr arm sey, und man sie, da sie nichts als Jesmin und Orangen trüge, eine wohlriechende Bettlerinn nennen könnte.

VII.

Godeau sagte von den Einwohnern der Provence, daß sie bey wenigem Vermögen reich, bey weniger Ehre geehrt, und bey weniger Wissenschaft gelehrt wären.

VIII.

Godeau nannte das Schreiben das Paradies eines Schriftstellers; wieder durchlesen und ausbessern, das Fegefeuer; und Correcturen aus der Druckerey lesen und verbessern, die Hölle desselben.

Johann

Johann Baptista Poquelin de Moliere,

geb. zu Paris 1620, gest. 1673.

I.

Moliere hatte einen Großvater, der ihn sehr liebte; dieser ehrliche Mann gieng fleißig in die Comödien, und nahm seinen Enkel öfters mit. Der Vater, der seines Sohns wegen in Sorgen war, und befürchtete, daß diese Ergötzlichkeiten ihn von der Neigung zu seinem Handwerke abbringen möchten, fragte den ehrlichen Alten, warum er dieses Kind so oft mit in die Comödie nähme, und ob er etwan gar einen Comödianten aus ihm machen wolle? Wollte der Himmel, antwortete der Alte, daß er ein eben so guter Comödiant würde, als Bellerose. Der junge Mensch ward durch diese Antwort so aufgemuntert, daß er die Lust zur Tapetenwirkerey ganz verlor, und dagegen einen unüberwindlichen Geschmack an der Comödie bekam.

II.

Man sagt, daß der Prinz von Conti den jungen Moliere zu seinem Secretair habe machen wollen, und daß, zur Ehre des französischen Theaters, Moliere die Entschlossenheit hatte, sein Talent einem so ansehnlichen Posten vorzuziehen.

Wenn diese Sage wahr ist, so macht sie dem Prinzen und dem Comödianten gleich viel Ehre.

III.

Die Soldaten von der Leibgarde, von den Gensdarmes, und von den leichten Reutern durften sonst frey in die Comödie gehen, und das Parterre war immer von ihnen voll; so daß Moliere, auf das Anliegen der Comödianten, beym Könige einen Befehl auswirkte, daß künftig niemand von seiner Hofstatt, ohne zu bezahlen, in die Comödie gehen sollte. Diese beleidigten Herren brachen mit Gewalt durch die Thüre des Comödienhauses, tödteten die, die an derselben standen, und suchten die Comödiantenbande, um es mit ihnen eben so zu machen. Aber Bejart, der in dem Stücke die Rolle eines Alten zu spielen hatte, trat auf das Theater, und sagte: **Ey! meine Herren, schonen sie wenigstens eines armen Alten, der fünf und siebzig Jahr alt ist, und nur noch einige Tage zu leben hat.** Die Anrede dieses jungen Comödianten, der nach seiner Kleidung zu diesen Stürmern redete, besänftigte ihre Wuth. Moliere gab nicht nach, und der Befehl des Königs mußte beobachtet werden.

IV.

Moliere hatte ein vortrefflich Herz. Baron meldete eines Tages zu Auteuil einen Menschen bey ihm an, der seiner äußerst elenden Umstände wegen sich nicht wollte sehen lassen, und Mon-

dorge

borge hieß. Ich kenne ihn, sagte Moliere, er ist mein Camerad in Languedoc gewesen. Er ist ein ehrlicher Mann, und was meynen sie wohl, daß man ihm geben müsse? Vier Pistolen, antwortete Baron, nachdem er sich ein wenig besonnen hatte. Nun gut, versetzte Moliere, ich gebe sie ihm hier für mich, und hier sind noch zwanzig darzu, die geben sie ihm für sich. Mondorge kam herein; Moliere fiel ihm um den Hals, sprach ihm Trost zu, und beschenkte ihn noch überdem mit einem prächtigen Theaterkleide, das er zu tragischen Rollen brauchen konnte.

V.

Moliere reisete von Auteuil aus in Begleitung des berühmten Musikus Charpentier. Er gab unterwegens einem Armen ein Almosen, welcher den Augenblick darnach wieder zum Wagen kam, und sagte: Mein Herr, sie haben mir doch kein Goldstück geben wollen? Moliere dachte einen Augenblick nach: **Wohin, rief er endlich aus, wird sich die Tugend noch verkriechen! da, mein Freund, habt ihr ein anderes.**

VI.

Moliere pflegte zu sagen, daß die Verachtung eine Pille wäre, die man wohl verschlucken, aber nicht kauen könne, ohne den Mund zu verzerren.

VII.

Es war dem Moliere der erste ledige Platz bey der französischen Akademie zugedacht. Die Mitglieder derselben hatten sich wegen seiner Profession endlich beruhigt. Moliere sollte weiter keine Rollen als die seinen komischen spielen. Aber sein frühzeitiger Tod beraubte ihn einer Stelle, die er so wohl verdient hatte, und die Akademie eines Mitgliedes, das so geschickt war, dieselbe zu ersetzen.

VIII.

Moliere kam eines Tages das Bette des Königs zu machen. Ein anderer Kammerdiener, der es mit ihm machen sollte, lief wieder davon, weil er, wie er sagte, es mit einem Comödianten nicht machen möchte. Bellocq, ein anderer Kammerdiener, ein witziger Kopf, der sehr artige Verse machte, kam den Augenblick darzu, und sagte: Mein Herr Moliere, erlauben sie mir, daß ich die Ehre habe, mit ihnen das Bette des Königs zu machen. Diese Begebenheit kam dem Könige zu Ohren, und ward von ihm sehr ungnädig aufgenommen, daß man dem Moliere verächtlich begegnet hatte.

IX.

Moliere hatte in seiner Jugend den Lucrez zu übersetzen angefangen, und würde diese Arbeit zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht ein unglücklicher Zufall daran gehindert hätte. Einer

von seinen Bedienten nahm einen Heft von dieser Uebersetzung, und zerschnitt ihn zu Haarwickeln. Moliere, der leicht aufzubringen war, gerieth über diese Dummheit so in Hitze, daß er den Rest davon den Augenblick ins Feuer warf. Um sich weniger Zwang bey dieser Uebersetzung anzuthun, hatte er die philosophischen Stellen in Prosa, und alle schönen Beschreibungen, die sich in dem Gedicht des Lucrez finden, in Versen übersetzt.

X.

Moliere las seine Comödien einer alten Magd vor, welche Laforet hieß, und wenn sie von den scherzhaften Stellen nicht gerührt ward, so veränderte er sie, weil er oft erfahren hatte, daß diese Stellen ebenfalls auf dem Theater keine Wirkung gehabt hatten. Eines Tages wollte er den Geschmack dieser Magd auf die Probe stellen, und las ihr einige Auftritte aus einer Comödie vor, die er gemacht zu haben vorgab, die aber von einem andern Comödianten, Namens Brecourt, war. Die Magd ließ sich nicht hintergehen; sondern nachdem sie nur einige Worte gehört hatte, behauptete sie, daß ihr Herr dieses Stück gewiß nicht gemacht habe.

XI.

Perrault sagt in seinem Buche von berühmten Männern, daß der Vater des Moliere diesem seinem Sohne durch alle gute Freunde, die er nur hatte, habe zureden lassen, um ihn von den Ge-

danken, in den Provinzen herum zu ziehen, und einen Comödienspieler abzugeben, abzubringen. Endlich schickte er den Lehrmeister, der ihn in den ersten Jahren unterrichtet hatte, an ihn, in Hofnung, daß dieser Mann ihn, vermöge des Ansehens, das er ehemals über ihn gehabt hatte, wieder auf den rechten Weg bringen würde. Aber an statt, daß dieser gute Mann ihn sollte beredet haben, seine Profession zu verlassen, so beredete vielmehr der junge Moliere diesen Mann, sich selbst darzu zu entschließen, und den Doctor auf seinem Schauplatze vorzustellen; indem er ihm vorhielt, daß das bisgen Latein, das er verstünde, ihn zu dieser Rolle vollkommen geschickt mache, und daß die Lebensart, die sie mit einander führen würden, weit angenehmer sey, als die, die ein Mann führt, der junge Leute in Pension nimmt.

XII.

Racine hielt den Moliere stets für unnachahmlich; und als ihn der König fragte, wen er für den größten unter den Schriftstellern, die Frankreich unter seiner Regierung Ehre gemacht hätten, hielte, so nannte er ihm den Moliere. Ich hätte es nicht gedacht, antwortete der König; aber ihr verstehet euch besser darauf, als ich.

XIII.

Moliere nahm in den letzten Jahren seines Lebens nichts als Milch zu sich; wenn er aber auf seinem Landhause zu Auteuil war, so mußte Chapelle den Wirth bey Tische vorstellen, und die

Gäste

Gäste darzu einladen. Moliere legte sich einsmals Abends zu Bette, und seine Freunde blieben bey Tische sitzen. Gegen drey Uhr des Morgens geriethen sie endlich, nach allerhand Gesprächen, auf die Moral. Was für ein Elend, sagte Chapelle, ist es doch um unser Leben! wie verkehrt geht alles durch einander! wir lauren dreyssig bis vierzig Jahr auf einen einzigen vergnügten Augenblick, und finden ihn wohl nicht einmal. In der Jugend werden wir von den verdammten Anverwandten gequält, die unsern Kopf mit einem Haufen Fratzen angefüllt wissen wollen. Ich bekümmere mich viel darum, setzte er hinzu, ob sich die Erde oder die Sonne herum dreht; ob der Narr Carteſius, oder der Schwärmer Aristoteles, Recht hat. Unterdessen habe ich doch einen im Kopfe verrückten Lehrmeister gehabt, der mir ohn Unterlaß diese Narrenpossen vorschwatzte, und der mir alle Augenblicke seinen Epicur hernannte; doch der Philosoph möchte noch angehen; er hatte gewiß am meisten Recht. Kaum sind wir diese Narren los, so schreyt man uns die Ohren mit einem Amte, mit einer Heyrath, voll. Aber alle Weiber sind unvernünftige Thiere, und geschworne Feinde unserer Ruhe. Ja, zum Henker! Aergerniß, Betrügerey, Unglück, giebt es in diesem Leben auf allen Seiten. Du hast, hol mich . . Recht, mein lieber Freund! antwortete J . . . indem er ihm um den Hals fiel. Das Leben ist ein armseliges Geschenk; wir wollen es verlassen! denn wie leicht könnten so gute Freunde,

als wir sind, von einander gerissen werden; wir wollen uns in Gesellschaft ins Wasser stürzen; der Fluß ist nicht weit von hier. Das ist wahr, sagte N . . . , wir können die Zeit nicht besser wählen, um als gute Freunde und mit Vergnügen zu sterben; und unser Tod wird gewiß viel Aufsehens machen. Dieser glorreiche Vorsatz ward also einstimmig gefaßt. Sie stunden darauf in der Trunkenheit auf, und giengen voller Freuden auf den Fluß los. Baron lief unterdessen geschwind, iemanden zu rufen, und den Moliere selbst aufzuwecken, der über den unsinnigen Vorsatz um so viel mehr erschrack, da er seine Freunde kannte, wenn sie den Wein im Kopfe hatten. Indem er aufstand, waren sie unterdessen an den Fluß gekommen, und hatten sich schon eines Kahns bemächtigt, um weiter in den Fluß zu fahren, und sich zu ersäufen, wo das Wasser am tiefsten war. Die Bedienten und Einwohner des Orts waren geschwind hinter diesen Besoffenen her, die schon ins Wasser gesprungen waren, und zogen sie wieder heraus. Erbost über die ihnen erwiesene Hülfe, ziehen sie den Degen, und verfolgen ihre Feinde bis nach Auteuil, um sie ihre Verwegenheit mit dem Leben bezahlen zu lassen. Diese guten Leute nehmen mehrentheils ihre Zuflucht zu dem Moliere, welcher, als er diesen Lärm sahe, zu den Besoffenen sagte: Meine Herren, was haben Ihnen denn diese Leute gethan? Ey! hol mich . . sagte J . . . der am hartnäckigsten darauf bestand, daß man sich ersäufen müßte, diese Böswichter

wollen

wollen es nicht zugeben, daß wir uns erſäufen. Höre, mein lieber Moliere, du biſt auch kein Narr, höre einmal, ob wir nicht Recht haben: Wir ſind die Drangſalen dieſer Welt überdrüßig, und haben den Entſchluß gefaßt, in eine andere zu gehen, um uns da beſſer zu befinden. Es hat uns der kürzeſte Weg zu ſeyn geſchienen, wenn wir ins Waſſer ſpringen, und die Schurken da, kommen und verhindern uns. Sollen wir ſie dafür nicht ſtrafen? Was meynſt du? . . O ihr habt Recht, antwortete Moliere; geht ihr Schurken, geht gleich eure Wege, oder ich bringe euch alle um, ſagte er zu den Leuten, und that, als ob er recht böſe wäre; ihr müßt doch ſehr verwegen ſeyn, daß ihr euch einer ſo löblichen Handlung widerſetzt. Die guten Leute machten ſich eiligſt fort, und nahmen noch einige Merkmale von den Degen mit ſich.

Ey, meine Herren, fuhr Moliere fort, was habe ich Ihnen zu leide gethan, daß Sie einen ſo ſchönen Vorſatz faſſen, ohne mir etwas davon zu ſagen? Was! Sie wollen ſich erſäufen, ohne mich darzu zu nehmen? Ich hätte ihre Freundſchaft für aufrichtiger gehalten. Zum Henker, er hat Recht, ſagte Chapelle, wir haben einen Fehler an ihm begangen. Nun, ſo komme denn, lieber Moliere, und erſäufe dich mit uns zugleich! O ſachte! antwortete Moliere, wir müſſen uns damit nicht übereilen; es iſt die letzte Handlung unſers Lebens; wir müſſen ſie auch ſo einrichten, daß ſie uns zum Verdienſt gereicht.

Man würde boshaft genug seyn, sie von einer falschen Seite anzusehen, wenn wir ietzt so gleich ins Wasser sprängen; man würde ganz gewiß sagen, wir hätten uns die Nacht hindurch voll gesoffen, und hätten uns in der Trunkenheit oder aus Verzweifelung ersäuft. Wir wollen die Zeit erwarten, wo wir mehr Ehre davon haben werden. Morgen, zwischen acht und neun Uhr, wollen wir, ganz nüchtern, und in den Augen aller Welt, uns mit dem Kopfe voran ins Wasser stürzen. Ich finde, daß er Recht hat, sagte N . . . , es ist nicht das geringste darwider einzuwenden. Es ist, beym Henker, zum närrisch werden, sagte L . . Moliere hat doch immer hundert mal mehr Verstand, als wir. Nun, es bleibt dabey, wir wollen warten bis morgen, und ietzt wollen wir uns unterdessen schlafen legen; denn ich bin ziemlich schläfrig. a) Ohne den glücklichen Einfall des Moliere, wäre gewiß ein Unglück geschehen, so betrunken waren diese Herren, und so aufgebracht wider die, die sie nicht hatten wollen ersaufen lassen.

a) Ob sie sich morgen ersäuft haben? Ey, wer wird noch fragen. Ob aber die Geschichte wahr ist? Ja, das weiß ich nicht. Ein wenig übertrieben möchte sie wohl seyn. Es giebt gewisse Leute, die sich für witzig halten, wenn sie alles, was sie erzählen, übertreiben; einen Floh zum Elephanten, und einen Strohhalm zum Mastbaume lügen. Schale Köpfe lachen darüber, aber vernünftige Leute stopfen die Ohren zu. Diesen Leuten will ich gegenwärtige Anecdote empfohlen haben, sie ist in ihrer Art noch eine von den besten.

XIV.

Moliere war nicht allein ein guter Comödienschreiber, und ein vortrefflicher Acteur, sondern hatte sich auch beständig mit vielem Fleiß auf die Philosophie gelegt. Chapelle und er stritten sich beständig mit einander, dieser für den Carteſius, und jener für den Gaſſendi. Als sie eines Tages mit einander von Auteuil reiseten, und in ihrem Schiffe einen Bruder des Minimenordens fanden, fiengen sie an sich über eine schwere Materie mit einander zu streiten, um sich vor dem Ordensbruder sehen zu lassen. Ich erwähle den ehrlichen Pater zum Schiedsrichter, sagte Moliere, er mag entscheiden, ob das Syſtem des Carteſius nicht hundertmal sinnreicher ist, als alles, was Gaſſendi vorgebracht hat, um uns die Träume des Epicur einzuschwatzen. Seine Moral möchte noch angehen, aber das übrige ist gar nicht werth, daß man es erwähnt. Ist es nicht wahr, mein lieber Pater, setzte Moliere hinzu? der Pater antwortete durch ein Hm Hm, welches denen Philosophen zu verstehen gab, daß er ein Kenner in diesen Sachen sey; aber er war so vorsichtig, daß er sich in einen so hitzigen Streit nicht mengte. O! zum Henker, mein lieber Pater, sagte Chapelle, der sich durch den anscheinenden Beyfall des Minimenbruders schon geschwächt glaubte, Moliere muß doch gestehen, daß Carteſius sein Syſtem nur als ein Mechanicus erfunden hat, der eine schöne Maschine zu Stande bringt, ohne sich zu bekümmern, ob man künftig Gebrauch davon wird

machen

machen können. Das Syſtem dieſes Philoſophen iſt vielen Begebenheiten in der Natur zuwider, die der gute Mann nicht voraus geſehen hatte. Der Ordensbruder ſchien durch ein zweytes Hm Hm auf die Seite des Chapelle zu treten. Moliere im Eifer, ſeinen Gegner triumphiren zu ſehen, verdoppelt ſeinen Eifer mit einer philoſophiſchen Hitze, um den Gaſſendi mit ſo triftigen Gründen zu Boden zu ſchlagen, daß der Kloſterbruder ſich genöthigt ſahe durch ein drittes ſehr höfliches Hm Hm ſeinen Beyfall zu geben, welches den Streit zu ſeinem Vortheil zu entſcheiden ſchien. Chapelle ward ebenfalls hitzig, und da er ſich mit ſchreyen angrif, um den Richter auf andere Gedanken zu bringen, ſo machte er auch ſeine Billigkeit wirklich wankend. Ich räume ein, ſagte Chapelle, daß Carteſius derjenige iſt, der unter allen Menſchen am beſten geträumt hat; aber, zum Henker, er hat ſeine Träume allenthalben zuſammen geſtohlen, und das iſt nicht brav. Iſt es nicht wahr? mein lieber Pater. Der Mönch, der alles gern einräumte, gab ſo gleich ein Zeichen ſeines Beyfalls, ohne ein einziges Wort zu ſprechen. Moliere, ohne zu bedenken, daß er das meiſte Recht hatte, ward immer hitziger und kehrte den Augenblick das Argument gegen den Chapelle um. Die beyden Philoſophen waren von einer philoſophiſchen Streitigkeit faſt bis aufs Schimpfen und bis zu Convulſionen gekommen, als ſie unterdeſſen vor dem Minimenkloſter ankamen. Der Kloſterbruder bat, daß man ihn aus-

ſteigen

steigen ließe: er bedankte sich sehr höflich für die geleistete Gesellschaft, und bezeigte seine Achtung gegen ihre gründliche Gelehrsamkeit. Ehe er aber ausstieg, nahm er seinen Schnappsack unter den Füßen des Schismanns weg. Er war ein Layenbruder, und die beyden Philosophen hatten auf das Merkmaal, woran man ihn erkennen konnte, nicht einmal Achtung gegeben. Sie schämten sich nun, daß sie einen unnützen Streit in Gegenwart eines Menschen geführt hatten, der nicht das geringste davon verstand, und sahen einer den andern an, ohne ein Wort zu sagen. Moliere, der ein wenig wieder zu sich gekommen war, sagte zu Baron, der in der Gesellschaft war, aber als ein junger Mensch sich diesen Streit nichts angehen ließ: Lernet daraus, was das Stillschweigen thut, wenn es zu rechter Zeit beobachtet wird. Und Sie, Moliere, sagte Chapelle, sind immer so schlau, mich darzu zu bringen, daß ich mich in Gegenwart solcher Esel heraus lasse, die nicht wissen, ob ich Recht oder Unrecht habe. Eine Stunde lang habe ich nun meine Lunge angegriffen, und iezt weiß ich noch nicht, woran ich bin.

XV.

Moliere war ein guter Freund von dem berühmten Advocat Fürcroi, einem seiner weiten und starken Lunge wegen fürchterlichem Manne. Einsmals hatten sie über Tische, in Gegenwart des Despreaux, einen Streit mit einander; Moliere

liere wandte sich gegen den Satyricus, und sagte: Was richtet die Vernunft mit einer schwachen Stimme, gegen eine solche Kehle aus?

XVI.

„Ich war bey der ersten Vorstellung der „Précieuses Ridicules des Moliere zugegen, sagt „Menagius, und das ganze Hotel de Rambouillet „befand sich auch darbey. Das Stück erhielt „allgemeinen Beyfall. Als wir aus der Comö„die giengen, nahm ich den Chapelain bey der „Hand, und sagte zu ihm: Monsieur, Sie und „ich haben alle die Thorheiten gebilligt, die iezt „auf eine so feine und vernünftige Art lächerlich „gemacht worden sind; Aber glauben Sie mir: „Wir werden, um mich der Worte zu bedienen, „die der heil. Remigius zum Clodoväus sprach, „wir werden das verbrennen müssen, was wir an„gebetet haben, und das anbeten, was wir ver„braunt haben.„

XVII.

Als man eines Tages dieses Stück wieder vorstellte, rief ein Alter mitten auf dem Parterre: So, so, Moliere! das ist eine rechte Comödie!

XVIII.

Ein ehrlicher Bürger zu Paris, der sehr bequem lebte, bildete sich ein, daß Moliere ihn zum Originale seines eingebildeten Hahnreyes genommen

nommen hätte. Er glaubte, daß er es übel zu nehmen habe, und ließ seine Empfindlichkeit gegen einige seiner guten Freunde merken. Was! sagte er, ein kleiner Comödiant darf die Verwegenheit haben, einen Mann von meiner Art ungestraft auf den Schauplatz zu bringen? Ich werde mich darüber beschweren, und die Policey muß die Unverschämtheit dieser Leute ein wenig im Zaum halten. Sie sind die Pest einer Stadt; alles haschen sie auf, um es lächerlich zu machen. Der Freund, der ein vernünftiger Mann war, antwortete ihm: Ey, mein Freund, wenn auch Moliere Sie vor Augen gehabt hat, als er seinen eingebildeten Hahnrey machte, was beklagen Sie sich darüber? er hat Sie auf einer guten Seite vorgestellt, und Sie wären glücklich, wenn Sie es nur in der Einbildung wären. Ob gleich der Bürger mit der Antwort seines Freundes nicht allzu wohl zufrieden war, so dachte er doch der Sache weiter nach, und gieng nicht mehr in die Comödie, wenn der eingebildete Hahnrey gespielt ward.

XIX.

Als der König die **Beschwerlichen** (les facheux) das erste mal hatte vorstellen sehen, sagte er im Weggehen zum Moliere, indem eben der Graf de Soyecourt, ein unerträglicher Jagdliebhaber, vorbey gieng: Siehe doch, ein trefflich Original, das du noch nicht copirt hast. Dieß war genug: die Scene des beschwerlichen Jägers

war

war in weniger als vier und zwanzig Stunden gemacht und auswendig gelernt; und da Moliere nichts von der Jägersprache verstand, so mußte ihm der Graf de Soyecourt selbst die Redensarten sagen, deren er sich bedienen könnte.

XX.

Die Weiberschule fand anfänglich großen Widerspruch. Plapisson, der für einen großen Philosophen gehalten ward, war während der ersten Vorstellung auf dem Theater, und zuckte die Achseln, wenn das Parterre lachte: Lache, Parterre, lache! sagte er spöttisch. Der Herzog de .. war gleichfalls einer von den heftigen Tadlern dieses Stücks. Was finden Sie aber, sagte ein Kenner zu ihm, wichtiges daran zu tadeln? Ach! zum Henker, was ich zu tadeln finde ist lustig, schrie der Herzog: Tarte à la crême. Aber, antwortete jener, Tarte à la crême ist kein solcher Fehler, daß man das ganze Stück herunter machen müsse, wie Sie thun. Tarte à la crême! o das ist abscheulich! Kann man, wenn man gesunde Vernunft hat, ein Stück loben, wo Tarte à la crême darinne ist? Es währte nicht lange, so war dieser Ausdruck in aller Leute Munde. Moliere ließ kurze Zeit darauf die Critik der Weiberschule spielen, und das Tarte à la crême ward nicht vergessen. Obgleich dieser Ausdruck zum allgemeinen Sprichwort geworden war, so nahm es doch der Herzog, der wußte, daß er das Original war, sehr ungnädig, daß er sich so gar zu

einer

einer Rache verleiten ließ, die eben so unüberlegt, als seinem Stande unanständig war. Als er eines Tages dem Moliere in einem Zimmer begegnete, gieng er mit einer verstellten Höflichkeit auf ihn los, und da Moliere sich neigte, nahm er ihn beym Kopfe, und rieb ihn mit dem Gesicht an seinen Knöpfen, die sehr scharf waren, so daß ihm das Blut über die Wangen lief, indem er dabey sagte: Tarte à la crême, Moliere, Tarte à la crême. a) Der König, der den Moliere noch an eben dem Tage zu sehen bekam, vernahm es sehr ungnädig, und gab dem Herzoge deßwegen einen empfindlichen Verweiß.

a) Nun, was heißt aber Tarte à la crême? höre ich fragen. Je nu, es heißt eine Sahntorte.

XXI.

Mademoiselle de Brie hatte die Rolle der Agneſe in der Weiberschule so meisterlich gespielt, daß, als die Comödianten sie, ihres herannahenden Alters wegen, baten, diese Rolle der Mademoiselle Ducroi, die hernach Poisson den zweyten heyrathete, abzutreten, und diese junge Actrice an ihre statt auf das Theater kam, das ganze Parterre so laut Mademoiselle de Brie foderte, daß man sie so gleich aus ihrem Hause holen mußte. Sie spielte in eben den Kleidern, in denen sie aus dem Hause gegangen war, mit durchgängigem Beyfall, und behielt diese Rolle bis in ihr 65stes Jahr.

XXII.

Der berühmte Graf von Grammont hat den Moliere auf den Einfall zu seiner **erzwungenen Heyrath** gebracht. Dieser Herr hatte, während seines Aufenthalts in Engeland, die Mademoiselle Hamilton geliebt. Ihr Liebesverständniß war so gar überall bekannt worden, und er gieng nach Frankreich zurück, ohne daß er mit ihr Richtigkeit gemacht hatte. Die beyden Brüder dieses Frauenzimmers reisten ihm also bis Douvres nach, um ihn auf Pistolen heraus zu fodern. Herr Graf! haben Sie nichts zu London vergessen? riefen sie ihm nach, da sie ihn von weiten ansichtig wurden. O vergeben Sie, antwortete der Graf, der ihre Absicht errieth, ich habe vergessen Ihre Schwester zu heyrathen; nun ich kehre wieder mit Ihnen um, um es noch zu thun.

XXIII.

Die Liebe, ein Arzt, ist das erste Stück, in welchem Moliere die Aerzte angegriffen hat. Er wohnte in dem Hause eines Arztes, der eine geitzige Frau hatte. Diese hatte der Mademoiselle Moliere gesagt, daß sie den Miethzins erhöhen würde; da man nun darauf nicht einmal hörte, so ward das Quartier an einen andern vermiethet. Moliere hat von der Zeit an angefangen, die Arzeneykunst lächerlich zu machen. Er beschrieb einen Arzt folgender Gestalt: Ein Mann, den man bezahlt, um in dem Zimmer eines Kranken Fra-

gen zu erzählen, bis ihm entweder die Natur geholfen, oder die Arzeneyen ums Leben gebracht haben.

XXIV.

Alle Welt weiß, daß **der Menschenfeind** anfänglich übel aufgenommen ward, und sich nur in Begleitung des **Arztes wider seinen Willen** auf dem Theater erhielt. Man erzählt einen besondern Umstand, der zur schlechten Aufnahme der besten Comödie, die iemals ist gemacht worden, das seine beygetragen haben kann. Als bey der ersten Vorstellung das Sonnet des Oronte vorgelesen ward, gab das Parterre so gleich seinen Beyfall: Alceste beweist hernach in eben dem Auftritte, daß die Gedanken und Verse dieses Sonnets

De ces Colifichets dont le bon sens murmure,

„ein elendes Spielwerk sind, das der gesunden „Vernunft zuwider ist.„ Das Publicum, aus Scham, daß es sich in seinem Urtheile betrogen hatte, warf einen Haß auf das ganze Stück.

XXV.

Als Moliere seinen **Menschenfeind** aufs Theater brachte, lebte er mit dem Racine in Mißverständniß. Ein Schmeichler glaubte dem letztern ein Vergnügen zu machen, wenn er ihm nach der ersten Vorstellung die Nachricht brächte, daß

das Stück gefallen sey. Nichts ist so frostig, als dieses Stück, sagte er, Sie können mir es glauben; ich bin darinne gewesen. Sie sind darinne gewesen? antwortete Racine, und ich bin nicht darinne gewesen; dem ohngeacht glaube ich es nicht, weil es unmöglich ist, daß Moliere ein schlechtes Stück sollte gemacht haben; gehen Sie künftig wieder hinein, und geben besser Achtung.

XXVI.

Die Feinde des Moliere hätten dem Herzog von Montaugier, dessen strenge Lebensart etwas ins rauhe fiel, gern beredet, daß Moliere in seinem Misantropen eigentlich ihn vorgestellt hätte. Der Herzog gieng in die Vorstellung desselben, und sagte, nachdem sie vorbey war: Er wollte daß er dem Misantropen des Moliere ähnlich wäre.

XXVII.

Das Liedchen, Qu' ils sont doux, bouteille, ma mie &c. das Sganarelle in dem **Arzt wider seinen Willen** singt, hat Gelegenheit zu einer artigen Anecdote gegeben. Monsr. Rose, ein Mitglied der französischen Akademie, und Kabinetssecretair, hatte dieses Liedchen ins Lateinische übersetzt, anfänglich nur zu seinem Vergnügen, und hernach auch dem Moliere einen kleinen Streich zu spielen, indem er ihm vorwarf, daß er ein Plagiarius wäre, worüber ein ziemlich lebhafter und lustiger Streit enstand. Rose sang beständig

das

das lateiniſche Liedchen, und behauptete, daß es Moliere nach einem lateiniſchen Sinngedichte, das eine Nachahmung aus der Anthologie ſey, ins Franzöſiſche überſetzt hätte. Hier iſt das Lateiniſche:

Quam dulces!
Amphora amœna,
Quam dulces
Sunt tuæ voces!
Dum fundis merum in calices.
Utinam ſemper eſſes plena
Ah! ah! cara mea lagena
Vacua cur jaces?

XXVIII.

Die erſte Vorſtellung des Tartüffe machte ein erſtaunliches Aufſehen in Paris: Die Andächtigen ſeufzten laut darüber, und das Parlament verbot dieſe Comödie zu ſpielen. Sie ſollte eben zum zweytenmal vorgeſtellt werden, als das Verbot ankam; Meine Herren, ſagte Moliere zu den ſchon verſammleten Zuſchauern, wir glaubten die Ehre zu haben, Sie heute den Tartüffe ſehen zu laſſen, aber der Herr Oberpräſident will nicht, daß man ihn ſpiele. a)

a) Man wird die Zweydeutigkeit leicht gewahr werden, wenn man bemerkt, daß das ihn, ſo wohl auf den Tartüffe, als auf den Präſident kann gezogen werden.

XXIX.

Die Comödianten in der Provinz bedienten sich eben dieser Zweydeutigkeit, doch auf eine etwas verschiedene Art. Sie befanden sich in einer Stadt, wo der Bischof vor kurzem gestorben war. Sein Nachfolger, der kein Liebhaber von Schauspielen war, gab Befehl, daß die Comödianten die Stadt verlassen sollten, ehe er noch sein Amt anträte. Sie spielten also noch den Tag vorher, und gleich als ob sie morgen wieder spielen würden, sagte der Ankündiger: Meine Herren, morgen werden sie den Tartüffe sehen.

XXX.

Acht Tage darnach, als der Tartüffe war verboten worden, spielte man bey Hofe ein Stück, das **Scaramuz, ein Einsiedler**, betittelt war, und der König sagte im Herausgehen zum großen Conde: Ich möchte doch wissen, warum die Leute, die sich so sehr an der Comödie des Moliere ärgern, nichts zum **Scaramuz** sagen? worauf der Prinz antwortete: die Ursache ist diese, daß die Comödie **Scaramuz** über den Himmel und die Religion spottet, um welche sich diese Herren nicht bekümmern; da hingegen die Comödie des Moliere über ihre Personen spottet, welches sie nicht leiden wollen.

XXXI.

Als Moliere seinen Tartüffe spielen ließ, fragte man ihn, wie er sich hätte einfallen lassen, Predigten

digten zu halten. Wenn es dem Pater Maimburg, antwortete er, erlaubt ist, Comödien auf der Kanzel zu spielen, warum sollte mir es nicht erlaubt seyn, Predigten auf dem Theater zu halten?

XXXII.

Champmele, ehe er noch unter die Comödianten aufgenommen war, gieng, als der Tartüffe vorgestellt ward, zum Moliere in die Loge, die nahe am Theater war. Als sie einander ihr Compliment gemacht hatten, schrie Moliere: Ach! Hundsf - - ach! Schurke - - und that, als wenn er närrisch wäre. Champmele erschrack, und wußte nicht was ihm wiederfuhr. Moliere, der es ihm ansahe, sagte darauf zu ihm: Wundern Sie sich nicht, daß Sie mich so in Hitze gerathen sehen; ich höre da einen Acteur vier Verse in meinem Stücke ganz falsch und höchst elend declamiren, und ich bin nicht gewohnt, meine Kinder so mißhandeln zu sehen, ohne daß es mir durch die Seele geht.

XXXIII.

Madame Dacier, die ihrem Geschlecht durch ihre Gelehrsamkeit Ehre gemacht hat, und noch mehr würde gemacht haben, wenn sie nicht eben so viel Lust als Geschicklichkeit, Commentarien zu schreiben, gehabt hätte, schrieb eine Dissertation, worinne sie bewieß, daß der Amphitrio des Plautus, dem neuen weit vorzuziehen sey. Als sie aber hörte, daß Moliere eine Comödie von gelehrten

Weibern schreiben wollte, begieng sie einen gelehrten Mord, und unterdrückte die Dissertation.

XXXIV.

Als Moliere seinen **George Dandin** fertig hatte, sagte ihm einer seiner Freunde, daß er einen solchen Dandin wüßte, der sich in dem Stück getroffen finden würde, und der im Stande wäre, sein Stück nicht allein in Verachtung zu bringen, sondern auch dem Verfasser selbst zu schaden. Sie haben Recht, sagte Moliere zu seinem Freunde, aber ich weiß ein sicheres Mittel, den Mann, von dem sie reden, auf meine Seite zu bringen: ich will ihm mein Stück vorlesen. Dieser Mann war öfters in der Comödie: Moliere bat ihn also um die Erlaubniß, daß er zu einer ihm gelegenen Stunde kommen dürfe, ihm etwas vorzulesen. Dieser Mann fand sich durch dieses Compliment so geehrt, daß er ihn nicht allein den folgenden Tag zu sich bestellte, sondern auch in ganz Paris herum lief, um sich damit zu rühmen. Moliere, sagte er zu allen, die er antraf, liest mir diesen Abend eine Comödie vor, wollen Sie wohl dabey seyn? Moliere fand also eine zahlreiche Versammlung, und den guten Mann, der den Präsidenten dabey vorstellte. Das Stück ward ausnehmend schön befunden, und niemand machte, als es gespielt ward, mehr Wesens daraus, als der, der sich durch dasselbe hätte beleidigt finden sollen, indem ein Theil der Auftritte, die Moliere in das Stück gebracht hatte, ihm begegnet waren. Dieser

Kunst-

Kunstgrif, gewissen gewagten Zügen auf dem Theater Beyfall zu verschaffen, ist so beliebt worden, daß verschiedene Autoren sich desselben nach der Zeit mit Vortheil bedient haben.

XXXV.

Der bürgerliche Edelmann ward das erstemal zu Chambord gespielt. Der König sagte nicht ein Wort darzu, und alle Hofleute sprachen äußerst verächtlich davon. Die Entrüstung war so groß, daß sich Moliere nicht öffentlich sehen ließ; er schickte immer den Mons. Baron auf Kundschaft aus, der allemal mit schlimmen Nachrichten zurück kam. Nach fünf oder sechs Tagen ward das Stück wiederholt, und der König, der noch nichts darzu gesagt hatte, sagte zum Moliere, daß er noch nichts gemacht habe, was ihm so wohl gefallen hätte; daß das Stück vortrefflich sey; daß er sein Urtheil bey der ersten Vorstellung mit Fleiß zurück gehalten habe, weil er befürchtet hätte, daß ihn die Art der Vorstellung verführt haben könnte. So gleich ward der Verfasser dieses Stücks mit Lobeserhebungen von allen Hofleuten überhäuft, die bald gut, bald schlecht, eben das wiederholten, was der König davon gesagt hatte.

XXXVI.

Der fünfte Auftritt im dritten Act der gelehrten Weiber, ist es, der am meisten Lärm gemacht hat. Trissotin und Vadius sind darinne nach wirklichen Originalen geschildert. Denn der Abt Cotin war der eigentliche Verfasser des

Henriette de Coligni, Gräfinn de la Süze,

geſt. 1673.

I.

Der Herr de la Süze gerieth aus Eiferſucht auf den Einfall, ſeine Gemahlinn auf eines ſeiner Landgüther zu ſetzen. Man ſagt, daß die Gräfinn, um dieſes zu vermeiden, die proteſtantiſche Religion verlaſſen habe, zu der ſie ſich bisher, ſo wie ihr Gemahl, bekannt hatte. Die Königinn von Schweden nahm daher Gelegenheit, zu ſagen, daß die Frau de la Süze katholiſch geworden wäre, um ihren Gemahl weder in dieſer, noch in jener Welt wieder zu ſehen. Die Uneinigkeit nahm auch unter ihnen von Tage zu Tage zu, es ſey nun der Religionsveränderung, oder der fortdauernden Eiferſucht des Grafens wegen, und die Gräfinn faßte endlich den Vorſatz, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen. Sie both ihrem Gemahl fünf und zwanzig tauſend Thaler an, daß er ſich nicht widerſetzen ſollte, welches er auch annahm. Die Ehe ward alſo vom Parlamente aufgehoben. Man ſagte bey dieſer Gelegenheit, daß die Gräfinn fünf und zwanzig tauſend Thaler weggeworfen hätte, weil ſie nur noch eine kurze Zeit hätte warten dürfen, ſo würde ſie, an ſtatt fünf und zwanzig tauſend Thaler zu geben, eben ſo viel

von

von dem Grafen empfangen haben, damit er sie los geworden wäre.

II.

Man fand bisweilen die Frau de la Süze früh Morgens schon völlig angekleidet, und wenn man sie um die Ursache fragte, so antwortete sie: Ich habe geschrieben. Sie ließ sich demnach insgemein, ehe sie schrieb, ihren völligen Putz anlegen.

III.

Man kann sich keine verwirrtern Umstände gedenken, als die, in welchen sich die Frau de la Süze befand. Eines Tages ward ihr gegen acht Uhr des Morgens ein Gefreyter, nebst einigen Gerichtsdienern, ins Haus geschickt, um alle ihre Meublen wegzunehmen, und ihre Kammerfrau gab ihr so gleich Nachricht davon. Sie ließ den Gefreyten in ihr Zimmer kommen, da sie noch im Bette lag, und bat ihn inständig, sie nur noch zwo Stunden schlafen zu lassen, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen hätte, welches ihr auch eingeräumt ward. Sie schlief wieder ein, bis um zehn Uhr, da sie aufstand, sich ankleidete, um zu Mittag auswärts zu speisen. Hernach gieng sie in die Antichambre, wo sie dem Gefreyten große Complimente machte, ihm für seine Gütigkeit dankte, und ganz gelassen sagte: Ich lasse euch ietzt völlige Freyheit in meinem Hause. Mit diesen Worten gieng sie fort.

IV. Die

IV.

Die Frau von Chatillon trug eine Streitsache wider die Frau Gräfinn de la Süze im Parlamente zu Paris vor. Da diese beyden Damen einander auf dem Saale des Gerichtshofes begegneten, sagte Monſ. de la Feuillade, der die Madame Chatillon an der Hand führte, auf gut gaſconiſch zur Frau de la Süze, die vom Benſerade und einigen andern Poeten begleitet ward: **Madame, ſie haben den Reim auf ihrer, und wir die geſunde Vernunft auf unſerer Seite.** Die Frau de la Süze, der dieſer Scherz verdroß, antwortete ſtolz, mit einer froſtigen Mine: **Wir werden alſo unſere Sachen weder ungereimt noch unvernünftig vortragen.** a)

a) Oder: Es iſt daher weder ungereimt, noch unvernünftig, daß wir unſere Sache gerichtlich ausmachen.

Johann Chapelain,

geb. zu Paris 1595, geſt. 1674.

I.

Chapelain ſtand in ſo großem Ruf, daß der Cardinal Richelieu, als er ein Werk gern in Anſehen bringen wollte, ihn bath, ſeinen Namen darzu herzugeben, und ihm bey einer andern

„Du beklagst dich mit Unrecht über mich: „Habe ich nicht dein Werk gelobt? Konnte „ich wohl mehr für dich thun, als ein falsches „Zeugniß ablegen?

V.

Nach den vortrefflichen Regeln, die der Abt d'Aubignac zu einem Trauerspiele gegeben hatte, wollte er mit dem großen Corneille um den Vorzug zu streiten anfangen. Er verfertigte seine Zenobie, welche unwidersprechlich bewieß, daß ein Stück sehr regelmäßig, und doch sehr wenig interessant, so wie mit müßigen Charaktereu angefüllt seyn könne. Die Schriftsteller, die er in seinen praktischen Grundsätzen des Theaters a) getadelt hatte, freuet n sich, Gelegenheit zu finden, ihm wieder eins zu versetzen. Er mußte so gar zu seinem großen Verdrusse sehen, daß man am Hofe über ihn spottete, wo er sich rühmte, daß er der einzige unter den neuern Schriftstellern sey, der den Regeln des Aristoteles genau gefolgt wäre; worüber der große Conde einmal sagte, er wisse es dem d'Aubignac Dank, daß er den Regeln des Aristoteles so genau gefolgt wäre; aber dem Aristoteles könne er es nicht vergeben, daß er den Abt d'Aubignac ein so elendes Trauerspiel habe machen lassen. Dieses war nicht die einzige Spötterey, die den Abt demüthigte. Als er in einer Gesellschaft zum Lobe seines Stücks sagte, daß der Graf de Fiesque insgemein seine Zenobie die Frau des Cinna nennete, fiel ihm ein Hof-

mann in die Rede, und saate, ob er denn nicht merkte, daß der Graf damit sagen wollte, daß er eben so weit unter dem Corneille stehe, als die Frau unter dem Manne.

a) Pratique du Théatre.

Heinrich de Valois,

geb. zu Paris 1603, gest. 1676.

I.

Der Herr de Valois, der sich an den Büchern seiner Bibliothek nicht genügen ließ, sondern überall noch welche borgte, pflegte zu sagen, daß er aus denen geborgten Büchern den größten Nutzen zöge, weil er sie mit mehrer Aufmerksamkeit läse, und Auszüge aus denselben machte, aus Furcht, sie nicht wieder zu Gesicht zu bekommen.

II.

Das beständige Lesen des Herrn de Valois schadete seinem ohnedem schwachen Gesichte so sehr, daß er auf dem rechten Auge gänzlich blind ward, und mit dem linken fast gar nichts mehr erkennen konnte. Dieser Zufall nöthigte ihn, entweder sein Studiren liegen zu lassen, oder sich einen Vorleser zu halten. Er war zu sehr daran gewöhnt, um es gänzlich zu verlassen, und nicht reich genug, um sich einen Gehülfen anzunehmen. Der Präsident Heinrich de Memes both ihm also,

da

da er davon benachrichtigt ward, eine Pension von zwey tausend Livres an, wenn er ihm seine Collectaneen und Anmerkungen mittheilen wollte. Dieser Gelehrte gab zwar nicht gern etwas aus seiner Sammlung weg; aber die Umstände, in denen er sich befand, nöthigten ihn das Anerbiethen anzunehmen.

Isaac la Peyrere,

geb. zu Bourdeaux = = = gest. 1677.

I.

Der durch sein Buch von den Präadamiten so bekannte Peyrerius, las eines Tages das fünfte Kapitel der Epistel an die Römer, und kam durch den 12, 13 und 14ten Vers auf die Gedanken, daß es vor Adam schon Menschen auf der Welt gegeben habe. Diese lächerliche Meynung setzte er sich von der Zeit an so fest in den Kopf, daß man ihn nie davon wieder abbringen konnte. Er begleitete den großen Conde nach Flandern, und da war es auch, wo er sein Werk heraus gab. Er ward daselbst arretirt, zu der Zeit, da er noch ein Hugenot war. Man wollte ihn zur Veränderung der Religion bereden, und der Prinz bediente sich zu dieser Absicht eines Jesuiten, seines Beichtvaters, der den Peyrerius, seine Religion ausgenommen, sehr liebte. Man fieng demnach

an, an der Maschine des Präadamisten zu rütteln: man arretirte ihn, und stellte ihm die gefährlichen Folgen seines Buchs vor, wenn er die Religion nicht ändern wolle. Der gute Mann, der in dieser Sache nicht sehr halsstarrig war, gab bald nach, und der Prinz gab ihm so viel, als er brauchte, nach Rom zu gehen, und seine Absolution zu holen.

II.

Als das Buch von den Präadamiten heraus kam, ward es verdammt, von den Händen des Scharfrichters verbrannt zu werden. Menage bat den Autor, der sein guter Freund war, es ihm zu schicken, ehe es ins Licht gesetzt würde. Er verstand diesen Scherz, und schickte es ihm mit dem Vers des Ovidius, wo er nur das Wort urbem in ignem verwandelte:

Parve, nec invideo, sine me, liber ibis in ignem.

III.

Peyrerius hatte eine Geschichte von Grönland geschrieben, die sehr geschätzt wird. Man fragte ihn einsmals, warum es so viel Hexenmeister in Norden gäbe? Weil die Güter, antwortete er, dieser eingebildeten Hexenmeister, die man alle verbrennt, zum Theil ihren Richtern anheim fallen.

IV.

Peyrerius begab sich in das Seminarium des Vertus, bey Paris, welches unter den Patern des Oratorii steht. „Ich habe gehört, sagt Simon, „daß

„daß ihn, als er in den letzten Zügen lag, ein „Priester des Oratorii stark zugesetzt habe, um ihn „zum Widerruf der Präadamiten zu bringen; „aber er wollte sich nicht bereden lassen; und da „er sahe, daß der Geistliche nicht nachließ, ant„wortete er ihm mit den Worten aus der Epistel „Judä: Hi quæcumque ignorant blasphema„tur. **Diese lästern alles, was sie nicht „verstehen.**„

V.

Man machte dem la Peyrere nach seinem Tode folgende Grabschrift:

La Peyrere ici git, ce bon Israelite,
Huguenot, Catholique, enfin Préadamite.
Quatre Religions lui plurent à la fois;
Et son indifférence étoit si peu commune,
Qu'après quatre-vingt ans qu'il eut à faire un choix
Le bon homme partit, & n'en choisit pas une.

„Hier liegt Peyrerius, ein Israelite, Huge„not, Catholicke, und endlich Präadamit. „Von vier Religionen gefielen ihm eine so sehr „als die andere, und seine Gleichgültigkeit war „so sonderbar, daß nachdem er vier und zwan„zig Jahr Zeit gehabt hatte zu wählen, er aus „der Welt gieng, und keine wählte.„

Johann de Launoi,

geb. in der Diöces Coutance 1603, geſt. 1678.

I.

Da Launoi keine Gabe zum predigen und auch nicht zum ſingen hatte, ſo wollte er auch nie ein geiſtliches Amt annehmen: **Ich würde mich** pflegte er zu ſagen, **bey der Kirche gar wohl befinden, aber die Kirche würde ſich nicht wohl bey mir befinden.**

II.

Launoi war ein vertrauter Freund des Paters Sirmond, den er beſtändig zu Rathe zog. Dieſer Jeſuit ſagte daher auch öfters: Wenn mich Launoi was gutes ſagen hört, ſo ſchreibt er auch gleich ein Buch davon.

III.

Ich hinterbrachte eines Tages dem Launoi, ſagt Menagius, daß er alle Jacobiner durch ſeine Schrift wider den Pater Nicolai vor den Kopf geſtoßen habe, und daß ſie alle wider ihn ſchrieben; da gab er mir die boshafte Antwort: Ich fürchte mich mehr vor ihren Federmeſſern, als vor ihren Federn.

IV.

Als der Biſchof zu Boulogne, Billaud, wider den Launoi geſchrieben hatte, ſo ſetzte dieſer über die Antwort, die er ihm entgegen ſtellte, dieſe Worte: Jacobus Bilialdus non diſponit ſermones ſuos in judicio.

Die

Die Antwort des Cardinals Richelieu, als ihm ein Gelehrter ein Buch überschickte, ist weit besser: Accepi, legi, probavi.

V.

Der Geschichtschreiber von Frankreich, Godefroi, als er am ersten Tage des Jahres sehr früh ausgegangen war, begegnete dem Launoi auf der Straße, da er in die Sorbonne gehen wollte. Guten Morgen, und Glück zum neuen Jahre, sagte er zu ihm, welchen Heiligen werden sie wohl dieß Jahr aus dem Himmel jagen? Launoi, den diese Frage wunderte, antwortete: Ich jage keinen Heiligen aus dem Himmel, den Gott und seine Verdienste hinein gesetzt haben; aber wohl diejenigen, welche die Unwissenheit und der Aberglaube des gemeinen Volkes hinein schleichen lassen, ohne daß sie Gott und die Gelehrten darum fragen.

VI.

Der Pfarrer zu St. Eustachius zu Paris pflegte zu sagen: Wenn ich dem Doctor Launoi begegne, so mache ich ihm allemal eine tiefe Verbeugung, und rede nicht anders, als mit abgenommenen Hute mit ihm, aus Furcht, er möchte mir etwan meinen heil. Eustachius nehmen wollen, der freylich nicht weit her ist.

VII.

Launoi war gar nicht eigennützig, er ward daher auch nicht reich. Sein Testament fieng er mit diesen Worten an: **Ich werde bald fertig seyn, denn ich habe nicht viel.**

Michael de Marolles,

geb. in Touraine 1600, geſt. 1681.

I.

Monſ. de Leſtang, der Verfaſſer der Regeln, gut zu überſetzen, hatte die guten Exempel alle aus den Werken des d' Ablancourt, oder des Port-royal, die ſchlechten aber aus den Ueberſetzungen des Marolles genommen. Dieſer ward ſehr aufgebracht, und beſchwerte ſich darüber allenthalben. Da es nun Leſtang für gut befand, ſich mit ihm wieder auszuſöhnen, ſo wartete er den Tag ab, an welchem Marolles zur Communion gieng, und trat zu ihm, als er vor dem Altar niederkniete: Mein Herr, ſagte er zu ihm, Sie ſind böſe auf mich, und ich glaube, daß Sie Urſache darzu haben: aber Herr, iezt iſt die Zeit der Barmherzigkeit, und ich bitte Sie um Vergebung. Da Sie es ſo anfangen, antwortete ihm Marolles, kann ich es Ihnen nicht abſchlagen: Gehen Sie, mein Herr, ich vergebe Ihnen. Als aber einige Tage darauf Marolles den Leſtang wieder antraf, ſagte er zu ihm: Glauben Sie, daß wir ſchon mit einander richtig ſind? Sie haben mir einen Pardon abgezwungen, den ich Ihnen zu geben nicht Willens war. Ey, mein Herr, antwortete ihm Leſtang, machen Sie keine Schwierigkeiten mehr; man kann ja wohl einen Particulairpardon geben, wenn man einen Generalpardon nöthig hat.

II. Ma-

II.

Marolles ſagte zum Liniere: Meine Verſe koſten mich ſehr wenig, und Liniere gab zur Antwort: Sie koſten Ihnen ſo viel nur, als ſie werth ſind; und der Poet ward darüber nicht böſe.

III.

Der Abt Marolles überſetzte die Sinngedichte des Martial, in welchem ſehr wenig von dem beiſſenden des Originals zu finden war. Menage ſchrieb daher auf ſein Exemplar: Epigrammes contre Martial. Sinngedichte wider den Martial.

IV.

Marolles bildete ſich ein, daß die Menge der ſchlechten Ueberſetzungen, a) die er gemacht hatte, ihn denen gleich ſtellen könnte, die gute, aber nur wenige gemacht hätten. Gleich als wenn ein Mäurer, der eine große Menge Feueressen gebauet hat, auf eine Stelle unter den geſchickteſten Baumeiſtern Anſpruch machen wollte.

a) Er hat den Lucan, Plautus, Terenz, Lucrez, Catull, Virgil, Horaz, Juvenal, Perſius, Martial, Aurelius Victor, Athenäus, Ammianus Marcellinus, Gregorius von Tours, und noch viel andere Schriftſteller überſetzt.

V.

Der Abt Marolles überſetzte nicht nur Poeten, ſondern machte auch ſelbſt Verſe. Er beſchwert ſich über die Ungerechtigkeit ſeines Jahrhunderts, und ſagt, daß er dem undankbaren Publico zum Trotz, genau gerechnet, 133 tauſend, hundert und und zwanzig Verſe gemacht habe.

Olivier Patrů,

geb. zu Paris 1604, gest. 1681.

I.

Als Patrů im Jahr 1640 in die französische Akademie aufgenommen ward, hielt er eine Danksagungsrede, welche der Gesellschaft so wohl gefiel, daß künftig alle, die darinne aufgenommen wurden, eine Rede halten mußten. Dieses war vorher niemals geschehen, ward aber hernach beständig beobachtet. Niemand ist davon ausgenommen gewesen, als Colbert und d' Argenson.

II.

Patrů tadelte eben so strenge, als mit Einsicht. Er stand deßwegen in einem solchen Rufe, daß Despreaux, als ihm Racine einige allzu feine Anmerkungen über seine Werke machte, anstatt des lateinischen Sprichworts, ne sis patruus mihi, zu ihm sagte, ne sis Patru mihi.

III.

Weil Patrů nicht reich war, und es auch niemals ward, so sagte ein gewisser Rath, daß dieser Advocat, der die Sache der Akademie und der französischen Sprache so wohl zu führen wisse, gar nicht geschickt sey, die Sache seines Beutels zu führen.

IV.

Patrů war in die äußerste Dürftigkeit gerathen, und ein unerbittlicher Gläubiger drückte ihn

so

so sehr, daß er alle seine Bücher verkaufen mußte, weil er sonst nichts hatte. Als Despreaux dieses erfuhr, und hörte, daß er seine Bücher um einen ziemlich geringen Preiß weggeben wollte, bot er ihm ein drittheil mehr darauf. Das Geld ward bezahlt, und eine Bedingung hinzu gesetzt, die Patrü nicht vermuthet hatte; daß er nemlich seine Bücher nach wie vor behalten solle, und sie nur dem Despreaux zufallen sollten, wenn Patrü eher mit Tode abgienge.

V.

Patrü warf dem Despreaux vor, daß er ein wenig nachläßig sey, wenn er in Prosa schriebe, weil ihm immer einige Verse mit unter entwischten. Glauben Sie denn, sagte der Poet zu ihm, daß Sie nie in diesen Fehler fallen? Nein, antwortete Patrü. Despreaux nahm hierauf die Reden seines Freundes, und fand so gleich beym Aufschlagen folgenden Vers:

Onzieme Plaidoyer pour un jeune Allemand.

„Eilfte Rede, für einen jungen Deutschen.„

VI.

Als Conrart, den man für den Stifter der französischen Akademie halten kann, gestorben war, suchte einer von den vornehmsten Herrn am Hofe, der aber nicht viel studirt hatte, seinen erledigten Platz. Die Akademie sahe sich in gleicher Verlegenheit, sie mochte ihm denselben geben oder abschlagen wollen. Patrü eröfnete bey dieser Gelegenheit die Versammlung durch folgende Anrede:

„Meine

„Meine Herren, sagte er, ein alter Grieche hatte „eine vortreffliche Leyer; es riß auf derselben eine „Säyte, und anstatt eine Darmsäyte aufzuziehen, „zog er eine silberne darauf; die Leyer verlor, mit „einer silbernen Säyte bezogen, ihren Klang.„

VII.

Liniere sah den Patrü und Chapelain mit einander spazieren gehen, und sagte zu denen, die bey ihm waren: „Seht doch, ein armer a) und ein „armseliger Autor gehen da mit einander.„

a) Voilà un pauvre Auteur & un Auteur pauvre. Wer einmal in die französische Grammatik geguckt hat, der wird wohl wissen, wo der Unterschied steckt. Im Deutschen lassen sich diese artigen Tändeleyen nicht nachmachen.

VIII.

Bossuet besuchte den Patrü auf dem Sterbebette, und sagte zu ihm: Mein Herr, man hat Sie bisher für einen Religionsverächter (esprit fort) gehalten; suchen Sie nun durch ein aufrichtiges Geständniß, und durch andächtige Reden, die Welt eines bessern zu belehren. „Es schickt „sich besser, antwortete Patrü, daß ich schweige; „was man in diesen letzten Augenblicken redet, „geschieht entweder aus Schwachheit, oder aus „Eitelkeit.„

Carl le Cointe,

Priester des Oratorii,

geb. zu Troyes 1611, gest. 1681.

I.

Der Pater Bourgoin, General des Oratorii, achtete nur diejenigen, die sich auf die Theologie, oder aufs Predigen legten, und war hingegen wider die eingenommen, welche aus der Historie ihr Werk machten. Dieses Vorurtheil gieng so weit, daß, wenn er iemand einen Ignoranten schelten wollte, er ihn einen Historicum nannte. Mit gleichem Vorurtheile sah er den Pater le Cointe für einen seiner Gesellschaft unnützen Mann an, und gab ihn der Frau de Servien zum Haushofmeister, als sie mit ihrem Gemahl, der französischer Gevollmächtigter bey dem westphälischen Frieden war, nach Münster gieng.

II.

Als der Pater Simon dem Pater le Cointe vorstellte, daß sich alle Leser über die Weitläuftigkeit seiner Jahrbücher der Kirche in Frankreich beschwerten, gab dieser sehr offenherzig zur Antwort, daß er es gar wohl wisse; daß er aber besorge, die Pension, die ihm der Hof gab, möchte mit seinem Werke zugleich aufhören. Sie wissen, setzte er hinzu, was Biron zu seinem Sohne sagte: Wenn wir nichts mehr werden zu thun haben, so werden wir Kohl und Kraut pflanzen müssen.

III.

Dom Mabillon bat eines Tages den Pater le Cointe, daß er, nebst andern geschickten Leuten, dem Examen gewisser Cartheuser zu St. Germain des Prez mit beywohnen möchte. Er entschuldigte sich aber, und sagte hernach zu einem seiner Freunde, daß, wenn man in diese Abtey käme, die Mönche ihren Gästen so wacker zutränken, und sie auf eine so höfliche Art nothigten, daß man ihnen nichts abschlagen könnte.

Carl Cotin,

geb. zu Paris = = gest. 1682.

I.

Der Abt Cotin, dem sein Vermögen nichts als Processe und Verdruß zuzog, ward darüber verdrüßlich, und schenkte es einem seiner Freunde, der ihm Zeitlebens so viel zu geben versprach, als er bedürfte. Seine Anverwandten kamen so gleich mit einer Bittschrift ein, und verlangten, daß ihm ein Vormund gesetzt würde, weil sie meynten, daß ein Mensch keine größere Thorheit begehen könnte, als sein Vermögen wegzuschenken. Der Abt Cotin gieng also vor die Richter; aber anstatt sich zu vertheidigen, bat er sie nur, in einige seiner Predigten zu kommen, und ihm alsdann einen Vormund zu setzen, wenn sie glaubten, daß er einen nöthig habe. Die Richter ließen sich dieses gefallen,

und

und fanden seine Predigten so vernünftig und schön, daß sie über die Unverschämtheit seiner Anverwandten erbittert, dieselben zu Bezahlung der Unkosten und einer Geldbuße verurtheilten.

II.

Der Präsident Lamoignon wollte eine Schrift, die der Abt Cotin wider den Despreaux verfertigt hatte, nicht lesen, und sagte im Scherz, daß Despreaux diese Schrift selber aufgesetzt habe, um den Abt lächerlich zu machen.

III.

Bayle bringt in seinen Briefen eine ziemlich kurzweilige Frage auf das Tapet. Er möchte gern wissen, sagt er, wie sich Despreaux, wenn er an die Stelle des Abts Cotin in die Akademie wäre aufgenommen worden, in Ansehung der Lobrede, die er seinem Vorgänger, nach den Statuten der Akademie hätte halten müssen, würde verhalten haben. Montchesnai meldete diese Sache dem Despreaux, welcher ihm darauf antwortete, daß es zwar eine kützliche Sache für ihn würde gewesen seyn, daß er sich aber die Schlupfwinkel der Oratorie schon so habe zu Nutze machen wollen, um sich aus einer so bedenklichen Sache heraus zu helfen. Mit der Rhetorik kann man alles ausrichten, sagte er; ein guter Redner ist wie ein Marktschreyer, der zu rechter Zeit Balsam in die Wunden zu gießen weiß.

Maria Catharina Desjardins, oder Madame de Villedieu, geb. zu Alenson 1640, gest. 1683.

I.

Der Frau de Villedieu hat man es zuzuschreiben, daß sich der Geschmack an langen Romanen verlohren hat. Ihre kleinen Erzählungen sind mit einer leichten und muntern Art geschrieben. Wenig Personen haben es ihr nachthun können.

Franz Eudes de Mezerai, geb. in Niedernormandie 1610, gest. 1683.

I.

Die Freyheiten, die sich Mezerai in seinen Geschichtbeschreibungen erlaubte, brachten ihn um eine Pension von viertausend Livres, die ihn der Hof bisher bezahlt hatte. Mezerai hörte von der Zeit an auf mit schreiben; und daß man die Ursache davon wissen möchte, legte er die letzte Besoldung, die er als Geschichtschreiber erhalten hatte, in ein besonderes Kästchen, und schrieb auf ein Zettelchen darzu: Dys ist das letzte Geld, das ich von dem Könige erhalten habe; er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich will ferner nichts mehr von ihm, weder Gutes noch Böses sagen.

dern Gelegenheit dafür seine Börse zu leihen, versprach.

II.

An dem Kirchhofe des heil. Johannis zu Paris wohnte ein bekannter Speisewirth, bey welchem sich die witzigsten Köpfe vom Hofe, nebst den Herren Despreaux, Racine, la Fontaine, Chapelle, Füretiere, und einigen andern ausgesuchten Personen, versammleten. Diese Gesellschaft hatte daselbst ihr eigenes Zimmer, und ein Exemplar von dem Mädchen des Chapelain lag beständig auf dem Tische. Wenn nun einer unter ihnen einen Fehler, entweder wider die Reinigkeit der Sprache, oder wider die Richtigkeit im urtheilen begieng, so legte man ihm insgemein durch die meisten Stimmen die Strafe auf, eine gewisse Anzahl Verse aus diesem Gedicht zu lesen. Wenn der Fehler groß war, so mußte der Strafbare wohl bis auf zwanzig Verse lesen. Denn eine ganze Seite zu lesen, mußte das Verbrechen übermäßig groß seyn.

III.

Chapelain las einmal sein Gedicht bey dem Herrn le Prince: iedermann zwang sich, es schön zu finden, und lobte es. Aber die Frau de Longueville, welche von einem dieser Bewunderer gefragt ward, ob sie nicht von den Schönheiten dieses Werks gerührt würde, antwortete: Ja, es ist vollkommen schön; aber es ist sehr langweilig.

IV.

Der Bischof zu Grasse, Godeau, machte viel aus dem Mädchen des Chapelle, daß er so gar, als ihm einer seiner Freunde rieth, ein episches Gedicht zu machen, die nicht gar witzige Antwort gab, er hätte nicht Lunge genug zur Trompete, und daß hierinne der Bischof dem Capellane a) weichen müsse.

a) au Chapelain, eine Anspielung auf den Namen des Verfassers des Mädchen von Orleans.

V.

Chapelain zauderte mit seinem Gedicht sehr lange, weil er eine starke Pension von dem Herrn de Longueville bekam. Die Spötter sagten insgemein, daß das Mädchen von Orleans von einem großen Prinzen unterhalten würde; und so bald das Werk heraus kam, machte Liniere folgendes Sinngedicht darauf:

Nous attendons de Chapelain
Ce noble & fameux Ecrivain
Une incomparable Pucelle;
La Cabale en dit force bien,
Depuis vingt ans on parle d'elle,
Dans six mois on n'en dira rien. a)

„Wir erwarten von dem großen und be„rühmten Schriftsteller Chapelain, ein unver„gleichlich Mädchen; Ihre Anhänger sagen „viel gutes von ihr, und man spricht von ihr „schon seit zwanzig Jahren; aber in sechs

„Mona-

„Monaten wird man nichts mehr von ihr „sagen.„

a) In dem Dictionnaire histor. de M. Ladvocat, stehet dieses Sinngedicht etwas anders:

Nous attendions de Chapelain
Une Pucelle
Jeune & belle;
Vingt ans à la former il perdit son latin;
Et de sa main
Il sort enfin,
Une vieille sempiternelle.

Dieses Sinngedicht ist mit dem lateinischen des Requetmeisters Monnor von einerley Inhalt:

Ista Capellani dudum exspectata Puella
Post tanta in lucem tempora prodit anus.

VI.

Wir hatten uns mit dem Chapelain verunei-nigt, Pelisson und ich, sagt Menagius. Pelisson, der sich nach seinem Uebergange zur katholischen Kirche wieder mit ihm aussöhnen wollte, verlangte von mir, daß ich mit ihm gehen sollte, um mich ebenfalls mit ihm zu versöhnen. Wir giengen also mit einander, und ich sahe in dem Kamine des Herrn Chapelain noch eben die Brän-der liegen, die ich vor zwölf Jahren darinne ge-sehen hatte.

VII.

Der übermäßige Geiz des Chapelain gab den Spöttern Gelegenheit zu sagen, daß er spare, um

sein Mädchen an ein gutes Haus zu verheyrathen, und andre gaben vor, daß er es thäte, um sie canonisiren zu lassen.

VIII.

Chapelain war für das schöne Geschlecht nicht eingenommen; er sagte öfters, daß das geistreicheste Frauenzimmer nur eine halbe Vernunft hätte.

IX.

Puimorin, der Bruder des Despreaux, ließ sich eines Tages einfallen, von dem Gedicht des Chapelain in seiner Gegenwart übel zu sprechen. Ja, Sie sind es auch, sagte Chapelain, der davon urtheilen kann, da Sie nicht einmal lesen können. O! antwortete Puimorin, ich kann nur gar zu gut lesen, seitdem Sie, mein Herr, drucken lassen.

X.

Der Cardinal Richelieu hatte den Schriftstellern, die unter seiner Aufsicht an theatralischen Werken arbeiteten, den Plan zu dem **großen Pastorale** gegeben, wozu er selbst auf fünfhundert Verse gemacht hatte. Als es sollte gedruckt werden, wollte er, daß es Chapelain zuvor durchsehen, und alles anmerken sollte, was dabey zu erinnern wäre. Bois-Robert brachte dem Cardinal diese Anmerkungen; und ob sie gleich sehr bescheiden abgefaßt waren, so verdrossen sie doch den Cardinal, weil ihrer entweder zu viel waren,

oder

oder weil er seine Fehler dadurch zu deutlich einsahe, dergestalt, daß er, ohne sie ganz zu lesen, sie in Stücken zerriß. Als er aber in der Nacht schon im Bette lag, und alles im Hause schlief, fiel ihm seine Uebereilung wieder ein, und er that etwas, das rühmlicher ist, als die beste Comödie, die er hätte machen können: denn er ließ die Stückchen Papier wieder zusammen lesen, und aneinander leimen. Nachdem er sie nun vom Anfange bis zum Ende noch einmal durchgelesen, und seine Betrachtungen darüber angestellt hatte, ließ er den Bois-Robert wecken, und sagte zu ihm: Ich sehe wohl, daß die Herren Akademisten das Ding besser verstehen, als ich; wir wollen nur den Druck unterwegens lassen.

XI.

Chapelain ward von einigen Mitgliedern der Akademie, **der Ritter vom Spinnenorden** genannt, weil er ein so geflicktes und aus verschiedenen Stücken zusammen gesetztes Kleid trug, daß die Fäden auf demselben eine vollkommene Vorstellung von diesem Thiere waren. Als er eines Tages bey dem Herrn le Prince war, wo sich eine starke Gesellschaft beysammen befand, fiel eine Spinne herab, über deren Größe alle Anwesende erschracken. Man konnte sich nicht bereden, daß sie aus dem Zimmer wäre, weil alles sehr reinlich darinne aussahe. Das Frauenzimmer fiel demnach einstimmig darauf, daß sie aus der Perüque des Herrn Chapelle kommen müsse; welches auch

wohl seyn konnte, weil er in seinem Leben nur eine einzige Perüque gehabt hatte. Und außerdem, daß Chapelain geitzig war, so war er auch sehr unreinlich. Balzac erzählte, daß, nachdem er ihn in zehn Jahren nicht besucht hätte, weil sie uneins geworden waren, als er zu ihm gegangen sey, um sich mit ihm auszusöhnen, so habe er in seiner Stube, quer über, noch eben die Spinnewebe gesehen, die er gesehen hatte, ehe er sich mit ihm veruneinigte. Die Hände wischte er sich beständig an einem Besen von Binsen ab, um die Servietten zu schonen.

XII.

Mitten im Sommer gieng Chapelain im Mantel. Wenn man ihn nach der Ursache fragte, so antwortete er, daß er sich nicht wohl befände. Conrart sagte daher einmal zu ihm: Ich glaube vielmehr, daß ihr Rock sich nicht wohl befindet.

XIII.

Man war so stark für Chapelain eingenommen, daß man das Lächerliche seines Mädchens von Orleans nicht so gleich gewahr werden wollte. Es wurden innerhalb achtzehn Monaten bis auf sechs Auflagen davon gemacht. La Menardiere und Liniere waren die ersten, die es angriffen.

XIV.

Chapelain, so geitzig er auch war, hat dennoch eine sehr großmüthige That gethan. Als der Herr

de

de Montauzier zum Hofmeister des Dauphins war ernannt worden, warf er so gleich die Augen auf den Chapelain, um ihn zum Lehrmeister des Prinzen zu nehmen, und der König gab seine Bewilligung darzu, ehe noch Chapelain etwas davon wußte. Aber, was geschah? Chapelain schlug diese vortheilhafte Bedienung aus, indem er sein Alter vorschützte, als welches ihn zu ernsthaft und zu schwach mache, daß er sich nicht schmeicheln könne, einem so jungen Prinzen angenehm zu seyn. a)

a) War nicht etwan der Herr de Montauzier jünger als Chapelain, und geschahe das etwan aus Eifersucht, was man hier dem Chapelain zur Großmuth anrechnet? Wie, wenn man ihn selbst zum Oberhofmeister verlangt hätte?

XV.

Als sich Chapelain mit dem Menage überworfen hatte, sagte er: **Wir hatten active und passive Verbindlichkeiten gegen einander.** Die activen, fragte man, waren sie auf ihrer oder des Menage Seite? Auf unserer Seite, antwortete er. Worinne bestanden sie? Thaten Sie ihm gutes? vertheidigten Sie seine Ehre? oder machten Sie sich ihm auf irgend eine andere Art verbindlich? Ich gieng bisweilen, antwortete er, in seine Assemblee. Ist das nicht eine große Verbindlichkeit, die ihm Menage hatte?

XVI.

Chapelain vermied, so sehr er konnte, Director der Akademie zu werden, aus Furcht, daß es ihm zwanzig Livres Begräbnißkosten verursachen möchte, wenn etwan eins von den Mitgliedern unter ihm stürbe. Unterdessen machte man ihn doch mit List, während der Krankheit des Kanzlers Seguier, welcher Protector der Akademie war, zum Director. Als drey Monat um waren, und Chapelain wußte, daß man bisweilen den bisherigen Director beybehielte, gab er sich alle Mühe, sein Amt wieder los zu werden, und einen Nachfolger zu bekommen. Man verschob es unter allerley Vorwande noch einige Tage. Der Kanzler starb unterdessen, und Chapelain war untröstlich: Ach! nun bin ich ruinirt, sagte er, mein ganz Vermögen wird nicht zureichen! Ich wollte mich zufrieden geben, wenn es ein gemeines Mitglied wäre; aber, es ist der Protector der Akademie; dieser Aufwand wird mich an den Bettelstab bringen. Er trieb es, mit einem Worte, so lange, bis iedes Mitglied etwas zu dem Leichenbegängnisse beytrug. Chapelain gab also nur so viel, als er wollte, und gewann vielleicht noch dabey.

XVII.

Düperrier, ein Edelmann aus der Provence, der bisweilen Mangel am Gelde hatte, hatte einsmals sich an den Chapelain gewendet, um von ihm zu borgen, und dieser glaubte sehr freygebig

gegen

gegen ihm zu seyn, wenn er ihm einen Thaler gäbe. Nachdem er seinem Herzen den Stoß gegeben hatte, sagte er: Wir müssen unsern Freunden in ihren Nöthen beystehen; aber wir müssen nichts zu ihrer Verschwendung beytragen.

XVIII.

Der Geiz des Chapelain war Ursache an seinem Tode. Als er an einem Sitztage in die Akademie gieng, um zwey oder drey Pfennige zu gewinnen, ward er unterwegens von einem erschrecklichen Ungewitter überfallen. Das Wasser war an einem Orte stark zusammen gelaufen, und weil er zu furchtsam war, über den Balken zu gehen, den man darüber gelegt hatte, so wartete er, bis es sich wieder verliefe. Als es aber bald drey Uhr war, wagte er es, durch das Wasser zu waten, das ihm hoch an den Beinen heran gieng. Aus Furcht, daß man merken möchte, was ihm unterwegens begegnet wäre, mochte er in der Akademie nicht ans Feuer treten, um sich abzutrocknen, sondern setzte sich auf seinen Stuhl, und steckte die Beine darunter. Die Kälte drang ihm so durch den ganzen Körper, daß er einen Steckfluß bekam, an welchem er auch starb.

XIX.

Chapelain hatte sich bey seinen Erben an den Tisch verdungen, und wenn er auswärts zu Gaste gebeten war, so rechnete er es allemal an dem Kostgelde ab. In seiner letzten Krankheit hatte er funfzig tausend Thaler baar beysammen, und

sein Vergnügen war, den Geldkasten, der nahe an seinem Bette stand, von Zeit zu Zeit aufzumachen, und alle Geldsäcke vor sich hin setzen zu lassen. Sie standen, an dem Tage, da er starb, noch alle in Reihen um ihn her, und ein gewisser Gelehrter sagte zum Herrn de Valois: Sie wissen doch, mein Herr, daß unser Freund Chapelain gestorben ist, wie ein Müller mitten unter seinen Säcken.

Jacob de Vallee Desbarreaux,

geb. zu Paris 1602, gest. 1674.

I.

Desbarreaux war Parlamentsrath zu Paris. Er nahm einsmals die Vorträge zu thun, über sich; da ihn nun die Partheyen sehr überliefen, ließ er sie kommen, verbrannte in ihrer Gegenwart die Proceßacten, und bezahlte aus seinem Beutel so viel, als der Proceß betrug.

II.

Er pflegte seinen Aufenthalt nach den verschiedenen Jahrszeiten zu verändern. Den Winter brachte er zu Marseille zu. Das Haus, das er seine Favorite nannte, war in Languedoc; es gehörte dem Grafen von Clermont Lodeve, wo, wie er zu sagen pflegte, die Freyheit und die Lüsternheit ihren Thron aufgeschlagen hätten. Er

hatte

hatte in Anjou das Landhaus Lüde, welches ehemals der Sammelplatz der witzigsten Köpfe, und der rechtschaffensten Leute war. Bisweilen besuchte er auch den Balzac an den Ufern der Charante. Der Ort aber, wo es ihm am besten gefiel, war Chenailles, an der Loire, der heut zu Tage noch sehr angenehm ist, so wie er ehemals der Aufenthalt des Vergnügens und der Schmausereyen war.

III.

Desbarreaux ward für einen Menschen ohne Religion gehalten. Eines Tages war er mit dem Herrn d' Elbene in Gesellschaft, und sie wollten, ob es gleich ein Fasttag war, mit einander Fleisch essen, fanden aber nichts als Eyer, wovon sie sich einen Eyerkuchen machen ließen. Indem sie aßen, kam ein Ungewitter, und so ein schrecklicher Donner, als ob das Haus, in welchem sie waren, einfallen sollte. Desbarreaux, ohne sich zu beunruhigen, nahm die Schüssel, und warf sie zum Fenster hinaus, mit den Worten: Ist das nicht ein Lärm um einen Eyerkuchen! Es ist schrecklich, über so fürchterliche Dinge noch sein Gespötte zu treiben.

IV.

Desbarreaux und d' Elbene speisten eines Tages mit einander, und jener legte diesem ein gutes Stück vor, welches aber d' Elbene nicht essen wollte, weil er fürchtete, daß es, so gut er es auch für den Geschmack hielte, seinem Magen nicht bekommen

kommen möchte. Sind sie, versetzte ihm Desbarreaux darauf, einer von den einfältigen Leuten, die Achtung geben, ob sie verdauen?

Johann Desmarets de S. Sorlin,

geb. zu Paris 1595, gest. 1676.

I.

Man hat vom Desmarets gesagt, daß er der größte Narr unter den Poeten, und der beste Poet unter den Narren gewesen sey.

II.

Desmarets war für seinen **Clodovãus** a) so eingenommen, daß er Gott davon die Ehre zuschreibt, und in seinen **Ergötzungen des Geistes** versichert, daß er ihm sichtbarlich beygestanden habe, um so ein schönes Werk zu vollenden. Die Delices de l' Esprit, (Ergötzungen des Geistes,) sind ein mystisches Werk, das er zur Zeit seiner Erscheinungen b) schrieb; ein witziger Kopf spottete über dasselbe, und sagte, daß man unter die errata dieses Buchs setzen müsse: Delires (**Raserеyen**) anstatt Delices (**Ergötzungen.**)

a) Clovis, ou la France chretienne, ein episches Gedicht.

b) Nachdem er in seiner Jugend Romane und Comödien geschrieben hatte, so verfiel er auf seine alten

alten Tage in eine übertriebene Andacht, die mit Erscheinungen und Gesichtern vergesellschaftet war. Kraft einer solchen Erscheinung, die er für göttliche Eingebung hielt, schrieb er ein Buch: Avis du St. Esprit au Roi, worinne er dem Könige Ludewig XIV. die Eroberung des mahomedanischen Reichs versprach. Nicole hat ihn in seinen Visionnaires sehr lächerlich gemacht.

III.

Desmarets hatte nebst dem Cardinal Richelieu die Tragicomödie Miramne verfertigt, welcher zu gefallen der große Saal, wo heut zu Tage die Opern gespielt werden, gebaut ward, und deren Vorstellung eine Million kostete. Sie ward dem ohngeachtet das erstemal sehr mittelmäßig aufgenommen. Der Cardinal, der darinne gewesen war, hatte sich noch eben den Abend ganz allein nach Ruel begeben, und ließ den Desmarets auch dahin holen. Der Poete, der eine üble Aufnahme befürchtete, bath seinen Freund Petit, daß er ihn begleiten sollte. Unterwegens überlegten sie mit einander, was sie dem Cardinal sagen wollten. Der Cardinal rief, so bald er sie kommen sah, ihnen entgegen: Gar recht! die Franzosen werden an schönen Sachen wohl niemals Geschmack bekommen; Miramne hat ihnen nicht gefallen wollen. Monseigneur, antwortete ihm Petit, der Fehler liegt nicht an dem Stück, als welches vortrefflich ist, sondern an den Comödianten. Haben Ihro Eminenz nicht gesehen, daß sie nicht allein ihre Rollen nicht gelernt hatten,

ten, sondern auch noch darzu betrunken waren? In der That, erwiederte der Cardinal, ich erinnere mich, daß sie erbärmlich gespielt haben. Nach einigen andern Gesprächen ward der Minister wieder aufgeräumt, und ließ die beyden Poeten mit sich zur Tafel sitzen. Als sie wieder nach Paris zurück kamen, war das ihre erste Sorge, die Comödianten zu gewinnen, und einen guten Theil der Zuschauer zu stimmen, so daß bey der zwoten Vorstellung der Mirame, der Beyfall alle Erwartung übertraf.

IV.

Man pflegte zu sagen, daß Desmarets in seiner Jugend über den Romanschreiben seine Seele, und in seinem Alter den Verstand über den mystischen Schriften, die er verfertigte, verlohren habe.

Franz Hedelin d'Aubignac,

geb. zu Paris 1604, gest. 1676.

I.

Der Cardinal Richelieu trug dem d'Aubignac die Erziehung des jungen Herzogs von Fronsac auf. Er wußte das Herz dieses jungen Herrn so wohl zu gewinnen, daß er ihm, so bald er majorenn war, eine Pension von vier tausend Livres auf Lebenszeit ausmachte. Der Abt d'Aubignac

mußte

mußte nach dem frühzeitigen Ableben dieses jungen Herzogs, seiner Pension wegen einen ordentlichen Proceß wider den Prinzen von Conde, den einzigen Erben des Herzogs, erheben, weil er ihm dieselbe nicht weiter wollte auszahlen lassen. Dieser Proceß ward durch eine große und gelehrte Klage, die der Abt d'Aubignac dem Prinzen übergab, und in welcher er ihn zum einzigen Richter in dieser Sache machte, geendigt. Die Ehrbegierde erwachte bey dem Prinzen, als er die Klage las, so daß er hiermit den Proceß endigte, und sich selbst verurtheilte, die Pension zu bezahlen.

II.

Als Menagius mit dem Abt d'Aubignac wegen einer Comödie des Terenz in einen heftigen Streit gerathen war, schrieb er wider seinen Gegner so anzüglich als es ihm nur möglich war. Der Abt d'Aubignac antwortete darauf, und Menagius sagte, daß er ihm gewiß nichts schuldig bleiben wollte, wenn er nicht in der Zueignungsschrift zu seinen amœnitatibus juris das feyerliche Versprechen gethan hätte, diese Replik niemals zu lesen; und da ich, setzte er hinzu, ein sehr gewissenhafter Beobachter meiner Worte bin, so habe ich verschiedene Casuisten der Sorbonne, und des großen Ludewigscollegii gefragt, ob ich sie lesen könnte. Sie gaben mir die Antwort, daß ich die Gewissenhaftigkeit zu weit triebe, wenn ich mir darüber Bedenken machte. Menage, dessen

Zwei-

Zweifel auf dieſe Art gehoben war, glaubte alſo, daß er die Replik des Abt d'Aubignac leſen könnte, ohne eine Sünde zu begehen. Er las ſie; aber er antwortete nicht eher darauf, als bis ſein Widerſacher tod war.

III.

Der Abt d'Aubignac hat eine Diſſertation über die Iliade geſchrieben, in welcher er zu behaupten ſucht, daß nie ein Homer auf der Welt geweſen ſey, der die Gedichte, die wir unter den Namen Ilias und Odyſſea haben, geſchrieben habe. Nach der Meynung dieſes Kunſtrichters ſind dieſe Gedichte nichts als zuſammengeſchmiertes Zeug aus alten Tragödien, die vor Alters in Griechenland abgeſungen wurden.

IV.

Richelet, der ein großer Freund des Abts d'Aubignac war, lobte über die Maaßen einen ſchlechten Roman deſſelben, der den Titel Macariſe führte. Da ſie aber mit einander über einige gelehrte Meynungen in Streit geriethen, ſo ſchimpfte d'Aubignac öffentlich und ſehr arg auf den Richelet. Dieſer glaubte ſich nicht beſſer an ihm zu rächen, als wenn er ihm dieſe vier Verſe zuſchickte:

Hedelin, c'eſt à tort que tu te plains de moi:
N'ai-je pas loüé ton ouvrage?
Pouvois-je faire plus pour toi
Que de rendre un faux témoignage?

„Du

II.

Mezerai zeigt in allen seinen Werken einen großen Haß gegen die Finanzpachter. Er pflegte öfters zu sagen, daß er zween goldne Thaler, mit dem Gepräge Ludewigs XII, den man den Vater des Vaterlandes nannte, aufhübe, die er anwenden wollte, wenn einer von ihnen sollte gehangen werden; da er denn für den einen sich einen Platz an der Gerichtsstädte dingen, den andern aber während der Execution vertrinken wolle. Er setzte auch, als er an dem Wörterbuche der Akademie mit arbeiten half, zu dem Worte comptable, diese Redensart hinzu: tout comptable est pendable, welches die andern Akademisten nicht wollten stehen lassen, so daß er es endlich wegstreichen mußte; doch schrieb er auf dem Rande seines Manuscripts hinzu: Rayé quoique veritable.

III.

Mezerai warf stets eine schwarze Kugel in das Becken, wenn man die Stimmen zur Besetzung eines erledigten Platzes bey der Akademie sammlete. Man wußte lange Zeit nicht, von wem es herrühre. Endlich rieth man auf den Mezerai, und befand die Sache wahr. Man fragte ihn um die Ursache, dieser so sonderbaren Aufführung; und er antwortete, daß es blos geschähe, um der Nachkommenschaft ein Denkmaal der Freyheit, die die Akademie bey ihren Wahlen beobachtet hätte, zu hinterlassen.

IV.

Mezerai war in Ansehung seiner so nachläßig, daß man ihn eher für einen Bettler, als für das, was er wirklich war, gehalten hätte. Es begegnete ihm daher, daß ihn einmal die Bettelvögte anhielten. Dieser Irrthum verdroß ihn keinesweges; denn er hatte immer sein Vergnügen an außerordentlichen Zufällen. Er sagte zu ihnen, daß es ihm zu sauer würde, zu Fuße mit ihnen zu gehen; wenn sie aber warten wollten, bis man ein neues Rad an seine Karosse gemacht hätte, so wolle er ihnen Gesellschaft leisten, wohin es sie belieben würde.

V.

Mezerai hatte einen Bruder, den Pater Eudes, der wegen seiner Frömmigkeit besonders berühmt war. Diesen beredete er, daß er in einer Predigt, die er vor der Königinn Mutter, der Regentinn des Reichs, zu halten hatte, die kützlichsten Materien der Regierung abhandeln sollte. Er selbst verkroch sich, während der Predigt, in einen Winkel der Kirche, und lachte herzlich über die Verwegenheit seines Bruders, der jenen **verdammten Blutzgeln, die jenseits der Gebürge hergekommen wären**, die Gerichte Gottes und die Strafen der Hölle androhete; ja er warf ihm noch vor, als sie aus der Kirche giengen, daß er nicht genug gesagt hätte.

VI.

Eins von den lächerlichen Stücken des Mezerai war, daß er nicht anders als bey Lichte arbeitete, selbst an den hellesten Tagen mitten im Sommer; gleich als ob er keine Sonne in der Welt zu seyn geglaubt hätte. Er begleitete auch allemal die, die ihn besuchten, mit dem Licht in der Hand bis an die Hausthüre.

VII.

Von allen Thorheiten, auf welche Mezerai verfiel, schadete ihm keine mehr, als die Freundschaft gegen einen Gastwirth, le Faucheur genannt, zu la Chapelle, einem kleinen Flecken auf dem Wege nach St. Denis, zu welchen ihn einige gute Freunde eines Tages mitgenommen hatten. Die Dreustigkeit dieses Mannes, und seine Gespräche, gefielen ihm so wohl, daß er ganze Tage bey ihm zubrachte, man mochte ihm auch darüber sagen, was man wollte. Er setzte ihn so gar bey seinem Tode zum allgemeinen Legatarius ein, und ließ nur seine Patrimonialgüter, welche nicht viel bedeuteten, seiner Familie.

VIII.

Mezerai that sein ganzes Leben hindurch, als wenn er an allem zweifelte, welches ihm aber nicht so ums Herz war, wie man in seiner letzten Krankheit sehen konnte. Denn nachdem er seine Freunde, die am öftersten seine freyen Urtheile über Sachen, die Religion betreffend, gehört hatten,

zu sich hatte rufen lassen, that er ihnen eine Art von Abbitte, und bat sie, das zu vergessen, was er dem zuwider ehemals könne gesagt haben. Sie sollten, setzte er hinzu, dem sterbenden Mezerai mehr Glauben beymessen, als dem gesunden.

IX.

Als der Cardinal Mazarin eines Tages in dem Leben Ludewigs XI. gelesen hatte, daß dieser Prinz ein schlechter Sohn, ein schlechter Vater, ein schlechter Freund und Ehegemahl gewesen sey, sagte er zu dem Geschichtschreiber: Mein Herr, Sie begegnen einem unserer Könige, Ludewig XI, sehr übel. Monseigneur, antwortete ihm Mezerai, als Schriftsteller bin ich ein Herold der Wahrheit.

X.

Mezerai fragte eines Tages den Pater Petau, den man in allen Theilen der Gelehrsamkeit für ein Orakel hielt, was er von der neuen Geschichte von Frankreich gedächte? Dieser gab ihm die unhöfliche Antwort, daß er tausend grobe Schnitzer darinne gefunden habe. Ein anderer, als Mezerai, würde darüber empfindlich geworden seyn; aber er lachte nur, und sagte in einem spöttischen Tone: Ich bin weit scharfsichtiger, als Sie; denn ich habe zweytausend darinne gefunden.

Peter Corneille,

geb. zu Rouen 1606, gest. 1684.

I.

Corneille hatte sich der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet; aber eine unvermuthete Gelegenheit erweckte in ihm ein ganz verschiedenes Genie; und zwar die Liebe war es, die ihn darzu brachte. Einer von seinen Freunden, der sich in ein gewisses Frauenzimmer zu Rouen verliebt hatte, nahm ihn mit zu derselben, und der neue Ankömmling gefiel dem Frauenzimmer besser, als der, der ihn mitgebracht hatte. Diese Begebenheit erweckte bey dem Corneille ein Talent, das er bisher gar nicht gekannt hatte; er verfertigte über diese Materie eine Comödie.

II.

Corneille ist der Autor von dem Stück, das den Titel führt: **Die verlohrne und wiedergefundene Gelegenheit.** Da dieses Stück dem Kanzler Seguier in die Hände fiel, ließ er den Corneille zu sich kommen, und sagte zu ihm, daß er damit ein groß Aergerniß gegeben, und den Verdacht wider sich erregt habe, daß er ein lüderlicher Mensch sey; er solle ihm nun das Gegentheil davon zeigen, und mit ihm zur Beichte gehen. Er bestimmte ihn darauf den Tag, wenn es geschehen sollte. Corneille stellte sich ein.

Der Pater Paulin vom Franciscanerorden, gab ihm zur Buße auf, ein Stück von der Nachfolge Christi in Verse zu übersetzen. Charpentier giebt dieser Uebersetzung diesen Ursprung; die meisten andern Schriftsteller geben ihr einen andern.

III.

Corneille verheyrathete sich auf eine sehr sonderbare Art. Er erschien eines Tages vor dem Cardinal Richelieu voller Gedanken, mehr als gewöhnlich, und der Cardinal fragte ihn, ob er denn beständig arbeite? Er antwortete ihm aber, daß er weit von der zur Arbeit nöthigen Ruhe entfernt sey, und daß ihm die Liebe den Kopf wüste mache. Er mußte sich hierauf deutlicher erklären, und sagte zum Cardinal, daß er sich in eine Tochter des Generallieutenants d' Andely verliebt habe, die ihm aber der Vater nicht geben wolle. Der Cardinal ließ hierauf diesen harten Vater zu sich nach Paris kommen. Dieser kam mit Zittern und Zagen, über den unerwarteten Befehl, und gieng sehr vergnügt wieder fort, da es weiter nichts betraf, als seine Tochter einem Manne zu geben, der in solchem Ansehen stand.

Die Hochzeit war zu Rouen, und Cornellle ward in der ersten Nacht so krank, daß man ihn in Paris schon tod gesagt hatte. Man hat geglaubt, daß Menagius dieses Gerücht verbreitet habe, damit er alles, was er aus den Alten, über den Tod eines großen Poeten, zusammen getragen

hatte,

hatte, in sein Epitaphium zusammen bringen könne.

IV.

Der Abt d'Aubignac berichtet, daß Corneille einer seiner Tragödien dem Colletet vorgelesen habe. Dieser, so ein schlechter Poet er auch war, verwarf viele Verse als hart, dunkel und übel construirt. Corneille räumte es ihm ein, ohne daß er die getadelten Verse verbesserte, weil sie, wie er sagte, den andern gleich bezahlt würden.

V.

Corneille las seine Verse allemal schlecht. Er warf eines Tages dem Bois-Robert vor, daß er auf dem Theater von einem seiner Stücke schlecht gesprochen habe. Wie kann ich, antwortete ihm Bois-Robert, von ihren Versen auf dem Theater schlecht sprechen, da ich sie vortrefflich finde, wenn sie mir dieselben schlecht vorlesen.

VI.

Corneille hatte im Umgange etwas schwerfälliges und unangenehmes; weßwegen eine große Prinzeßinn, die gern mit ihm hatte sprechen wollen, sagte, daß man ihn nirgends anders, als im Hotel de Bourgogne hören müsse.

VII.

Corneille sprach wenig, selbst über Materien, die er vollkommen verstand, und wenn man ihm vorwarf, daß er in Gesellschaft ein wenig zu träge

sey, antwortete er insgemein: Ich bin deßwegen nicht weniger Peter Corneille.

VIII.

Dieser große Poet genoß die vorzüglichste Ehre. Er hatte seinen besondern Platz auf dem Theater. Wenn er kam, standen alle aus Hochachtung auf, und das Parterre klatschte in die Hände.

IX.

Ein Hofmeister von einer gewissen Gattung, der mit zween jungen Herren von Adel nach Paris gekommen war, schrieb an den Vater derselben: Ich lasse ihre Söhne den Moliere lesen, weil er sehr spashaft ist; ich habe ihnen aber gerathen, den Corneille und Racine nicht zu lesen, sondern dafür die Comödien des Gherardi zu erwählen, und dieses ihrer trefflichen Moral wegen.

X.

Das Symbolum des Corneille war: Et mihi res, non me rebus submittere conor.

XI.

Nie ist ein Stück mit so allgemeinem Beyfall aufgenommen worden, als der Cid. Ich erinnere mich, sagt der Herr von Fontenelle, in meinem Leben einen Officier und einen Mathematiker gefunden zu haben, die von allen Comödien in der Welt weiter keine als den Cid kannten. Die große Unwissenheit, in der sie lebten, hatte ihnen doch nicht den Namen eines Cid ganz ver-

verbergen können. Corneille hatte von diesem Stück Uebersetzungen in allen europäischen Sprachen, die sclavonische und türkische ausgenommen. Man ließ es von den Kindern auswendig lernen, und in verschiedenen Provinzen sagte man Sprichwortsweise: **Das ist schön, wie der Cid.** Der Cardinal Richelieu wollte gern für den Verfasser dieses Stücks gehalten seyn; aber Corneille, der die Ehre mehr als das Geld liebte, räumte es ihm nicht ein. Der Minister ließ sich darauf einfallen, es von der Akademie untersuchen zu lassen. Alle Critiken, die man darüber gemacht hat, sagen, daß darinne wider alle Regeln des Theaters verstoßen sey. Die Vertheidiger des Corneille räumen dieses ein; sie ziehen aber eben daher einen Beweiß wider alle seine Tadler. Dieses Stück, sagen sie, ist seiner großen Fehler ungeachtet, dennoch seit einem ganzen Jahrhunderte beständig auf unserm Schauplatze geblieben; es muß demnach Schönheiten haben, die alles das übertreffen, was bisher zum Vorschein gekommen ist.

XII.

Als Corneille die **Horazier** heraus gab, lief ein Gerücht, daß man ebenfalls dieses Stück untersuchen, und ein Urtheil darüber fällen würde. Horazius, sagte der Verfasser, ward von den Duumvirn verurtheilt; aber von dem Volke losgesprochen.

XIII.

Mademoiselle Duclos spielte die Rolle der Camille mit großem Beyfall. Eines Tages, als sie ihre Verwünschungen gegen das siegende Rom ausgesprochen, und mit Ungestüm vom Theater abgieng, verwickelte sie sich in der Schleppe des Rocks, und fiel. Der Acteur, der viel höflicher war, als es sich zu der Wuth des, durch die anzüglichen Reden seiner Schwester beleidigten Horaz schickte, nahm mit einer Hand seinen Hut ab, und half ihr mit der andern wieder auf, um sie mit einer affectirten Artigkeit zwischen die Scenen zu führen, wo er seinen Hut wieder aufsetzte, seinen Degen zog, und sie in der Wuth zu erstechen scheinen wollte. Baron, sagt der Abt Nadal, der diese Anecdote erzählt, würde nicht in den Fehler des Beaubourg verfallen seyn; er würde als ein großer Acteur, den Umstand genutzt, und sie selbst im Falle erstochen haben. Das sonderbare des Zufalls hätte vielleicht das grausame der Handlung, und den Fehler des Poeten zugleich verbessert.

XIV.

Die Tragödie **Cinna**, hatte auf das Herz Ludewigs XIV. einen Eindruck gemacht, der dem Poeten sehr zur Ehre gereicht. Man weiß, daß der Ritter de Rohan sich wider den Staat verschworen hatte, und daß ihm der König keine Gnade wollte wiederfahren lassen. Dieser große Prinz sahe den Tag vorher, an welchen das Urtheil

an dem Ritter vollzogen werden sollte, den Cinna vorstellen, und ward so gerührt, daß er gestand, man hätte alles für den Verurtheilten bey ihm erhalten können, wenn man sich diesen Augenblick zu Nutze gemacht und für ihn gebeten hätte.

Corneille wollte seinen Cinna dem Cardinal Mazarin zueignen; da er aber erfuhr, daß ihm dieser Minister nichts dafür geben würde, so schrieb er denselben dem Herrn von Montoron zu, von welchem er tausend Pistolen erhielt. Man hat nach der Zeit immer die gewinnsüchtigen Zueignungsschriften Briefe auf montoronische Art, (épitres à la Montoron,) genannt.

XV.

Ehe man den **Polieuct** spielte, las ihn Corneille im Hotel de Rambouillet ab, welches damals der Obergerichtshof, in Dingen die den Witz betrafen, war. Das Stück ward daselbst so gerühmt, als es der Wohlstand, und der große Name, den sich der Verfasser schon gemacht hatte, verlangten. Aber einige Tage darnach kam Voiture zum Corneille, und suchte ihm auf eine feine Art beyzubringen, daß Polieuct den erwünschten Beyfall nicht gehabt, und daß besonders das Christenthum darinne mißfallen habe. Corneille, der darüber unruhig ward, wollte das Stück gern von den Comödianten wieder zurück haben, die es schon auswendig lernten; endlich aber ließ er es ihnen auf Zureden eines Comödianten, der darinne nicht mitspielte.

XVI. Die

XVI.

Die Dauphine bewunderte den Charakter der Pauline im Polieuct, und sagte: Man sehe doch! ist das nicht die ehrlichste Frau von der Welt, die ihren Mann nicht im geringsten lieb hat?

XVII.

Kurze Zeit nach dem Polieuct, ließ la Serre, der durch die Satyren des Boileau so bekannt geworden, seine Tragödie, **Thomas Morus**, vorstellen. Man schwitzte dabey, sagt la Serre, mitten im December, und vier Thürsteher wurden erdrückt, als sie das erste mal gespielt ward. Das kann man ein gutes Stück nennen. Corneille kann mir nicht so nachdrückliche Beweise von der Vortrefflichkeit seiner Stücke anführen; und ich will ihm den Vorzug gern lassen, wenn er fünf Thürsteher anführen wird, die in einem Tage ums Leben gekommen sind.

Dieses ist eben der la Serre, der, als er eines Tages mit in den Unterredungen war, die Richelieu über die Beredsamkeit hielt, den Cardinal umarmte, und zu ihm sagte: Ach, mein Herr, ich gestehe es, daß ich seit zwanzig Jahren Galimathias genug vorgebracht habe; aber Sie haben ietzt in einer Stunde mehr dergleichen gesprochen, als ich die ganze Zeit meines Lebens geschrieben habe.

XVIII.

Die sinnreichste Critik, die über den **Pompejus** ist gemacht worden, rührt von einer Dame her,

her, welche sagte, daß ihr das Stück schön vorkäme, und daß sie nur eins daran auszusetzen hätte, daß nemlich zu viel Helden darinne wären. Dieser sonderbare Ausdruck begreift einen sehr feinen Gedanken. Sie verstand unter Helden, die Personen, die ihre Bewunderung und Mitleiden erregten. Da nun die Bewegung, die sie für einen so wohl, als für den andern empfand, weder so bestimmt, noch so stark, als sie es gern gesehen hätte, war, so wußte sie nicht, wessen Parthey sie ergreifen sollte.

XIX.

Corneille schreibt an einem Orte, daß, wenn man das schönste von seinen Stücken haben wolle, man unter der **Rodogüne** und dem **Cinna** wählen müsse. Die mit ihm weiter davon gesprochen haben, konnten leicht errathen, daß er selbst für Rodogüne eingenommen war.

XX.

Der Abt Pelegrin sagte, daß **Heraclius** alle Tragödienschreiber zur Verzweiflung bringen müßte; und Boileau nannte diese Tragödie ein Räthsel (Logogriphe.)

XXI.

Der Herr von Türenne sahe den **Sertorius** vorstellen, und rief bey zwey bis drey Stellen aus: Wo hat denn Corneille die Kriegskunst gelernt?

XXII.

Der Marschall von Grammont sagt bey Gelegenheit des Otto, daß Corneille das Handbuch der Könige seyn sollte. Und der Herr von Louvois sagt, daß das Parterre von lauter Staatsministern erfüllt seyn müsse, wenn dieses Stück beurtheilt werden solle.

XXIII.

Corneille hatte Ursache, mit dem Cardinal Richelieu zufrieden zu seyn, und auch sich über ihn zu beschweren. Er machte daher bey dem Tode dieses Ministers Verse, in welchen er ihn theils als seinen Feind, theils als seinen Wohlthäter betrachtet:

Qu'on parle bien ou mal du fameux Cardinal,
Ma prose ni mes vers n'en diront jamais rien.
Il m'a fait trop de bien pour en dire du mal;
Il m'a fait trop de mal pour en dire du bien.

„Man mag gutes oder böses von dem berühmten Cardinal sprechen, meine Prosa und meine Verse sollen nie etwas davon sagen. „Er hat mir zu viel gutes gethan, um böses „von ihm zu reden; er hat mir aber auch zu „viel böses gethan, um gutes von ihm zu „sprechen.„

XXIV.

Wer wird es wagen dürfen, uns an unsern Alter zu erinnern? Corneille, ganz mit Lorbern be-

bedeckt, wollte doch nicht glauben, daß es Zeit sey, aufzuhören, und nahm die zween Verse in dem Lehrgedichte von der Poesie, sehr übel auf:

Que Corneille pour lui ranimant son audace;
Soit encore le Corneille du Cid & d'Horace.

„Corneille nehme seine ganze Kühnheit zu„sammen, und sey noch einmal der Corneille „des Cid und der Horazier.„

Bin ich es denn nicht immer? sagte er.

Fünf oder sechs Jahr vor seinem Tode, sagte Corneille zum Chevreau: Ich habe vom Theater Abschied genommen, und meine Poesie ist mit meinen Zähnen verlohren gegangen.

XXV.

Wenn ein Mitglied der Akademie stirbt, so wird ihm auf Kosten des gegenwärtigen Directors und Kanzlers ein Leichenbegängniß gehalten. Als demnach Corneille in der Nacht zwischen dem letzten September und ersten October gestorben war, stritten sich der Abt Lavau und Racine um die Ehre, ihm dieses Leichenbegängniß zu halten. Ich war noch Director, als Corneille starb, sagte der Abt Lavau; und ich, sagte Racine, bin an dem Tage seines Absterbens zum Director ernannt worden, ehe noch das Begängniß hat können angestellt werden. Die Sache ward endlich zum Vortheil des Abts Lavau entschieden, und Benserade nahm daher zu dem zweydeutigen Gedanken

Gele-

Gelegenheit: **Wenn einer von uns**, sagte er zu dem Racine, den Corneille zu begraben a) Anspruch machen konnte, so waren Sie es, mein Herr; Sie haben es unterdessen doch nicht gethan.

a) d'enterrer steht im Französischen, welches nicht allein begraben, zur Erde bestatten, sondern auch zu Boden schlagen, vertilgen, heißen kann.

XXVI.

Der Herzog von Bourgogne sagte, daß Corneille mehr ein Mann **von Genie**, und Racine mehr ein Mann **von Verstande** sey.

XXVII.

Corneille ist unter unsern Poeten fast der einzige, dem die Engländer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie halten den Moliere, Lafontaine, Racine, Despreaux, Rousseau, mehr für große Schriftsteller, als für große Poeten. Corneille allein scheint ihnen die eigenthümliche Sprache der Götter zu reden. Unsere Engländer, sagte ein gewisser Lord, sind eben so schlechte Staatsmänner, als die Franzosen schlechte Poeten sind. Wir im Gegentheil bedienen uns gegen die Engeländer des Ausdrucks vom Petronius: Ihr redet mehr die Sprache der Poeten, als der Menschen. Plus poetice, quam humane locutus es. Wir sagen von ihnen insbesondere, was der Herzog von Buckingham von allen Poeten überhaupt sagt:

Pour un seul d'inspiré dix seront possédés.

„Gegen einen Begeisterten, giebt es zehn Be„sessene.“

Claudius

Claudius Emanuel Lullier,

mit dem Zunamen

Chapelle,

geb. zu Paris 1621, gest. 1686.

I.

Chapelle war der angenehmste und wollüstigste Mensch seiner Zeit. Als er eines Tages bey einem seiner Freunde zu Paris speisete, kam ein gewisser Herr vom Hofe, als sie eben an der Tafel saßen, und drängte sich ohne viel Umstände neben dem Chapelle ein. Nachdem dieser Herr einige Neuigkeiten erzählt hatte, kam er auf die Poeten zu reden, die die Dreustigkeit hätten, allerhand Liederchen wider Personen von Stande zu verfertigen, und sagte darbey, daß er ihnen, wenn er sie kennen sollte, gern selbst ein paar Dutzend Stockschläge geben möchte. Chapelle, der dieses Gespräch überdrüßig ward, und überdieß gar nicht bequem am Tische saß, stand auf, trat vor ihn hin, und sagte: Schlagen Sie zu, und hernach gehen Sie ihrer Wege. Der Ton, mit welchem Chapelle diese Worte sprach, machte dem Herrn den ganzen Nachdruck derselben fühlbar, so daß er ihm mit besonderer Achtung begegnete, und ihm an der Tafel weniger beschwerlich zu seyn suchte.

II.

Als eines Tages Chapelle in einer zahlreichen Gesellschaft bey dem Marquis de Marsilli speiste, und zur Aufwartung weiter kein Bedienter da war, als ein einziger Page, verdroß es ihn, daß ihm nicht so oft eingeschenkt ward, als er es sonst gewohnt war. Die Geduld riß endlich bey ihm aus: Ey! mein lieber Marquis, sagte er, nehmen Sie doch mich zu ihren Pagen an.

III.

Despreaux, der ein guter Freund des Chapelle war, begegnete ihm einsmals, und hielt ihm die allzu große Neigung zum Weine vor, wodurch er sich Schaden thäte. Es schien, als ob diese Rede Eindruck beym Chapelle machte; er dankte ihm für die gute Vermahnung. Aber zum Unglück war gegen über ein Weinhaus, und Chapelle bat den Despreaux mit dahin zu gehen, um sich da nieder zu setzen, und ihr angefangenes Gespräch mit mehr Bequemlichkeit fort zu setzen. Despreaux konnte eine ausführlichere Unterredung nicht abschlagen. Nun mußte man doch wohl in einem Weinhause auch eine Flasche Wein fodern. Man foderte also eine, und hernach noch viele hinter einander. Mit einem Worte, diese beyden Herren, von denen der eine beständig predigte, und der andere zuhörte, betrunken sich so sehr, daß man sie nach Hause tragen mußte.

IV.

Chapelle hatte sich in die Mademoiselle Chouars verliebt, die Verstand, Gelehrsamkeit, und guten Wein hatte; er speiste daher öfters bey ihr. Nachdem einmal die Abendmahlzeit lange gedauert hatte, und die Kammerfrau endlich den Tisch abzudecken in den Saal kam, fand sie ihre Fräulein in Thränen, und den Chapelle äußerst niedergeschlagen. Sie war neugierig, die Ursach davon zu wissen, und Chapelle sagte ihr, daß sie mit einander den Tod des Poeten Pindarus beweineten, welchen die Aerzte durch ungeschickte Arzeneymittel ums Leben gebracht hätten. Er fieng hierauf an, die vortrefflichen Eigenschaften des Pindarus her zu erzählen, und dieses mit so einer nachdrücklichen Art, daß die Kammerfrau vergaß, was sie im Saale zu thun hatte, und mit ihnen um die Wette weinte.

V.

Der Herzog von Brissac, der einige Zeit auf seinen Landgütern zubringen wollte, beredete den Chapelle, daß er mit ihm gieng. Sie kamen den vierten Tag gegen Mittag zu Angers an, und wollten den Tag über da bleiben. Chapelle hatte in dieser Stadt einen Canonicus zum Freunde, bey welchen er eine gute Mittagsmahlzeit fand, und sich lange aufhielt. Den folgenden Tag, als der Herzog wieder in den Wagen steigen, und seine Reise fortsetzen wollte, sagte ihm Chapelle, daß er ihn nicht weiter begleiten könne, indem er

einen alten Plutarch auf dem Tische seines Freundes gefunden habe, in welchem er beym Aufschlagen die Worte gefunden hätte: **Wer sich um die Großen aufhält, wird ein Sclave.** Der Herzog von Brissac mochte ihm sagen, wie er wollte, daß er ihn als seinen Freund betrachte, und daß er alles haben solle, was er verlangte, so konnte er doch keine andere Antwort von ihm erhalten, als daß die Schuld nicht an ihm läge, sondern Plutarch habe es gesagt. Er verließ also den Herzog, und kam wieder nach Paris zurück.

VI.

Als Chapelle bey dem Moliere zu Auteuil gewesen war, und da nach seiner Gewohnheit tapfer getrunken hatte, gerieth er auf der Rückreise mit seinem Bedienten, Godemer genannt, den er dreyssig Jahr gehabt hatte, in einen Streit. Dieser alte Diener hatte die Erlaubniß, sich neben seinen Herrn in die Kutsche zu setzen. Dem Chapelle aber fiel es ein, als sie von Auteuil wegfuhren, ihm diese Erlaubniß zu nehmen, und ihn hinten auf die Kutsche zu stellen. Godemer, der seinen Herrn schon kannte, wenn er Wein im Kopfe hatte, ließ sichs nicht sehr angelegen seyn, dem Befehle nachzukommen. Dieser geräth in Zorn, der andere lacht, und schon hatten sie einander bey den Köpfen. Der Kutscher steigt von seinem Bocke ab, um sie aus einander zu bringen. Moliere sahe aus seinem Fenster diese Schlägerey. Er glaubte, daß die Bedienten des Chapelle ihn ermorde-

mordeten, und lief so geschwind, als er konnte. Ach, Moliere! sagte Chapelle, weil Sie da sind, sagen Sie, ob ich Unrecht habe? der Schurke, Godemer, hat sich da in meine Kutsche gestreckt, gleich als ob es einem Bedienten gehöre, eben so eine Figur, wie ich, zu machen. Sie wissen nicht, was Sie reden, antwortete Godemer. Der Herr weiß, daß ich seit dreyßig Jahren die Erlaubniß habe, auf dem Vordersitze in der Kutsche zu sitzen; und warum wollen Sie mir dieselbe heut ohne Ursache nehmen? Ihr seyd ein unverschämter Kerl, erwiederte Chapelle, wenn ich euch ehemals erlaubt habe, in meiner Kutsche zu sitzen, so will ich es ferner nicht mehr so haben; ich bin Herr, und ihr sollt entweder hinter die Kutsche, oder zu Fuß gehen. Kann etwas unbilliger seyn, als dieses, versetzte Godemer? Jetzt, da ich alt bin, und so lange treu gedient habe, soll ich zu Fuße gehen! das hätte ich thun sollen, da ich noch jung war; da war ich gut auf den Beinen: aber ietzt kann ich nicht mehr fort; und ein Wort für tausend: Sie haben mich in die Kutsche gewöhnt, und es würde mir eine Schande seyn, wenn man mich heut hinten auf derselben sehen sollte. Entscheiden Sie, Moliere, sagte Chapelle, ich will mir alles gefallen lassen, was Sie für gut befinden werden. Ihr habt Unrecht, sagte hierauf Moliere zum Godemer, daß ihr euerm Herrn hartnäckig widerstehet, der euch hinstellen kann, wo er hin will; ihr müßt seine Gütigkeit nicht mißbrauchen. Ihr sollt also bis ans Ende dieser Wiese

hinten auf den Wagen treten, und hernach mit gebührender Ehrerbietung ihn um die Erlaubniß ersuchen, euch in denselben zu setzen. Ich bin überzeugt, daß er es euch erlauben wird. Bey meiner Ehre, rief Chapelle, das ist ein Urtheil, das Ihnen in der Welt Ehre machen wird! In Wahrheit, Moliere, Sie haben nie einen so deutlichen Beweiß von ihrem Scharfsinn gegeben; und ich schenke dem Schelme alles, in Ansehung der grossen Billigkeit, mit welcher sie ein Urtheil über uns ausgesprochen haben. Gewiß, Moliere, setzte er hinzu, ich bin Ihnen sehr verbunden; denn ich war in großer Verlegenheit; die Sache hatte ihre Schwierigkeit. Lebe wohl, mein werthester Freund, du urtheilst besser, als irgend ein Mensch in ganz Frankreich.

VII.

Chapelle speiste einsmals Abends ganz allein mit dem Marschall von * *. Als sie ein wenig getrunken hatten, fiengen sie mit einander an Betrachtungen über das Elend dieses Lebens, und die Ungewißheit nach demselben, zu machen. Sie waren einstimmig, daß nichts auf der Welt so gefährlich sey, als ohne Religion zu leben; zugleich aber gestanden sie, daß es nicht möglich sey, alle seine Lebensjahre als ein guter Christ zuzubringen, und daß die Märtyrer glücklich gewesen wären, die nur einige Augenblicke zu leiden gehabt hätten, um den Himmel zu verdienen. Chapelle hatte darauf den Einfall, daß sie alle beyde wohl

thun

thun würden, wenn sie in die Türkey giengen, und da die christliche Religion predigten. Man wird uns, sagte er, gefangen nehmen, und uns vor einen Bassa führen. Ich werde standhaft seyn, und Sie desgleichen, mein Herr Marschall; man wird mich an einen Pfahl stecken, und hernach auch Sie; so gleich werden wir im Paradiese seyn. Den Marschall verdroß es, daß sich Chapelle ihm vorsetzte: Ich, sagte er, der ich Marschall von Frankreich, und Herzog und Pair bin, ich muß mit dem Bassen reden, mich muß man zuerst spießen, und nicht einen kleinen Beyläufer, wie Sie sind. Ich lache über den Marschall und über den Herzog, erwiederte Chapelle; und der Marschall warf ihm so gleich seinen Teller an den Kopf. Chapelle machte sich hierauf über den Marschall her; Tische, Gläser, Stühle, alles ward über den Haufen geworfen. Die Bedienten kamen herzu gelaufen, und man kann sich vorstellen, wie lustig ihr Streit sich habe hören lassen, da ein ieder seine Ursachen erzählte.

VIII.

Als eines Tages Chapelle bey dem Herrn Segrais mit verschiedenen gelehrten Leuten speiste, las Despreaux einige Stücke aus seinem Lütrin vor. Chapelle hatte schon etwas Wein im Kopfe, und tadelte das Gedicht überall, worauf ihm Despreaux sagte: **Schweige nur, Chapelle, du bist betrunken.** Aber dieser gab ihm zur Antwort: **Ich bin nicht so betrunken vom Wein, als du es von deinen Versen bist.**

Rene Rapin,

geb. zu Tours 1621, geſt. 1687.

I.

Der Pater Rapin, ein Jeſuite, ſchrieb an den Grafen von Büſſi mit dieſen Worten des Cicero: Wenn Sie die Augen auf das Manuſcript, das ich Ihnen ſende, werfen wollten, ſo könnte ich vielleicht Beyfall verdienen: Si te haberemus otioſum clamores faceremus. Der Graf antwortete ihm: Zum wenigſten haben Sie ihren Cicero gut geleſen: Habuiſti illum otioſum, idcirco clamores facis.

II.

Düperrier und Santeuil wetteten eines Tages mit einander, wer die beſten lateiniſchen Verſe machen würde. Da es nun Menagius nicht hatte entſcheiden wollen, ſo wandten ſie ſich an den Pater Rapin. Sie fanden ihn eben, als er aus der Kirche kam. Dieſer Jeſuit ſagte ihnen, nachdem er ſie ihrer Eitelkeit wegen ein wenig beſchämt hatte, daß ihre Verſe nichts taugten, gieng wieder in die Kirche zurück, und warf das Geld, das ſie zur Wette aufgeſetzt hatten, in den Gotteskaſten.

III.

Der Pater Rapin ſchrieb wechſelsweiſe fromme und gelehrte Schriften. Dieſe Abwechſelung veran-

veranlaßte den Abt de la Chambre zu ſagen, daß dieſer Jeſuit Gott und der Welt ein halbes Jahr ums andere diene.

Johann Baptiſta Lully,

geb. zu Florenz 1633, geſt. 1687.

I.

Lully kam nach Frankreich, als er nur zwölf Jahr alt war. Der Chevallier de Guiſe, den die Prinzeſſinn gebeten hatte, ihr einen jungen Italiäner, zu ihrer Bedienung mitzubringen, nahm ihn mit dahin. Die Prinzeſſinn fand ihn aber ſo wenig nach ihrem Geſchmack, daß ſie ihn in die Küche ſteckte. Lully, der ehemals ſchon ein wenig Muſik gelernt hatte, fand da von ohngefehr eine Violine, und machte ſich bisweilen ein Vergnügen damit. Eines Tages hörte ihn der Graf von Nogent ſpielen, und fand, daß er ein Talent zur Muſik, und eine geſchickte Hand hatte. Er hinterbrachte es der Prinzeſſinn, die ihn ſo dann zu einem geſchickten Meiſter in die Lehre that. Als nun einmal die Prinzeſſinn einen Ton von ſich gegeben hatte, welcher zu folgenden Verſen Anlaß gab:

Mon cœur, outrê de dêplaiſirs,
Etoit ſi gros de ſes ſoupirs,

Voyant votre cœur si farouche,
Que l'un d'eux se voyant réduit
A ne pas sortir par la bouche,
Sortit par un autre conduit.

„Mein Herz, mit Mißvergnügen überhäuft,
„war so voll von seinen Seufzern, da es euer
„Herz so hart und grausam sahe, daß einer von
„ihnen, da er den Ausgang durch den Mund
„nicht finden konnte, sich durch eine andere Oef-
„nung in Freyheit setzte.„

So war Lully so unvorsichtig, daß er eine Melodie darzu machte. Die Sache ward ruchtbar, und der Musikus abgedankt. Diese Erzählung verträgt sich aber nicht mit einer andern, die man gleich hören wird, und welche von einem Manne herkommt, der in der Sache wohl unterrichtet scheint.

II.

Lully, der jung, und Page der Prinzessinn war, hörte, als sie in dem Garten zu Versailles spazieren gieng, daß sie zu andern Damen sagte: Da ist ein Fußgestelle leer; man hätte eine Statüe darauf setzen sollen. Da sich nun die Prinzessinn ein wenig entfernt hatte, zog sich Lully ganz nackend aus, versteckte seine Kleider hinter das Fußgestelle, und trat in der Stellung einer Statüe auf dasselbe, bis die Prinzessinn wieder kam. Da sie nun so gleich von fern eine Figur an dem Orte, wo sie gewünscht hatte, entdeckte, erstaunte sie nicht

wenig

wenig darüber. Was sehe ich! sagte sie, ist es Bezauberung? Sie schlich sich ganz sachte näher hinzu, und sahe nicht eher was es eigentlich war, als bis sie ganz nahe kam. Die Herren und Damen, die die Prinzessinn begleiteten, wollten die Statüe nachdrücklich bestrafen, aber die Prinzessinn schenkte dem Lully die Strafe, in Ansehung dieses sehr sonderbaren Einfalls, und dieser thörichte Streich, der ihn hätte übel bekommen können, war der erste Schritt zu seinem Glück.

III.

Der König wollte in einem Ballet von der Composition des Lully tanzen. Dieser Prinz, der damals noch sehr jung war, hatte sich zeitig eingefunden, ehe man noch mit den Zubereitungen fertig war. Es ward ein Bote über den andern an die Musikos geschickt, aber die Sache gieng nicht geschwinder. Der König ward endlich ungeduldig, und ließ befehlen, daß man den Augenblick anfangen sollte, weil er nicht länger warten könnte. Lully, der weniger auf den Befehl des Königs, als auf das, was er zu thun hatte, aufmerksam war, gab kaltsinnig zur Antwort: **Der König hat zu befehlen, er kann warten, so lange er will.**

IV.

Lully schickte sich vortrefflich zu schmutzigen Erzählungen, und außer diesen wußte er im Umgange

gange nicht viel vorzubringen. Moliere hielt ihn für einen vortrefflichen Pantomimenspieler, und sagte öfters zu ihm: **Lully, mache uns doch was zu lachen.**

V.

Lully hörte eine von seinen Operarien in der Messe spielen, und sagte: Ach lieber Gott, ich bitte dich um Vergebung, ich hatte sie nicht für dich gemacht.

VI.

Man gab dem Lully einen Prologus zu einer Opera, den man für etwas vortreffliches hielt. Die Person, die ihn überbrachte, bat ihn, daß er denselben in ihrer Gegenwart untersuchen möchte. Lully sahe ihn durch, und die Person fragte, ob er nichts daran zu erinnern fände. Ich finde nichts, antwortete er, als einen Buchstaben zu viel; anstatt Fin du Prologue, (Ende des Prologus,) sollte stehen, Fi du Prologue, (Pfui über den Prologus.)

VII.

Als Lully Oberaufseher der Musik des Königs ward, übte er sich so wenig mehr auf der Violine, daß er nicht einmal eine bey sich hatte. Niemand, als der Marschall von Grammont, konnte ihn dahin bringen, daß er bisweilen spielte, wenn

er

er nemlich einen seiner Bedienten, in Gegenwart des Lully spielen ließ. Der Bediente spielte schlecht, und Lully riß ihm so dann die Violin aus den Händen, spielte selbst, und grif sich so an, daß er ungern wieder aufhörte.

VIII.

Ludewig XIV. war mit der Opera Isis so zufrieden, daß er durch ein Edict einem ieden Menschen von Stande die Erlaubniß gab, in der Opera zu singen, und, ohne Nachtheil seines Standes, sichs bezahlen zu lassen. Das Parlament hat diesen Befehl enregistrirt.

IX.

Die Feinde des Lully sagten, daß er den Beyfall seiner Musik dem Quinaut zu danken habe. Selbst seine Freunde machten ihm eines Tages den Vorwurf, und sagten im Scherz zu ihm, daß es ihm keine Mühe koste, matte Verse in Musik zu setzen; daß es ihm aber weit sauerer werden würde, wenn man ihm starke Gedichte vorlegte. Lully, der über diesen Scherz in Feuer gerieth, und gleichsam begeistert ward, lief zum Clavecin, schlug erst einige Accorde an, und sang vier Verse aus der Iphigenia, die ein bloßes Bild sind, als welches sie zur Musik weit unbequemer macht, als Verse, in welchen Empfindung herrscht.

Un Prêtre environné d'une foule cruelle
Portera ſur ma fille une main criminelle,
Dechirera ſon ſein, & d'un oeil curieux
Dans ſon cœur palpitant conſultera les Dieux.

„Ein Prieſter, von einer grauſamen Schaar „umgeben, wird ſeine ſtrafbare Hand an mei„ne Tochter legen, wird ihre Bruſt aufreiſſen, „und mit einem begierigen Auge in ihrem zit„ternden Herzen den Rath der Götter erfor„ſchen.„

Einer von den Anweſenden hat erzählt, daß ſie alle geglaubt hätten, das ſchreckliche Schauſpiel vor Augen zu ſehen, und daß ihnen bey den Tönen, mit denen Lully dieſe Worte begleitete, die Haare zu Berge geſtanden hätten.

X.

Der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung des Quinaut, erzählt folgende Begebenheit, und mit folgenden Worten: Der König hatte vor langen Zeiten ſchon dem Lully einen Adelsbrief gegeben, und ein gewiſſer ſagte zu ihm, daß es ein Glück für ihn ſey, daß der König in Anſehung ſeiner eine Ausnahme gemacht habe, und daß er nicht durch den gemeinen Weg in den Adelſtand ſey erhoben worden, nach welchem er erſt Secretair des Königs hätte werden müſſen; dieſe Thüre, ſetzte er hinzu, würde ihm gewiß verſchloſſen geweſen ſeyn, wenn er durch dieſelbe hätte gehen ſollen, und

man

man würde ihn nicht angenommen haben. Ein Mann von dieser Gesellschaft hatte sich gerühmt, daß man den Lully zurück weisen würde, wenn er sich etwan eindringen wollte, weil er seiner großen Schätze wegen, die er sammlete, einen Anspruch darauf zu machen schiene. Lully hatte weniger Ehrgeiz, als edlen Stolz, gegen diejenigen, die ihn verachteten. Um das Vergnügen zu haben, seine feindseligen Neider zu foppen, hielt er seinen Adelsbrief geheim, und ließ ihn nicht enregistriren. Im Jahr 1681 wiederholte man zu Saint-Germain die Comödie und das Ballet, der bürgerliche Edelmann, wozu Lully die Musik componirt hatte. Er selbst sang die Rolle des Mufti. Sein ganzes Feuer, seine ganze natürliche Geschicklichkeit im declamiren zeigte sich da; und obgleich seine Stimme schwach war, so sang er doch so, daß alle Zuhörer mit ihm zufrieden waren. Der König, der außerordentlich zufrieden war, machte ihm besonders ein Compliment deßwegen. Lully ergrif diese Gelegenheit: Aber, Sire, sagte er, ich hatte die Absicht, königlicher Secretair zu werden, aber die Secretaire Eurer Majestät wollen mich nicht unter sich leiden. Sie wollen euch nicht leiden? erwiederte der König; es wird eine Ehre für sie seyn; gehet so gleich hin zum Kanzler. Lully gieng den Augenblick zu dem Herrn le Tellier, und das Gericht verbreitete sich, daß Lully königlicher Secretair werden würde. Diese Gesellschaft, und noch viel andere Personen, fiengen an darüber zu murren,

Sehet doch, sagte man, wie wohl er die Zeit zu wählen weiß: kaum hat er den Hut des Mufti weggelegt, als er so gleich an ein Amt und an eine der vornehmsten Bedienungen Anspruch macht; dieser Possenreisser, der von den Sprüngen, die er auf dem Theater gemacht hat, noch nicht wieder zu Athem gekommen ist, will die Siegel in seine Hände haben. Der Herr de Louvois, den die Herren aus der Kanzley aufhetzten, und der zu ihnen gehörte, weil alle Staatssecretaire auch Secretaire des Königs seyn müssen, fand sich dadurch sehr beleidigt. Er verwieß dem Lully seine Verwegenheit, welche sich für einen Menschen nicht schickte, der wie er, weiter keine Empfehlung und keine Dienste geleistet hätte, als daß er zu lachen gemacht. Ey, zum Henker, antwortete Lully, Sie würden gern zu lachen machen, wenn Sie nur könnten. Diese Antwort war ziemlich munter. Niemand im ganzen Königreiche hätte es gewagt, dem Herrn de Louvois so zu antworten, als der Marschall de la Feuillade und Lully. Endlich sprach der König selbst mit dem Herrn le Tellier; und als die königlichen Secretaire bey diesem Minister Vorstellung thaten, daß es die Ehre der Gesellschaft erfordere, dem Lully, der um eine Stelle unter ihnen angehalten hätte, dieselbe abzuschlagen, so gab ihnen der Kanzler eine noch unangenehmere Antwort, als deren sich der König bedient hatte. Der Bestallungsbrief ward dem Lully ohne Verzug ausgefertigt, und die Einführung geschah mit eben der Leichtigkeit.

Er selbst führte sich auf seiner Seite sehr großmüthig darbey auf. Er gab, an dem Tage, da er aufgenommen ward, ein prächtiges Gastmahl den ältesten und wichtigsten Männern seiner Gesellschaft, und führte sie den Abend in die Oper, wo man den Triumph der Liebe spielte. Es waren zwanzig bis dreyßig Personen, welche an diesem Tage, so wie es billig war, die besten Plätze in der Oper besetzten; so daß man zwey bis drey Reihen ernsthafter Männer in schwarzen Mänteln, und mit großen Castorhüten, auf den vordersten Bänken des Amphitheaters sitzen, und mit einer bewundernswürdigen Ernsthaftigkeit die Menuetten und Gavotten ihres Collegen, eines Musikanten, anhören sahe. Die Oper that also öffentlich kund, daß ihr Principal, da er einen neuen Titel gesucht hatte, nicht war abgewiesen worden. Der Herr de Louvoi konnte seinen Verdruß nicht bergen. Er traf bald darauf, in einer starken Begleitung von Hofleuten, den Lully zu Versailles an, und sagte zu ihm: Guten Tag, Herr College, im Vorbeygehen. Dieses sollte bey dem Herrn von Louvois ein witziger Einfall seyn.

XI.

Lully hat seinen Erben sechs mal hundert und dreyßig tausend Livres an purem Golde hinterlassen, und dieses große Vermögen hatte er lediglich mit seiner Musik gewonnen. Er legte

sich daher auch ganz darauf; er zog seine Sänger und Sängerinnen selbst. Sein Ohr war so fein, daß er genau hörte, wenn ein Violinist falsch griff, so weit er auch davon stand. Er ward darüber so aufgebracht, daß er wohl gar das Instrument auf dem Rücken des Spielers entzwey schlug. Man fieng das Stück wieder von forn an, und wenn es zu Ende war, so rufte er den Musikus, bezahlte ihm sein Instrument theurer, als es werth war, und nahm ihn mit sich zu Tische. Für seine Musiken war er so eingenommen, daß er, wie er selbst gestand, einen ermordet hätte, wenn er ihm gesagt hätte, daß sie nichts taugten. Er ließ eine Oper, die den Zuschauern nicht gefallen wollte, auf seine Kosten spielen. Es ward dem Könige berichtet, welcher sagte, daß die Oper gut seyn müsse, weil sie Lully selbst dafür hielte. Der König ließ sie aufführen, und Hof und Stadt änderten ihre Meynung. Es war die Oper Armida.

XII.

Lully behielt sein lustiges Temperament bis an sein Ende. Als ihn der Chevalier de Lorraine auf den Krankenbette besuchte, und ihm die zärtliche Freundschaft, die er gegen ihn hegte, zu erkennen gab, sagte die Frau des Lully zu ihm: Ja, wahrhaftig, mein Herr, Sie müssen sehr sein Freund seyn; Sie haben ihn zuletzt noch vollgesäuft, und eben Sie sind Ursache an seinem

Tode.

Tode. Schweige, antworte Lully, schweige, meine liebe Frau! der Chevalier hat mich zuletzt vollgesäuft, und wenn ich wieder aufkomme, so soll er auch wieder der erste seyn, der mich vollsäuft.

XIII.

Lully verletzte sich einsmals, als er mit dem Stocke den Takt schlug, die kleine Zähe am Fuße. Diese Verletzung, die man anfänglich nicht achtete, ward endlich so gefährlich, daß ihm sein Arzt zur Ablösung der Zähe rieth. Zum Unglück verzog man mit der Operation, und der Brand zog sich allmählig im Beine weiter. Als ihn nun sein Beichtvater in so gefährlichen Umständen fand, verlangte er von ihm, daß er das, was er von seiner neuen Oper fertig hätte, ins Feuer werfen sollte, um wegen aller seiner Opern eine Reue zu zeigen, ohne welche er keine Absolution hoffen könnte. Lully that es. Der Beichtvater war kaum fort, so kam der Herzog zu ihm: Was, sagte er, du hast deine Oper ins Feuer geworfen? Bist du nicht ein Narr, daß du einem Jansenisten glaubst, der im Traume redet! Stille, Monseigneur, stille! sagte ihm Lully ins Ohr; ich wußte wohl, was ich that; ich habe noch eine Copie davon. Zum Unglück bekam er, nach diesem Scherze, heftigere Anfälle von seinem Uebel, und starb.

XIV.

Despreaux sagte zum Lully, da er mit ihm von seiner Musik sprach: Sie sind nicht allein der erste, sondern auch der einzige.

XV.

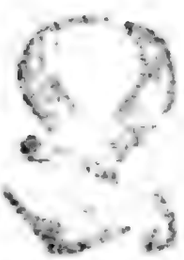
Als der Cardinal d'Etrees zu Rom war, und den Corelli wegen seiner schönen Sonaten einen Lobspruch machte, antwortete ihm dieser: Ja, Monseigneur, ich habe den Lully studirt.

Ende des ersten Theils.

Anecdoten
zur
Lebensgeschichte
berühmter
französischer, deutscher, italienischer, holländischer und anderer
Gelehrten,

Zweyter Theil.

Leipzig,
in Lankischens Buchhandlung,
1762.



Digitized by Google

Anecdoten
von berühmten
Gelehrten.

Philipp Quinaut,
geb. zu Paris 1655, gest. 1688.

I.

Die Comödianten zu Paris pflegten anfänglich die theatralischen Stücke von den Verfassern selbst zu kaufen; der Profit also, wenn ein solches Stück wohl aufgenommen ward, war gänzlich ihre. Aber dieser Gebrauch hatte auch dieses beschwerliche, daß die Comödianten öfters nicht viel für ein solches Stück gaben, weil es sich nicht selten zutrug, daß das

Publicum ihm seinen Beyfall versagte. Bisweilen trug der Name des Verfassers etwas bey, daß ein Stück theuerer bezahlt ward. Tristan also, der seinen Schüler Quinaut gern in die Höhe bringen wollte, las selbst den Comödianten das Stück, die Nebenbuhler betittelt, vor. Diese nahmen es mit großem Beyfall auf, und versprachen hundert Thaler dafür zu geben. Tristan sagte ihnen hierauf, daß das Stück nicht von ihm selber, sondern von einem jungen Menschen wäre, der Quinaut hieße, und viel Genie hätte. Die Comödianten wollten, da sie das hörten, ihr Versprechen zurück ziehen, und meynten, daß sie nicht mehr als etwan funfzig Thaler an dieses Stück wagen könnten, weil er es nicht selbst gemacht habe. Die Mühe, die sich Tristan gab, die Comödianten beym Worte zu halten, war vergebens. Endlich besann er sich auf ein Mittel, wobey weder sie, noch Quinaut, zu kurz kommen sollten; Er that nemlich den Comödianten den Vorschlag: daß sie dem Verfasser der Comödie den neunten Theil von den Einkünften einer ieden Vorstellung geben sollten, so lange das Stück hinter einander als etwas neues aufgeführt würde, und daß es hernach den Comödianten eigenthümlich gehören solle. Dieser Vorschlag ward auf beyden Seiten angenommen, und schien so sinnreich, daß die Autoren und Comödianten nach der Zeit beständig darbey blieben. Da hernach Stücke von einem und drey Aufzügen auf dem Theater eingeführt worden sind, haben sich die Verfasser und

Comödianten mit einander um den achtzehnten Theil verglichen.

II.

Triſtan beredete den Quinaut, daß er ſich zu einem Advocaten begab. Dieſer trug ihm eines Tages auf, einen ſeiner Clienten, einen Edelmann, der viel Verſtand und Verdienſte beſaß, zu ſeinem Referenten zu führen, und ihm ſeine Proceßſache aus den Acten vorlegen zu laſſen. Da nun der Referent eben nicht zugegen war, und auch erſt ſpät zu Hauſe kommen ſollte, ſo that Quinaut dem Edelmanne den Vorſchlag, daß ſie unterdeſſen mit einander in die Comödie gehen wollten. Kaum waren ſie auf dem Schauplatze angekommen, als ſo gleich die vornehmſten Männer, die ſich daſelbſt befanden, dem Quinaut um den Hals fielen, und ihm wegen ſeines vortrefflichen Stücks (der unbeſcheidene Liebhaber) das ſie zum dritten oder vierten male vorſtellen ſahen, Glück wünſchten. Der Edelmann, der über das, was er ſahe, in Verwunderung gerieth, erſtaunte noch mehr, als man die Comödie ſpielte, welche von den Logen und dem Parterre mit gleichem Beyfall aufgenommen ward. So groß ſein Erſtaunen war, ſo ward es doch noch größer, als ſie mit einander zum Referenten kamen, und er den Quinaut ihm ſeine Proceßſache mit einer unglaublichen Zierlichkeit, und mit ſo wichtigen Gründen vorſtellen hörte, daß er an dem Gewinn derſelben gar nicht mehr zweifelte.

III.

Ich habe den Quinaut als Schreiber bey einem Advocaten gesehen, sagt Menagius. Seine ersten theatralischen Stücke wurden mit solchem Beyfall aufgenommen, daß man das Schreyen über zwey Straßen hören konnte. Ein Kaufmann, der ein großer Freund der Comödien war, nöthigte ihn, daß er zu ihm ins Haus ziehen mußte. Dieser Kaufmann starb bald darauf. Quinaut nahm sich seiner Familienangelegenheiten an, heyrathete die Wittwe, und mit ihr mehr als vierzig tausend Thaler.

IV.

Quinaut, der nun ein Mann von Vermögen war, wollte auch gern eine öffentliche Bedienung haben, und kaufte sich die Stelle eines Auditeurs bey der Rechnungskammer. Man machte Schwierigkeiten, ihn aufzunehmen. Die Herren von der Rechnungskammer gaben vor, daß es einer so ehrwürdigen Gesellschaft, als die ihrige wäre, nicht zur Ehre gereiche, einen Mann unter sich zu nehmen, der Tragödien und Comödien gemacht hätte. Dieser Umstand veranlaßte folgende von einem Ungenannten herrührende Verse:

Quinaut, le plus grand des Auteurs,
Dans votre corps, Messieurs, a dessein de paroitre.
Puisqu' il a fait tant d' Auditeurs,
Pourquoi l' empechez-vous de l' etre?

„Quinaut, meine Herren, der größte „unter den Schriftstellern, sucht eine Stelle „unter ihnen: warum wollen sie ihm, der „so viel Zuhörer gemacht hat, nicht erlauben, „daß er selbst einer sey?„

V.

Nach dem Urtheile des Herrn Remond von Saint-Mard, hat Quinaut nie einen Gedanken am unrechten Orte angebracht, nie eine Empfindung mit der andern verwechselt; oder besser zu sagen, die Empfindungen haben nie eine Sprache geredet, die wahrer, und ihnen angemessener wäre. Dieses brachte ihm auch die meiste Ehre, weil die Sprache der Empfindung vielleicht weit schwerer zu treffen ist, als die Empfindung selbst.

VI.

Es ist gewiß, daß Quinaut die Lobsprüche, die er in seinen Prologen dem Könige machte, übertrieben habe. Nach der Schlacht bey Höchstädt sagte demnach ein deutscher Prinz spottweise zu einem französischen Gefangenen: Monsieur, macht man ietzt in Frankreich noch Prologen zu den Opern?

VII.

Eine gewisse Anzahl witziger Köpfe und Leute von Verdienst, die es nicht ertragen konnten, daß die Opern des Quinaut so viel Beyfall fanden, ließen sich in den Kopf kommen, sie schlecht zu finden, und um den Beyfall der Welt zu bringen.

Als sie eines Tages mit einander speiseten, umringten sie, nach geendigter Mahlzeit, mit dem Glase in der Hand, den Lully, der mit in der Gesellschaft war, setzten ihm die Gläser an die Kehle, und schrien: **Sage dich vom Quinaut los, oder es kostet dein Leben.** Dieser Scherz erregte ein großes Gelächter; aber hernach fieng man ernstlich davon zu sprechen an, und vergaß nichts, um dem Lully die Poesien des Quinaut verhaßt zu machen. Ihre List war aber vergebens, weil sie es mit einem selbst listigen und verständigen Manne zu thun hatten. Man sprach bey der Gelegenheit auch vom Perraut, und einer von den Herren sagte, es sey zu bedauern, daß er den Quinaut so hartnäckig zu vertheidigen suche; er wäre zwar ein alter Freund von ihm; aber die Freundschaft habe doch ihre Grenzen; Quinaut sey ein verächtlicher Mensch, und Perraut mache sich durch ihn zugleich verächtlich. Der Wirth vom Hause, bey dem diese Herren gespeist hatten, nahm es auf sich, dem Perraut dieses zu hinterbringen. Er that es, und Perraut bedankte sich für seine gut gemeynte Vorstellung; er fragte ihn aber zugleich, was denn diese Herren so tadelhaftes an den Opern des Quinaut fänden. Sie finden, antwortete ihm dieser, daß die Gedanken nicht edel, nicht fein und gewählt genug sind; daß der Ausdruck zu gemein, zu alltäglich, und daß überhaupt alles nur in einer gewissen Anzahl von Worten besteht, die beständig wieder vorkommen. Ey, mein Herr, antwortete ihm Perraut,

finden

finden sie nicht, daß wenn man sich nach dem Geschmack dieser Herren richten wollte, man Worte zusammen setzen würde, die sich für die Musik nicht schicken, und den Zuhörern unverständlich seyn würden? Sie wissen, daß die Stimme, so helle sie auch seyn mag, beständig etwas von dem, was sie singt, verschlingt; und daß man immer von den Gedanken und Worten einer Arie etwas verliert, so natürlich und gemein auch die Worte und Gedanken derselben sind. Was würde nicht geschehen, wenn diese Gedanken sehr fein und gesucht wären, und wenn die Worte ungewöhnlich und aus der erhabensten Poesie hergenommen wären? man würde gar nichts davon verstehen. Wenn man ein Wort singen hört, so muß die Sylbe, die man versteht, die andere, die man nicht versteht, leicht errathen lassen; eben so muß man in einer Redensart, von der man nur einige Worte gehört hat, das zu ergänzen wissen, was dem Ohr entgangen ist, und eine Rede ganz verstanden haben, die man nur halb gehört hat. Nun kann aber dieses nicht geschehen, wenn die Gedanken und Ausdrücke nicht sehr natürlich, bekannt und gebräuchlich sind. Man tadelt daher den Quinaut von einer Seite, wo er das meiste Lob verdient, daß er nemlich mit einer gewissen Anzahl gewöhnlicher Ausdrücke und sehr natürlicher Gedanken, so viel angenehme, und doch sehr von einander unterschiedene Werke hat schreiben können.

VIII.

Als Despreaux zu Versaille in die Oper gieng, sagte er zu dem Officiere, der die Plätze anwies: Setzen Sie mich auf einen Ort, wo ich die Worte nicht höre; ich liebe die Musik des Lully sehr, aber die Verse des Quinaut sind mir äußerst zuwider.

IX.

Quinaut bewarb sich um die Freundschaft des Despreaux, und besuchte ihn hernach fleißig; es geschahe aber blos, daß er Gelegenheit hätte, ihm seine Werke zu zeigen. „Er hat meine Freundschaft nur gesucht, sagte Despreaux, um mir beständig von seinen Versen, und nie von den meinigen vorzureden.„

X.

Als eine von den Tragödien des Quinaut keinen Beyfall fand, sagte er zu einem Hofmanne, daß der Schauplatz in Cappadocien sey; daß man sich in dieses Land versetzen, und den Character dieser Nation annehmen müsse. Sie haben Recht, antwortete ihm der Hofmann, ich glaube selber, daß man diese Tragödie nirgends als in diesem Lande spielen sollte.

Anton Füretiere,

geb. zu Paris, geſt. 1688.

I.

Benſerade ſetzte ſich in der Akademie auf den Platz des Füretiere, dem er nicht gut war, und ſagte: Hier ſetze ich mich auf einen Platz, wo ich eine Menge Thorheiten ſagen werde: Nun hurtig, gab ihm Füretiere zur Antwort, Sie haben ſchon einen guten Anfang gemacht.

II.

So oft ich den Füretiere ſahe, ſagt Charpentier, bat er mich, daß ich ihm nur den Tag beſtimmen ſollte, wenn ich Zeit haben würde, bey ihm zu ſpeiſen; welches aber nur ein Compliment war, das er mir eine ziemliche Zeit nach einander machte. Als ich endlich ſatt war, immer eben daſſelbe von ihm zu hören, bat ich ihn ſelbſt, daß er mir nur erſt das Jahr beſtimmen ſollte; und das hat er niemals thun mögen.

III.

Als ich einsmals mit der Poſt von Lyon zurück reiſte, ſagt Füretiere, kamen wir am a) Mardi-gras in das letzte Nachtlager. Wir waren die erſten, die da ankamen, eine Geſellſchaft von acht Perſonen, die ſich an dieſem Tage gern etwas zu gute thun wollten. Wir foderten alſo das beſte, was

was die Wirthinn hatte, aber wir konnten sie nicht darzu bringen, es uns zu geben. Es verdroß uns dieses um so viel mehr, da kein ander Wirthshaus da war. Diese Speisen hier, sagte die Wirthinn, sind für die Post, die von Paris nach Lyon fährt, und in einer oder zwo Stunden ankommen wird, zugerichtet; wir heben immer das beste für diese Post auf. Wir baten, wir schmeichelten, wir thaten böse und droheten; aber alles war vergebens, und unsere Wirthinn ließ sich durch nichts bewegen. Wir mußten an diesem Mardi-gras mit einer schlechten Mahlzeit vorlieb nehmen. Wir saßen also, und aßen, als die Post von Paris ankam; so gleich liefen wir ans Fenster, und sahen, zu unserer großen Freude, acht Mönche von dem Wagen steigen, die der Erwählung eines Generals halber, nach Rom reisten, und ihre Fasten schon seit dem Sontage angefangen hatten. Die Wirthinn bot uns nun alles an, was sie hatte, und um einen Preiß, wie wir selbst wollten; aber wir verlangten nun weiter nichts, und blieben bey unserer schlechten Mahlzeit, um sie dafür zu strafen.

a) Der Dienstag vor der Aschermittwoche; ein Tag, wo man nicht allein in Frankreich, sondern bey nahe in der ganzen Christenheit, die Zubereitungen zu einer stillen und andächtigen Fastenfeyer mit Fressen und Saufen, mit Spielen und Tanzen macht.

IV.

Füretiere pflegte zu sagen, der Erfinder der Zueignungsschriften sey ein Bettelmann gewesen.

V.

Füretiere fragte seinen Freund, der in einer schweren Krankheit für ihn gesorgt hatte, wie hoch sich seine Auslage beliefe? Dieser nahm seine Schreibtafel, und fieng an ihm vorzulesen: So viel für Fleisch zu Bouillon; so viel dem Arzte; so viel dem Chirurgus; so viel dem Apothecker; so viel dem Küster und seinem Famulus; so viel den beyden Priestern, die euch die letzte Oelung gegeben haben. „Abbe, Abbe, rief Füretiere bey „den zween letzten Artickeln aus, Sie haben mich „mit dem Sacramente zum armen Manne gemacht.„

VI.

Als Füretiere dem la Fontaine vorgeworfen hatte, daß er nicht wüßte, was bois en grume, und bois marmenteau sey, und das Gerede gieng, daß Füretiere eine gute Tracht Schläge bekommen habe; so schickte ihm la Fontaine folgendes Sinngedichte:

Toi, qui de tout as connoiſſance entiere
Ecoute, ami Furetiere:
Lorsque certaines gens,
Pour ſe vanger de tes dits outrageans,

Frap-

Frappoient ſur toi, comme ſur une enclume,
Avec un bois porté ſous le manteau;
Dis moi ſi c' etoit bois en grume,
Ou ſi c' etoit bois marmenteau?

„Du, der du von allem genaue Kenntniß „haſt, höre, Freund Füretiere: Als gewiſſe „Leute, um ſich deines loſen Mauls wegen „zu rächen, auf dich, wie auf einen Am„bos, mit einem Holze, das ſie unter dem „Mantel hatten, losſchlugen, war das „bois en grume, oder war es bois mar„menteau?„

Bois en grume iſt Zimmerholz, an welchem noch die Schaale iſt; bois marmenteau heißt hochſtämmig Holz, das zur Zierrath der Häuſer gebraucht wird. Füretiere antwortete folgender Geſtalt darauf:

Dangereux inventeur de cent vilaines fables,
Sachez, que pour livrer de mediſans aſſauts,
Si vous ne voulez pas que le coup porte à faux,
Il doit être fondé ſur les faits veritables.
Ca diſons nous tous deux nos vérités:
Il eſt du bois de plus d' une maniere,
Je n' ai jamais ſenti celui que vous citez;
Notre reſſemblance eſt entiere,
Car vous ne ſentez point celui que vous portez.

„Du gefährlicher Erfinder hundert schlech-
„ter Fabeln, wisse, daß wenn du ehrenrüh-
„rige Anfälle thun, und nicht haben willst,
„daß der Streich mißlingen soll, er sich
„auf wahre Begebenheiten gründen müsse.
„Nun, wohlan, wir wollen einander die
„Wahrheit sagen: Es giebt verschiedene
„Arten von Holz, und ich habe das Holz
„nie gefühlt, das du anführst; wir sind
„einander vollkommen ähnlich, denn du fühlst
„das Holz auch nicht, das du trägst.„

Dieser letzte Vers ist eine Anspielung auf die Liebeshändel der Madame de la Fontaine.

VII.

Despreaux tadelte sehr heftig, daß la Fontaine die Schwachheit begangen, und seine Stimme zur Ausschließung des Abts Füretiere, seines alten Freundes, aus der Akademie, gegeben hätte. Man sagte indessen zur Entschuldigung des la Fontaine, daß es seine Absicht wohl gewesen sey, dem Füretiere seine Stimme zu geben; daß er aber in der Zerstreuung eine schwarze Kugel eingelegt, und dadurch die Ausschließung verursacht habe.

VIII.

Nach dem Tode des Füretiere ward in der französischen Akademie berathschlagt, ob man dem Verstorbenen, nach der eingeführten Gewohnheit, ein Leichenbegängniß halten solle. Despreaux

gieng

gieng mit Fleiß, an dem Tage, da die Sache sollte ausgemacht werden, in die Akademie. Da er aber die meisten Mitglieder auf der verneinenden Seite fand, so trat er allein vor der Gesellschaft auf, und redete sie an: Meine Herren! wir müssen hier auf drey Dinge sehen; auf **Gott**, auf das **Publicum**, und auf die **Akademie**. In Ansehung Gottes werden wir wohlgefällig handeln, wenn wir ihm unsere Rache aufopfern, und für einen Verstorbenen beten, der es mehr als ein anderer bedürfte, wenn er auch nicht durch den Haß, den er gegen uns bezeigt hat, gesündigt hätte. In den Augen des Publici wird es uns Ehre machen, wenn wir unsern Feind nicht bis jenseits des Grabes verfolgen; und in Ansehung der Akademie, wird man die Bescheidenheit schätzen müssen, wenn sie die Beleidigungen mit Gebet vergilt, und einem Christen die Mittel nicht entzieht, die ihm die Kirche, den Zorn Gottes zu stillen, anbietet; und dieses um so viel mehr, da außer der Pflicht, für unsere Feinde zu beten, wir uns auch besonders zu einem Gesetz verpflichtet haben, welches uns für unsere Mitbrüder zu beten befiehlt.

Carl Ducange,

geb. zu Paris, gest. 1688.

I.

Man erzählt vom Herrn Ducange eine sehr sonderbare Sache. Er ließ eines Tages einige Buchhändler zu sich kommen, zeigte ihnen einen Coffre, der in einem Winkel stand, und sagte, daß darinne die Manuscripte zu einem Buche lägen, worüber er mit ihnen einen Accord machen wollte, wenn sie Lust hätten, es zu drucken. Sie nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an; als sie aber das Manuscript suchten, fanden sie nichts, als einen Haufen kleiner Zettelchen, die eines Fingers lang waren, und zerrissenem Papiere, das zu nichts zu brauchen war, ähnlich schienen. Ducange lachte über ihr Erstaunen, und versicherte sie nochmals, daß das Manuscript im Coffre läge. Als endlich einer von ihnen einige Stückchen Papier genauer ansahe, fand er etwas darauf geschrieben, das von der Hand des Herrn Ducange war. Er fand auch, daß es möglich sey, alle diese Zettel in Ordnung zu bringen, weil sie sich alle mit einem Worte anfiengen, welches dieser gelehrte Mann zu erklären suchte; man durfte also diese Papierchen nur in alphabetischer Ordnung auf einander folgen lassen. Mit diesem Schlüssel, und der Ueberzeugung von der Gelehr-

samkeit des Herrn Ducange, trug er weiter kein Bedenken, den Handel über den Coffre, und alle darinne befindliche Schätze, zu schließen. Man ward darüber eins, ohne daß noch etwas darzu gesetzt ward; und dieses ist, wie man sagt, der Ursprung des Glossarii vom Ducange.

II.

Der Jesuit, Vavassor, sagte von dem Wörterbuche des Ducange, als es heraus kam: Ich gebe mir schon seit sechzig Jahren alle Mühe, um keines von den Worten zu brauchen, die er zusammen gesucht hat. Vavassor hatte nemlich nichts als die guten lateinischen Schriftsteller gelesen.

III.

Ein Fremder, der in Frankreich herum reisete, suchte sich mit den berühmtesten Gelehrten bekannt zu machen, und fragte, wer ihm die besten Nachrichten über die alte Geschichte von Frankreich geben könnte. Man nannte ihm den Herrn Ducange. Er gieng zu ihm, und meldete ihm so gleich die Ursache seines Besuchs. Der Herr Ducange, der zu solchen Werken, wie er schrieb, nur Augen und Finger erfoderte, antwortete dem Fremden, daß er sich um die Materie, über die er ihn befragte, nie bekümmert habe. Ich weiß weiter nichts davon, sagte er, als was ich von ohngefehr behalten habe, da ich die, zur Verfertigung meines Dictionnairs der mittlern Latinität, nöthigen Schriftsteller durchgelesen habe. Gehen Sie nur zum Herrn Mabillon, der

wird

wird Ihnen in der Sache Licht geben können. Der Fremde gieng also zu diesem gelehrten Benedictiner, welcher ihm aber die Antwort gab: Man hat Sie betrogen, da man Sie an mich gewiesen hat; diese Materie ist nie der Gegenstand meiner Untersuchungen gewesen; ich weiß weiter nichts davon, als was ich in den Schriftstellern gefunden habe, die ich zur Verfertigung der Geschichte meines Ordens durchlesen mußte. Wenn Sie aber einen Mann suchen, der Ihnen darinne Genüge leisten kann, so gehen Sie nur zu dem Herrn Ducange. Eben der ist es, antwortete der Fremde, der mich zu Ihnen schickt. Er übertrifft mich, fuhr Mabillon fort; weil ich aber die Ehre habe, Sie bey mir zu sehen, so will ich Ihnen das wenige, was ich davon weiß, gern mittheilen.

IV.

Ducange war ein überaus gefälliger Mann. Er verließ gern, und zu allen Zeiten, seine Bücher, wenn ihn ein Freund besuchte. Ich studire zu meinem Vergnügen, sagte er, und nicht, um iemand damit beschwerlich zu seyn.

Remond Poisson,
gest. 1690.

I.

Poisson, sagt Füretiere, war allenthalben willkommen. Der Minister Colbert hatte eines seiner Kinder aus der Taufe gehoben, und dieses verschaffte ihm den freyen Zutritt bey diesem Minister. Eines Tages wartete er ihm mit Versen auf; und der Minister, der dergleichen lange satt und überdrüßig war, wollte sie nicht annehmen, und sagte: Ihr guten Leute, ihr seyd doch weiter zu nichts da, als uns mit dem Rauch eures Weyhrauchs beschwerlich zu fallen. Monseigneur, antwortete Poisson, ich versichere Sie, daß Ihnen dieser nicht in den Kopf steigen wird. Die Umstehenden, die die Verse des Poisson gern gehört hätten, baten darauf den Minister inständig, daß er sie doch von ihm sollte lesen lassen. Der Minister erlaubte es endlich, mit der Bedingung, daß nichts zu seinem Lobe darinne enthalten seyn müßte. Poisson fieng also an:

Ce grand Ministre de la paix,
Colbert, que la France revere,
Dont le nom ne mourra jamais - - -

„Der große Beschützer des Friedens, Col„bert, den ganz Frankreich verehrt, dessen „Name nie vergessen werden wird - - -

Poisson,

Poiſſon, ſagte der Miniſter, Sie halten mir Ihr Wort nicht, hören Sie alſo auf. Die Geſellſchaft aber bat noch weiter, und Poiſſon wußte es ſelbſt mit guter Art dahin zu bringen, daß er weiter leſen durfte:

Eh bien, tenez, c'eſt mon compere:
Fier d'un honneur ſi peu commun,
On eſt ſurpris ſi je m'étonne,
Que de deux mille emplois qu'il donne,
Mon fils n'en puiſſe obtenir un.

„Der iſt, man höre, der iſt mein Herr Ge„vatter. Stolz auf eine ſo ungemeine „Ehre, verwundert man ſich, wenn ich er„ſtaune, daß von zwey tauſend Aemtern, „die er vergiebt, mein Sohn nicht eins er„halten kann.„

Colbert gab den Augenblick dem Poiſſon für ſeinen Sohn die Bedienung eines Generalcontrolleurs des Aydes.

II.

Da Poiſſon nur Stücke von einem Actus machte, ſo nannte er ſich einen a) **fünffachen Autor.**

a) un cinquieme d'Auteur. Beſſer weiß ichs nicht zu überſetzen. Die Erklärung wird ein ieder Leſer leicht machen können, der nur weiß, daß die meiſten theatraliſchen Stücke ſonſt aus fünf Acten beſtanden.

III.

Als ich eines Tages im Buchladen war, sagt Poisson, wollte ein ehrlicher Mann den **Baron de la Carasse** kaufen, und nur drey Sous dafür geben. Der Buchhändler wieß auf mich, und sagte: Hier ist der Autor davon, welcher weiß, daß ich ihn nicht unter fünf Sous geben kann; der Band kostet zween. Den Augenblick fieng dieser Mann, so schlecht er auch gekleidet war, an, mir alle Höflichkeit zu erweisen: er nannte mich berühmt, vortrefflich, und sagte mir, daß er das größte Genie von der Welt an tausend Orten meines Werks entdeckt hätte. Mit einem Worte: er überhäufte mich so mit Lobsprüchen, daß ich ihm ein Geschenk mit dem Werke machte, das er hatte kaufen wollen.

Vielleicht fällt bey dieser Anecdote den Lesern der mächtige Trostspruch schlechter Schriftsteller, der Vers aus dem Boileau ein: Un sot trouve toûjours un plus sot qui l'admire. Und wahrhaftig, Lobsprüche schlechter Werke verdienen durch nichts anderes, als durch ein Geschenk mit den Werken selbst, belohnt zu werden.

Rene le Pays,

geb. in Bretagne 1636, gest. 1690.

I.

Dem le Pays wiederfuhr eine sehr seltsame Begebenheit, als er eine Reise nach Languedoc that. Der Prinz von Conti, der sich insgemein in dieser Provinz aufhielt, entfernte sich eines Tages von seiner Jagdgesellschaft, und kam in das Wirthshaus, in welchem le Pays war, wo er den Wirth fragte, ob niemand da wäre. Der Wirth antwortete ihm, daß ein ganz artiger Mann da sey, der in seinem Zimmer eine junge Henne zu seinem Mittagsmahl zurecht machte. Der Prinz, der gern seinen Scherz trieb, stieg herauf, und fand den le Pays über seinen Papieren, die er durchsuchte; er trat vor den Kamin, und sagte: die Henne ist gut gekocht, man muß sie nun essen. Le Pays, der den Prinzen nicht kannte, stand nicht auf, sondern antwortete: die Henne ist noch nicht gut gekocht, und sie ist auch nur für mich ganz allein bestimmt. Der Prinz fuhr fort, zu behaupten, daß sie gut sey, und le Pays, daß sie es noch nicht sey. Der Streit ward immer hitziger, bis ein Theil der Hofstatt des Prinzen ankam. Le Pays erkannte nunmehr, wen er vor sich habe, verließ seine Papiere, wollte sich ihm zu Füßen werfen, und sagte zu wiederholtenmalen: Monseigneur,

ſie iſt gut, ſie iſt gut. Der Prinz, der ſehr gütig und leutſelig war, vergnügte ſich ſehr an dieſer Begebenheit, und antwortete: Nun, weil ſie gut iſt, ſo müſſen wir ſie wohl mit einander eſſen.

Da eben dieſer Prinz an dem Kamine in dieſem Wirthshauſe folgende Verſe angeſchrieben fand:

Je m'appelle Jean Robineau
Qui bois toûjours mon vin ſans eau.

„Ich heiße Johann Robineau, und trinke „beſtändig meinen Wein ohne Waſſer.„

ſchrieb er noch hinzu:

Et moi le Prince de Conti
Qui de même le bois auſſi.

„Und ich, der Prinz von Conti, der ihn eben„falls ſo trinkt.„

II.

Man nennet ſpottweiſe den le Pays den Affen des Voiture, weil er das muntere und zärtliche dieſes Schriftſtellers in ſeinen Briefen nachzuahmen glaubte.

III.

Als le Pays den Liniere einen Narren von drey Buchſtaben (Sot) genannt hatte, gab ihm dieſer zur Antwort: Sie, mein Herr, ſind einer von tauſenden, die Sie ſelbſt geſchrieben haben.

Isaac de Benserade,

geb. in Obernormandie 1612, gest. 1691.

I.

Benserade hatte ein artiges Landhaus zu Gentilli. Da er sich für einen Menschen von vornehmer Geburt ausgab, so hatte er ein Wappen, das er sich selbst beygelegt hatte, über die Thüre machen, und eine gräfliche Krone darauf setzen lassen. Einer seiner Freunde sagte deßwegen, als er es sahe: die Poeten können Wappen machen, wie sie wollen.

II.

Isaac de Benserade war nur sieben Jahr alt, als der Bischof, der ihn firmelte, ihn fragte, ob er nicht seinen jüdischen Namen mit einem christlichern vertauschen wollte? Ich bin es zufrieden, gab er zur Antwort, wenn man mir nur eben so viel dafür giebt. Der Prälat bewunderte die witzige Antwort des Kindes, und wollte seinen Namen nun nicht ändern lassen: „Man lasse ihm „seinen Namen, sagte er, er wird ihn mit der Zeit „sehr berühmt machen.„

III.

Als der Cardinal Richelieu, der dem Benserade eine Besoldung von 600 Livres gab, ge-

ſtorben war, machte ihm der Poet folgende Grabſchrift:

Ci git, ci git par la morbleu,
Le Cardinal Richelieu:
Et ce qui cauſe mon ennui,
Ma penſion avecque lui.

„Hier liegt, hier liegt = = = der Cardi„nal Richelieu; und was mich noch betrüb„ter macht, meine Penſion mit ihm.„

IV.

Benſerade und Tallemant ſchwatzten eines Tages mit einander bey mir, ſagt Menagius. Ich merkte, daß der Abt Tallemant, wenn Benſerade redete, immer mit dem Finger nach der Stirne wieß, um zu zeigen, wo es dem andern fehle. Benſerade machte es eben ſo, wenn der Abt Tallemant ſprach. Der Herr le Clerc, der ihre Unterredung anhörte, und ihr Bezeigen darbey ſahe, ſagte endlich: Meine Herren, Sie haben alle beyde Recht.

V.

Benſerade beſuchte einen Generallieutenant, der ſich durch ſeine Thaten berühmt gemacht hatte. Er erfuhr zugleich, daß ihn eben ietzt ſein Arzt eine gezwungene Buße, wegen ſeiner Ausſchweifungen, aufgelegt habe, und ſagte zu ihm: Was! Sie ſind nicht zufrieden, ſo oft in den Zeitungen geſtanden zu haben; Sie wollen auch noch in dem Mercure galant ſtehen?

VI.

Als man den la Fontaine zu einer erledigten Stelle in der Akademie in Vorschlag brachte, setzte sich eins von den Mitgliedern heftig darwider, weil dieser Autor so freye Erzählungen geschrieben hatte: **Meine Herren**, sagte er einmal über das andere, **es fehlt Ihnen also nur ein Marot.** Benserade, der die unaufhörliche Wiederholung nicht länger anhören konnte, sagte zu ihm: **und Ihnen eine Narrenkappe** (une Marotte.)

VII.

Als sich der Cardinal Mazarin Abends einmal bey dem Könige befand, sprach er von seiner Lebensart am päbstlichen Hofe, wo er seine Jugend zugebracht hatte. Er sagte, daß er die Wissenschaften, vorzüglich aber die Poesie geliebt habe, in welcher er auch ziemlich glücklich, und eben das am römischen Hofe gewesen sey, was Benserade in Frankreich wäre. In einer Weile darnach gieng er fort. Benserade kam eine Stunde darauf, und seine Freunde erzählten ihm, was der Cardinal gesagt hatte. Sie hatten kaum ausgeredet, als Benserade, für Freuden außer sich, und ohne weiter ein Wort zu sagen, fort lief. Er eilte zum Cardinal, und pochte, so stark er konnte, an, damit ihn der Cardinal ja hören sollte. Dieser hatte sich schon zu Bette gelegt; aber Benserade betrieb es so, daß ihn der Cardinal mußte aufmachen lassen. Er warf sich

so gleich vor dem Bette Seiner Eminenz auf die Knie, und nachdem er seiner Unverschämtheit wegen tausendmal um Vergebung gebeten hatte, sprach er von dem, was er gehört hatte. Er dankte ihm mit einem unaussprechlichen Vergnügen, für die Ehre, daß er sich in Ansehung des Ruhmes, den er als Poet erhalten, mit ihm habe vergleichen wollen. Er sey von dieser Ehre so gerührt, setzte er hinzu, daß er seine Freude nicht habe zurück halten können, und daß er vor seiner Thüre des Todes gewesen wäre, wenn man ihm nicht hätte erlauben wollen, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Diese ungestüme Hitze gefiel dem Cardinal überaus wohl. Er versicherte ihn seiner Gewogenheit, und versprach ihm, daß sie nicht ohne Nutzen seyn sollte. Sechs Tage darnach gab ihm der Cardinal wirklich eine Besoldung von zwey tausend Franken, und erwieß ihm in der Folge noch andere und wichtigere Wohlthaten.

VIII.

Benserade ward von der Königinn Mutter zum Residenten bey der Königinn Christina in Schweden ernannt. Er ist aber nie nach Schweden gekommen, welches dem Scarron zu einem Scherze Gelegenheit gab, indem er einen Brief an die Gräfinn von Fiesque so unterschrieb:

L'an que le Sieur de Benserade
N'alla point à son Ambassade.

„Im

„Im Jahr, da der Herr von Benſera„de als Geſandter nicht nach Schweden „gieng.„

IX.

Benſerade ſahe eines Tages um ſieben Uhr des Morgens einen ſeiner Freunde, der Kammerdiener beym Könige war, in ſein Zimmer kommen; dieſer näherte ſich ihm mit einer ſehr ernſthaften Mine, und ſagte: Mein Herr, ich wünſchte, daß ich Ihnen beſſere Nachrichten bringen könnte, als die, die ich Ihnen wirklich bringe; aber wenigſtens will ich Sie vorbereiten, daß Sie nicht erſchrecken, und daß der Befehl Ihrer Majeſtät des Königs erfüllt werde. Benſerade erſtaunte über dieſe Rede, und glaubte, daß er zum wenigſten aus dem Reiche verwieſen werden ſollte; er unterſuchte ſchon ins geheim, was ihm wohl dieſe Ungnade könne zugezogen haben. Ach! rief er aus, es iſt gewiß iemand mit dem nicht zufrieden, was ich von ihm in meinen Ballets geſagt habe, und ſucht ſich iezt an mir zu rächen: unterdeſſen habe ich alles doch nur gethan, um dem Könige ein Vergnügen zu machen. Aber, kurz! was giebts? was verlangt man von mir? Sie müſſen, mein Herr, antwortete der andere, die drey hundert Piſtolen, die ich Ihnen bringe, annehmen, und damit zufrieden ſeyn: denn der König, der beſchloſſen hatte, Ihnen das zu ſchenken, was er geſtern Abend gewinnen würde, hat nicht

mehr als drey hundert Pistolen gewonnen, und schenkt Ihnen also auch nicht mehr.

X.

Als Benserade den Moliere beleidigt hatte, beschloß dieser, sich an ihm zu rächen. Er ließ sich daher einfallen, Verse, im Geschmack des Benserade, zum Lobe des Königs zu machen, welcher den Neptunus bey einem Feste vorstellte. Er sagte niemand, außer dem Könige, daß er der Verfasser derselben sey. Der ganze Hof fand diese Verse schön, und schrieb sie einmüthig dem Benserade zu, welcher sich auch nicht weigerte, die Complimente darüber anzunehmen. Der Admiral de Breze, der ein besonderer Patron des Benserade war, hatte eine herzliche Freude, ihn triumphiren zu sehen, und that sich so viel darauf zu gute, als ob er selbst der Verfasser der Verse gewesen wäre. Als aber Moliere den Zeitpunkt der Rache ersahe, machte er öffentlich bekannt, daß er die Verse gemacht habe. Benserade schämte sich, und sein Patron ward böse; aber seine Gesinnungen waren zu edel, als daß Moliere die Folgen seiner ersten Hitze hätte fürchten müssen.

XI.

Benserade hat die Verwandelungen des Ovids in Rondeaux gebracht. Seine Errata sind selbst ein Rondeau, in welchem er von seinem Buche ein weit besser Urtheil fällt, als er von demselben dachte:

Pour

Pour moi, parmi des fautes innombrables,
Je n'en connois que deux considérables,
Et dont je fais ma déclaration:
C'est l'entrepriſe & l'execution,
A mon avis fautes irréparables
Dans ce Volume.

„Ich meines Orts, kenne unter unzähli„gen Fehlern nur zwey, die etwas zu bedeu„ten haben, und die ich anzeigen muß: die „Unternehmung und die Ausführung, ſind „nach meiner Meynung unverbeſſerliche Feh„ler in dieſem Werke.„

Als der Autor ein Exemplar von dieſem Werke dem Herrn la Chapelle geſchickt hatte, und ihn zugleich in einem Briefe um ſein Urtheil darüber bat, ſchickte ihm dieſer folgendes Rondeau zurück:

De ces Rondeaux un livre tout nouveau,
A bien des gens n'a pas eu l'art de plaire;
Mais quant à moi, je trouve tout fort beau,
Papier, dorure, images, caractere,
Hormis les vers, qu'il falloit laiſſer faire
A la Fontaine.

„Ein Buch voll Rondeaux, wenn es „auch neu iſt, hat nicht das Glück, vielen „Leuten zu gefallen. Ich aber finde es „überall ſehr ſchön: ſchön Papier, ſchön „vergoldet, ſchöne Stöcke und Buchſta„ben; die Verſe nur ausgenommen, als

„welche

„welche man den la Fontaine sollte machen „lassen.„

XII.

Benserade machte gern bons mots; und wenn man die Wahrheit sagen will, so glückten sie ihm vortrefflich. Wir wollen nur einige zum Beweiß anführen. Ein Mann am Hofe ward für untüchtig im Ehestande gehalten, und wollte es nicht einräumen. Er begegnete dem Benserade, der ihn öfters damit aufgezogen hatte: Mein Herr, sagte er zu ihm, ob sie gleich immer ihren Spott mit mir treiben, so müssen sie doch wissen, daß meine Frau seit wenig Tagen in die Wochen gekommen ist. Ey, mein Herr, antwortete ihm Benserade, an Ihrer Frau hat noch niemand zweifeln mögen.

XIII.

Eine Dryas ist eine Waldnymphe; eine Hamadryas aber ist eine Nymphe, die in einem gewissen Baume sich aufhält. Henriette von Engeland, die Gemahlinn des Herzogs von Orleans, fragte einmal den Benserade in der Oper, was für ein Unterschied unter einer Dryas und Hamadryas sey. Der Poet, der den Unterschied nicht wußte, sahe einen Erzbischof und einen Bischof an der Loge der Prinzessinn auf sie warten, um sie aus der Oper zu begleiten, und nahm daher Gelegenheit, der Prinzessinn zu sagen, es sey eben der Unterschied als zwischen einem Bischoffe und Erzbischoffe. Man lachte über diese Vergleichung.

Ein

Ein Bischof, der gern Erzbischof gewesen wäre, wartete den folgenden Tag der Herzoginn auf, und sagte: Ich bin eine Dryas; wenn Sie aber, Madame, im Ernst befehlen, so werde ich zur Hamadryas.

XIV.

Eine Dame bat den Benserade, daß er ihr einen Reim auf Coeffe sagen sollte, und dieser antwortete ihr: Es ist mir nicht möglich, einen Reim darauf zu finden; denn alles, was zum Kopfe des Frauenzimmers gehört, hat weder Reim noch Vernunft. (n'a ni rime ni raison)

XV.

Der Herr de Mercoeur, der Vater des Herzogs von Vendome und des Großpriors, war ein ehrlicher Mann, der sich mit den Wissenschaften nicht viel zu schaffen gemacht hatte. Er ward Cardinal; und als einer von den Freunden des Benserade ihm die Nachricht brachte, daß dieser Herr in das Cardinalscollegium aufgenommen sey, antwortete er ihm: Das ist auch das erste, in welches er aufgenommen wird.

XVI.

Benserade befand sich mit einem Frauenzimmer in Gesellschaft, die eine vortreffliche Stimme zum Singen, aber einen etwas übel riechenden Athem hatte. Das Frauenzimmer sang, und man fragte den Benserade, was er davon hielte:

Die Stimme, antwortete er, ist vollkommen schön, aber die Luft taugt nichts.

XVII.

In den Stanzen, die Benserade in der Akademie vorlas, als Ludewig XIV. von seiner großen Krankheit wieder genesen war, sagt er: Der Kaufmann verläßt seinen Handel, um zu Fuße in den Tempel zu gehen; der Künstler seine Werkstatt; der Arzt seinen Kranken, und der Kranke befindet sich um so viel besser.

XVIII.

Als Benserade mit einem geschickten und vornehmen Manne im Dispüt begriffen war, brachte man diesem Herrn den Cardinalshut, (le bonnet du Cardinal.) Ey, sagte Benserade, bin ich nicht ein Narr, daß ich mich mit einem Manne herum streite, der den a) Kopf so nahe bey der Mütze hat. (si près du bonnet.)

a) So muß man es hier ausdrücken. Sonst heißt auch avoir la tête près du bonnet, kurz angebunden seyn, leicht böse werden; und in der Zweydeutigkeit dieser Redensart liegt das witzige des Einfalls.

XIX.

Herr P *** gab sich für den Verfasser eines Werks aus, das Benserade gemacht hatte. Man fragte daher den Benserade, ob er, oder jener, es wirklich geschrieben hätte? Ich habe es geschrieben, gab Benserade zur Antwort, aber es ist zu seinen Diensten.

XX.

Als der Cardinal Mazarin Picket spielte, gab er einmal dem andern falsch zu. Da sie sich darüber stritten, kam Benserade, welcher, da er den Cardinal gewaltig schreyen hörte, und alle Umstehende stillschweigen sahe, zu ihm sagte: Monseigneur, Sie haben Unrecht. Wie kannst du, antwortete ihm der Cardinal, mich verurtheilen, ehe du weißt, was es giebt? Ach, beym Henker, sagte Benserade, das Stillschweigen dieser Herren, giebt mir den deutlichsten Bericht; sie würden Ihnen zu gefallen, ärger schreyen, als Sie selbst, wenn Sie Recht hätten.

XXI.

Man sagt insgemein von einem großen Geiste, der nicht viel spricht, daß er desto mehr denke; Benserade sagt eben dieses von einem Dummkopfe.

XXII.

Benserade hatte das Hofleben satt, und begab sich nach Gentilli. In seinen Garten setzte er verschiedene Inschriften, unter andern auch folgende:

Adieu fortune, honneurs, adieu vous & les votres,
Je viens ici vous oublier.
Adieu toi-meme, amour, bien plus que tous les autres,
Difficile à congedier.

„Lebe wohl, Glück und Ehre, lebt wohl, „sammt den Eurigen, ich komme hieher, „euch zu vergessen. Du selbst, Liebe, lebe „wohl, du, von der man sich weit schwerer, „als von allen andern Dingen lossagt.„

XXIII.

Kurz vor seinem Tode scherzte Benserade noch. Er ist so gut wie tod, sagten die Aerzte, unterdessen kann man ihm noch immer Hünerbrühe fort geben. Warum Brühe? sagte Benserade, da ich a) geröstet bin.

a) puisque je suis frit. Abermals eine Zweydeutigkeit; es kann auch heißen, weil nichts mehr an mir zu erhalten, weil es aus mit mir ist.

XXIV.

Sein Character ist sehr gut in den Versen ausgedrückt, die Senecee unter sein Bildniß gemacht hat:

Ce bel esprit eut trois talens divers
Qui trouveront l'avenir peu crédule:
De plaisanter les Grands il ne fit point scrupule,
Sans qu'ils le prissent de travers.
Il fut vieux & galant sans être ridicule,
Et s'enrichit à composer des vers.

„Dieser schöne Geist hatte drey verschiedene Gaben, die die Nachkommenschaft schwerlich glauben wird: Er spottete ohne Bedenken über die Großen, und

„ohne

„ohne daß sie es übel nahmen; er war alt „und galant, ohne lächerlich zu seyn, und „ward reich durch Versemachen.„

XXV.

Despreaux sagte, Saint-Amand habe sich nach den Fehlern des Regnier, und Benserade nach den Fehlern des Voitüre gebildet.

XXVI.

Der Herzog von Angvien, der Sohn des großen Conde, beklagte das traurige Schicksal der Rondeaux des Benserade; denn, sagte er, die Rondeaux sind deutlich, vollkommen gut gereimt, und sagen das sehr wohl, was sie sagen wollen. Monseigneur, antwortete Boileau dem Prinzen, ich habe vor nicht gar langer Zeit einen Kupferstich gesehen, welcher einen furchtsamen Soldaten vorstellete, der sich von Hünern fressen läßt; unter dem Bilde standen die Verse:

Le Soldat qui craint le danger,
Aux poules se laisse manger.

„Der Soldat, der die Gefahr scheuet, läßt „sich von den Hünern fressen.„

Das ist deutlich, das ist gut gereimt, es sagt auch, was es sagen soll; und dennoch ist es so platt, als etwas auf der Welt.

Carl Düperrier,

geb. zu Aix ::: geſt. 1692.

I.

Düperrier ließ die lateiniſche Poeſie liegen, um ſich auf die franzöſiſche zu legen, in welcher er es aber ſo weit nicht brachte, als in der lateiniſchen, ob er ſich gleich den Malherbe zum Muſter genommen hatte. Die Thorheit, allen die zu ihm kamen, ſeine Verſe vorzuleſen, machte ihn unerträglich. Eines Tages begleitete er den Deſpreaux in die Kirche, und redete die ganze Meſſe durch von einer Ode, die er der franzöſiſchen Akademie, um den Preiß vom Jahre 1671 übergeben hatte. Er beſchwerte ſich zugleich über die Ungerechtigkeit, daß man einem andern den Preiß zuerkannt hätte. Kaum konnte er ſich einen Augenblick halten, als die Monſtranz in die Höhe gehoben ward; er beugte ſich gegen das Ohr des Deſpreaux, und ſchrie ziemlich laut: Sie haben geſagt, daß meine Verſe zu malherbiſch wären. Dieſer Ausdruck gab dem Deſpreaux zu folgenden Verſen Anlaß:

Gardez-vous d'imiter ce rimeur furieux,
Qui de ſes vains ecrits lecteur harmonieux,
Aborde en récitant quiconque le ſalue,
Et pourſuit de ſes vers les paſſans dans la rue:

Il n' eſt temple ſi ſaint des anges reſpecté,
Qui ſoit contre ſa Muſe un lieu de ſureté.

„Hütet euch, ienen raſenden Reimer „nachzuahmen, der als ein harmoniſcher Le„ſer ſeiner leeren Schriften, einem ieden, „der ihn beſucht, mit vorleſen entgegen „kommt, und mit ſeinen Verſen den Leuten „auf der Gaſſe nachläuft. Kein Tempel „iſt ſo heilig, und von den Engeln ſo ver„ehrt, daß er gegen ſeine Muſe einen Ort „der Sicherheit abgeben könnte.„

II.

Düperrier ſagte eines Tages: Nur die Narren können das Schöne in meinen Verſen nicht finden. Worauf ihm d' Herbelot aus den Sprüchwörtern Salomonis antwortete: Stultorum infinitus eſt numerus. Die Zahl der Narren iſt unendlich.

III.

Santeuil ſagte eines Tages zu dem Düperrier, daß er nichts von den Muſen als die Milch genöſſe. Das kann nicht ſeyn, antwortete ihm Düperrier; die Muſen ſind Jungfrauen, und haben keine Milch: Sie müßten ſie denn zu Huren gemacht haben.

Gilles Menagius,

geb. zu Angers 1613, geſt. 1692.

I.

Menagius mußte das Amt eines königlichen Advocaten zu Angers übernehmen, das ihm ſein Vater abtrat. Er behielt es aber nicht lange, und zerfiel deßwegen mit ſeinem Vater, worüber er im Scherz ſagte, daß er mit ſeinem Vater nicht wohl ſtünde, weil er ihm a) ein ſchlechtes Amt übergeben habe.

a) parce qu'il lui avoit rendu un mauvais office, heißt auch: weil er ihm einen ſchlechten Dienſt erwieſen. Beydes findet hier Statt.

II.

Menagius war kein Poet, unterdeſſen machte er doch gern Verſe. Er flickte Stücken aus alten und neuen Poeten zuſammen, wie man ihm oft vorgeworfen hat. Das luſtigſte iſt, daß er, ſo wie die Poeten ſich eine Geliebte in der Einbildung wählen, die Mademoiſelle de la Vergun, nachherige Madame de la Fayette, für ſich auserſahe. Er nannte ſie Laverna, ein Name, den die Göttinn der Diebe führte, welches zu folgenden Sinngedichte Anlaß gab:

Lesbia nulla tibi est, nulla est tibi dicta Corinna,
Carmine laudatur Cinthia nulla tuo:
Sed cum doctorum compiles scrinia vatum,
Nil mirum, si sit culta Laverna tibi.

III.

Der Herr Charpentier, sagt Menagius, besuchte mich einmal früh Morgens, da ich beschäfftigt war, und meinen Leuten befohlen hatte, daß sie niemand herein lassen sollten. Der Bediente sagte ihm, daß ich zu thun hätte, kam aber, und meldete ihn bey mir an. Ich gieng ihm sogleich entgegen, und sagte zu ihm, da er in mein Zimmer trat: Mein Herr, ein gelehrter Mann kommt einem andern gelehrten Manne nie zur ungelegenen Zeit.

IV.

Menagius hatte ein überaus glückliches Gedächtniß. Da er sich einst in einer Gesellschaft von Frauenzimmern bey der Frau von Rambouillet befand, unterhielt er sie mit allerhand artigen Dingen, die er hier und da gelesen hatte. Die Frau von Rambouillet, die es merkte, sagte daher zu ihm: Alles, was sie uns da erzählen, ist ganz artig, mein Herr; aber sagen Sie uns nun auch etwas, das Ihnen gehört.

V.

Menagius sagte, daß er das Dictionnair des Moreri nicht läse, weil er, da er ein gutes Ge-

dächtniß habe, befürchte, alle Fehler deſſelben zu behalten.

VI.

Journel wollte die Unterſuchungen (origines) des Menagius über die franzöſiſche Sprache nicht drucken, weil er darinne die Pariſer für Maulaffen ausgab. Der Verfaſſer des Buchs machte darüber folgendes Sinngedicht:

De peur d' offenſer ſa patrie
Journel mon imprimeur, digne enfans de Paris,
Ne veut rien imprimer ſur la badauderie;
Journel eſt bien de ſon pays.

„Aus Furcht, ſein Vaterland zu beleidi„gen, will Journel, mein Verleger, ein wür„diger Pariſer, nichts über die Maulaffen „drucken; Journel iſt gewiß aus ihrem „Lande.„

VII.

Man ſchickte alle Jahre ſechs fette Hüner von Mezerai dem Menagius: da man ihm nun einsmal zwey weniger ſchickte, ſchrieb er die Worte des Martials zurück: Stare aut creſcere debent munera; die Geſchenke müſſen entweder vermehrt, oder beym alten gelaſſen werden.

VIII.

Es ward bey der Königinn von Schweden von den Originibus der franzöſiſchen Sprache geſpro-

gesprochen, und die Königinn sagte: Der Herr Menagius will nicht allein wissen, woher ein Wort kommt, sondern auch wohin es geht.

IX.

Menagius wollte einen Bischoff besuchen, der sehr krank darnieder lag; man sagte ihm aber, daß eben ietzt sein Beichtvater bey ihm sey: Ich protestire wider die Absolution, gab dieser Gelehrte zur Antwort, weil er mir noch rückständige Besoldungsgelder, die ich von dem Bischofthume zu erhalten habe, zu bezahlen hat.

X.

Als ich einst, sagt Menagius, zu Mans bey dem Herrn Costar war, der offene Tafel hielt, kam der Official des Capitels, der Herr Düloir, um bey ihm zu speisen. Der Herr Costar, und ich, sprachen lange mit einander von der griechischen und lateinischen Litteratur, bis man das Essen auftrug. Der Herr Düloir, der an unserm Gespräch keinen Antheil genommen hatte, sagte so dann zu uns: Meine Herren, erlauben Sie mir, das Benedicite zu sprechen, damit man mir nicht nachsage, ich sey so lange bey Ihnen gewesen, ohne lateinisch gesprochen zu haben. Sein Verlangen war sehr billig, und er hatte den Augenblick die Erlaubniß, die er suchte. Er sagte also Benedicite, und wir antworteten dominus; er fuhr fort, nos & ea, aber das Gedächtniß verließ ihn, daß er nicht weiter konnte. Wir lachten, und setzten uns zu Tische.

XI.

Der Cardinal de Retz sagte einsmals zum Menagius: Machen Sie doch, daß ich mich ein wenig auf die Verse verstehe, damit ich wenigstens von denen, die mir gebracht werden, urtheilen kann. Mein Herr, antwortete ihm Menagius, die Sache wäre ein wenig zu langweilig; Sie haben darzu nicht Zeit. Wenn man Ihnen aber welche vorliest, so sagen Sie nur immer, daß sie nichts taugen; Sie werden sich so am wenigsten irren.

XII.

Menagius sprach viel, und ließ selten andere zum Worte kommen, wenn er sich unter Gelehrten befand. Um sich deßwegen zu entschuldigen, sagte er, daß er, wenn er zu Anjou wäre, für maulfaul gehalten würde, weil andere daselbst noch mehr sprächen, als er.

XIII.

Die Bittschrift der Dictionnaire verhinderte, daß Menagius nicht ein Mitglied der französischen Akademie ward. Der Requetmeister, Herr von Montmor, sagte daher im Scherz, daß man ihn eben dieses Stücks wegen darzu machen sollte, so wie man einen jungen Menschen, der eine Jungfrau um ihre Ehre bringt, verurtheilt, sie zu heyrathen.

XIV.

Der Generaladvocat, der Herr von Lamoignon, bat den Menagius, ihm einen Bibliothekarius zu verschaffen, der die schönen Wissenschaften studirt hätte. Menagius schlug ihm einen Advocaten vor. Nein, sagte der Herr von Lamoignon, ich mag keinen Advocaten haben, weil man glauben könnte, daß er mir meine Gerichtsreden machte.

XV.

Der Herr de Servien, sagt Menagius, wollte, noch ehe er stürbe, eine Bibliothek haben. Als er mich eines Tages rufen ließ, sagte er zu mir: Was würde man wohl sagen, wenn man in meinem Inventario keine Bibliothek fände? Ich bitte Sie daher, eine für mich auszusuchen und zu kaufen. Der Herr Rigaltius war um eben diese Zeit gestorben, und seine Bibliothek war noch nicht verkauft. Servien wollte aber nicht so viel dafür geben, als man foderte, und starb a) ohne eine Bibliothek zu hinterlassen.

a) Vielleicht eben so sanft und selig. Schade für alle Bibliotheken, wenn man sie nur wie Tapeten kauft, und an die Wände nagelt.

XVI.

Da die Werke des Menagius aus lauter hier und da zusammen gelesenen Stücken bestanden, so sagte Liniere, daß er verdient habe, an den Parnassus geführt, und daselbst, wegen der an den

Alten

Alten verübten Räubereyen, gebrandmarkt zu werden.

XVII.

Menagius, der sich von seinen Freunden verlassen, und von Leuten verfolgt sahe, denen er nichts zu Leide gethan hatte, begab sich aufs Land, um da in Ruhe zu leben. Er irrete sich aber. Es ward ihm drey Tage nach seiner Ankunft eine Taube umgebracht, und er kränkte sich darüber mehr, als über alle Beleidigungen, die ihm vorher wiederfahren waren. Er kehrte nach Paris zurück, und sagte: Weil denn der Mensch ohne Verdrießlichkeiten nicht seyn kann, so müssen sie wenigstens vernünftig seyn.

XVIII.

Menagius pflegte öfters zu sagen: Ich liebe den, der mich liebt; ich schätze den, der es verdient; und diene, wem ich kann. Eben dieses beobachtete er auch in seiner Aufführung.

XIX.

Wenige Stunden vor seinem Tode besuchte ihn sein Pfarrer, und da er ihn um Vergebung bat, wenn er, seinem Amte zu Folge, einige Fragen über die Glaubensgeheimnisse an ihn thun müßte, so gab ihm Menagius zur Antwort: O mit Vergnügen, mein Herr; in der Materie des Glaubens müssen sich die gelehrtesten nicht anders als Kinder betrachten.

XX.

Lamonoie hatte über ein Werk des Menagius einige kritiſche Anmerkungen aufgeſetzt, und folgendes Sinngedicht enthält die Urſache, weßwegen er ſie nicht herausgeben wollte:

Laiſſons en paix M. Ménage,
C' etoit un trop bon perſonnage
Pour n' être pas de ſes amis.
Souffrez qu'à ſon tour il repoſe,
Lui dont les vers & la proſe
Nous ont ſi ſouvent endormis.

„Wir wollen den Herrn Menage mit „Frieden laſſen, er war ein gar zu ehrlicher „Mann, daß man nicht ſein Freund ſeyn „ſollte. Laßt ihn, da die Reihe an ihn ge„kommen iſt, immer ruhen, ihn, deſſen „Schriften, in Verſen und in Proſa, uns ſo „oft in den Schlaf gebracht haben.„

Paul Peliſſon,

geb. zu Beziers 1624, geſt. 1693.

I.

Ich brachte ſonſt, ſagt Peliſſon, mit meinem Bruder den Herbſt immer in Gaſcogne bey dem Herrn Dübourg zu. Dieſer Edelmann beſaß bey einer großen Kenntniß der ſchönen Wiſſen-

Wissenschaften, einen so muntern und aufgeweckten Geist, daß er fast über alles, was ihm vorkam, einen Scherz vorbrachte, und zwar einen edlen und feinen Scherz, der von seinem Scharfsinn und der Würdigkeit seiner Person zeigte. Außer mir und meinem Bruder war noch sein nächster Nachbar, der Herr von Fontrailles, bey ihm. Mittlerweile kam auch ein junger Edelmann vom Hofe an; wir fragten ihn, was sich neues zutrüge, und er antwortete uns, daß er sonst nichts merkwürdiges wüßte, als daß eine Akademie von dem Cardinal Richelieu zur Verbesserung der französischen Sprache, seit einigen Jahren gestiftet wäre. Sie werden sehen, sagte der Herr Dübourg, der etwas zu lachen machen wollte, daß der Cardinal nur den Procuratoren, und andern gerichtlichen Personen, etwas neues habe aufbürden wollen, und daß diese Leute entweder besser schreiben, oder bezahlet werden müssen. Der junge Edelmann, der vielleicht gehört hatte, wie übel man von der Akademie zu Paris sprach, glaubte ganz treuherzig, daß sein Wirth in einem ähnlichen Irrthum stäke, und gab sich alle Mühe, ihn aus demselben zu ziehen, indem er ihm bewieß, daß die Verbesserung der Sprache blos auf die Poeten und Redner gienge. Da Herr Dübourg sahe, daß es etwas zu lachen gäbe, fuhr er fort, und sagte, daß der Cardinal feiner wäre, als man glaubte, und daß alles, was er seit zehn Jahren her, unternommen, anfänglich einen guten Schein, und einen sehr billigen Vorwand gehabt hätte; man werde

aber

aber schon sehen, daß es von den Rednern bis zu den Procuratoren kommen werde; daß sie für ieden Fehler eine Abbitte würden thun, oder sich durch große Geldsummen davon loskaufen müssen. Er rief darüber den Herrn de Fontrailles zum Richter an, welcher alles so bejahete, daß der junge Edelmann um so viel hartnäckiger das Gegentheil zu behaupten fortfuhr. Es ward damit ein ganzer Nachmittag hingebracht, und ich kann nie, ohne zu lachen, an den Eifer des jungen Edelmanns für die Wahrheit, und den Widerwillen denken, den er bezeugte, daß er so brave Leute in einer so irrigen Meynung sehen sollte.

II.

Das Parlament zu Paris wollte die Patentbriefe, die der französischen Akademie wegen ausgefertigt wurden, nicht annehmen. Das Parlament theilte sich in drey Partheyen. Die erste, welches die schwächste war, urtheilte vernünftig von der Sache, und fand an dieser Einrichtung nichts zu tadeln oder zu verwerfen. Die andere, die alles für verdächtig hielt, was von dem Cardinal Richelieu herrührte, befürchtete nachtheilige Folgen von dieser Stiftung. Die dritte Parthey bestand endlich aus denen, die, zu sehr wider den Cardinal oder für die Rechtsgelehrsamkeit eingenommen, über diese neue Akademie lachten und spotteten; und unter diesen fand sich einer, der, da er seine Stimme zur Enregistrirung der Patentbriefe geben sollte, sagte, daß ihm bey dieser

Gelegenheit das einfiele, was ehemals ein Kayser gethan habe, welcher, nachdem er dem Rathe alle Besorgung der öffentlichen Geschäffte entzogen hatte, ihn um Rath fragte, was er für eine Brühe an einen großen Seefisch solle machen lassen, den er geschenkt bekommen hatte.

III.

Da die französische Akademie gern ihre Geschichte, die Pelisson verfertigt hatte, und noch im Manuscripte war, in öffentlicher Versammlung sich wollte vorlesen lassen, so ward einige Tage darnach beschlossen, dem Verfasser derselben den ersten Platz zu geben, und ihm unterdessen zu erlauben, den Versammlungen beyzuwohnen, und als ein Mitglied seine Stimme zu geben; doch mit der Bedingung, daß dieser Vorzug unter keinerley Vorwande künftig einer andern Person gegeben werden sollte.

IV.

Pelisson schoß einige Jahre hindurch, nebst zwey andern akademischen Mitgliedern, den Preiß vor, den die Akademie auf ein Gedicht setzte. Nach seinem Tode gab ihn die Akademie dreymal hinter einander selbst, bis endlich der Bischof von Noyon, Clermont-Tonnere, der ein Mitglied der Akademie war, ein beständiges Capital darzu vermachte.

V.

Pelisson hatte einen Bruder, der in einem Alter von achtzehn Jahren in eine Akademie, die die Protestanten zu Castres hatten, aufgenommen ward; doch mit der Bedingung, daß er allemal zuletzt reden sollte; weil er den andern, wenn er zuerst sprach, nichts gutes zu sagen übrig ließ; da hingegen, wenn er zuletzt redete, er noch allezeit etwas gutes vorzubringen wußte, woran niemand gedacht hatte.

VI.

Als der Oberfinanzaufseher, Fouquet, ins Gefängniß gesetzt ward, mußte Pelisson, sein erster Unteraufseher, ebenfalls in die Bastille wandern. Man glaubte am besten hinter gewisse Geheimnisse zu kommen, wenn man den Pelisson ausfragte. Man stellte zu dem Ende einen plump und einfältig scheinenden Deutschen an, der aber ein listiger Kopf war, daß er sich ebenfalls als ein Gefangener in der Bastille aufführen, daselbst aber eigentlich die Rolle eines Spions spielen sollte. Pelisson kam bald darhinter, doch ließ er sich nichts merken, sondern that gegen den Deutschen freundschaftlicher als vorher; er nahm endlich den Spion so ein, daß er ihn so gar selbst zum Spion brauchte. Er unterhielt durch seine Vermittelung einen täglichen Briefwechsel mit der Mademoiselle Scudery, und spielte ihr so gar verschiedene Schriften in die Hände, die er in seinem Gefängnisse zur Vertheidigung des Herrn Fouquet

aufgesetzt hatte. Man errieth bald den Verfasser dieser Schriften, als sie öffentlich heraus kamen. So gleich wurden ihm Federn und Dinte weggenommen, und man brauchte alle Vorsicht, daß er weiter mit niemand außer seinem Gefängnisse einige Correspondenz haben sollte.

Pelisson, der sich nun mit nichts mehr beschäfftigen konnte, hatte auch niemand mehr zur Gesellschaft, als einen dummen und mürrischen Biscayer, der nichts weiter konnte, als auf der Leyer spielen. Aber auch hier fand er Gelegenheit, sich die Zeit zu vertreiben. Eine Spinne hatte ein Gewebe an dem Loche gemacht, durch welches der Tag ins Gefängniß fiel. Diese Spinne suchte er zahm zu machen, indem er Fliegen fieng, und in das Loch legte, da unterdessen sein Biscayer auf der Leyer spielte. Nach und nach gewöhnte sich die Spinne an den Klang des Instruments, daß sie aus ihrer Höhle heraus kam, und nach dem Raube lief, den man ihr hinlegte. Da er sie also immer mit einerley Melodie rufte, und den Raub immer weiter zurück legte, so brachte er es endlich nach einigen Monaten dahin, daß die Spinne den Augenblick auf das gegebene Zeichen hervor kam, und bis an das andere Ende des Gefängnisses, ja selbst bis auf das Knie des Gefangenen nach einer Fliege lief.

VII.

Die Blattern hatten den Pelisson so übel zugerichtet, daß die Frau von Sevigne sagt, er miß-

mißbrauche die Erlaubniß, die die Mannsperſonen haben, heßlich zu ſeyn.

VIII.

Alle Welt hat von der Begebenheit gehört, die Peliſſon ſeiner Heßlichkeit wegen hatte. Ein ſchönes Frauenzimmer nahm ihn einſt auf freyer Gaſſe bey der Hand, und führte ihn in ein nahe gelegenes Haus. Das Frauenzimmer war zu ſchön, als daß er nicht gern mit ihr gegangen wäre, und er bildete ſich nicht ein, daß dieſe Begebenheit einen unangenehmen Ausgang haben könnte. Die Dame ſtellte ihn dem Herrn im Hauſe vor, und ſagte: **Zug für Zug wie dieſer da.** Hierauf verließ ſie den Peliſſon, und gieng fort. Peliſſon hatte ſich kaum von ſeinem Erſtaunen erholt, als er den Wirth fragte, was denn das zu bedeuten hätte, welcher, nachdem er ihn um Vergebung gebeten hatte, ihm ſagte, daß er ein Mahler ſey. Ich habe, fuhr er fort, dieſer Dame die Verſuchung des Heylandes in der Wüſten malen ſollen; und da wir uns eine Stunde lang über die Geſtalt des Teufels geſtritten hatten, ſo kommt ſie und ſagt, daß ich ihn nur Ihnen ähnlich machen ſollte.

IX.

Peliſſon war eben im Begriff, den Calvinismus abzuſchwören, als der Herzog von Montauſier zur Mademoiſelle de Scudery im Namen des Königs ſagte, daß wenn Peliſſon zur katholiſchen

Kirche überträte, er so gleich Lehrmeister des Dauphins und Präsident zu Mortier werden sollte. Ein dritter, der es mit anhörte, lief geschwind, und brachte die Nachricht dem Pelisson, welcher seinen Uebergang zur römischen Kirche noch eine gute Weile aufschob.

X.

Pelisson feyerte alle Jahre den Tag, an welchem er zur Kirche übergetreten war; desgleichen auch den, da er aus der Bastille gekommen war.

XI.

Dem Pelisson war aufgetragen worden, die Geschichte des Königs zu schreiben. Eine gewisse Hofdame, die von diesem Prinzen eine Befreyung von der Fleischsteuer erhalten hatte, um welche sie Pelisson wieder brachte, rächete sich an ihm, indem sie den Racine und Boileau an seine Stelle brachte.

XII.

Ludewig XIV. hatte wegen der Beleidigung, die seinem Gesandten zu Rom wiederfahren war, verlangt, daß man eine Pyramide, worauf die ihm geleistete Genugthuung mit goldenen Buchstaben eingegraben wäre, aufrichten, hernach aber wieder umwerfen sollte. Pelisson sagt darüber: Die aufgerichtete und wieder umgeworfene Pyramide, wird doppelt berühmt in der Geschichte seyn: als ein Denkmaal der Rache eines großen Königs, und auch als ein Denkmaal seiner Mäßigung.

XIII. Der

XIII.

Der Minister Morus, der ein lateinisches Gedicht der Republik Venedig zu Ehren verfertigt hatte, bekam dafür eine prächtige goldene Kette zum Geschenk. Er vermachte dieselbe in seinem Testamente dem Pelisson, als dem ehrlichsten Manne, den er gekannt hätte.

XIV.

Da Pelisson starb, ohne die Sacramente empfangen zu haben, da er doch als ein frommer Mann gelebt hatte, so machte Liniere folgendes Sinngedicht:

Je ne jugerai de ma vie
D'un homme avant qu'il soit éteint;
Pelisson est mort en impie,
Et la Fontaine comme un saint.

„Ich will mich hüten, von einem Menschen vor seinem Tode ein Urtheil zu fällen: Pelisson ist gestorben wie ein Gottloser, und la Fontaine wie ein Heiliger.“

Maria Magdalena Pioche de Lavergne,

Marquise de la Fayette,

geb. = = = = gest. 1693.

I.

Die Frau de la Fayette, die unter allen Frauenzimmern in Frankreich die geistreichste Person war, und sehr schön schrieb, verglich einen schlechten Uebersetzer mit einem Bedienten, den sein Herr schickt, um iemand ein Compliment auszurichten; er sagt das plump und kauderwelsch her, was ihm sein Herr artig und deutlich vorgesagt hatte, und ie feiner das Compliment eingerichtet war, desto abgeschmackter richtet er es aus.

II.

Die Frau de la Fayette sagte, als sie 29 Jahr alt war: Ich zähle noch in zwanzig.

III.

Ich habe von der Frau de la Fayette erzählen hören, sagt der Abt Saint-Pierre, daß Racine in einer Gesellschaft behauptet habe, ein guter Poet könne große Verbrechen entschuldigen, und Mitleiden gegen Missethäter zu erregen suchen. Er setzte hinzu, daß man nur genug Fruchtbarkeit,

Zärt-

Zärtlichkeit und Richtigkeit des Verstandes haben dürfe, um die Laster der Medea, oder das Verbrechen der Phädra so vorzustellen, daß sie den Zuschauern ein angenehmes Schauspiel abgäben, und ihnen Mitleid gegen diese Lasterhaften einflößten. Da die Anwesenden ihm die Möglichkeit davon streitig machen, und seine unerhörte Meynung lächerlich machen wollten, so setzte er sich vor, die Begebenheit der Phädra selbst auszuarbeiten; welches er so glücklich that, daß die Zuschauer mehr Mitleid gegen die strafbare, als gegen den tugendhaften Hypolitus empfinden.

IV.

Man hat, sagte die Frau de la Fayette, für die Frauenzimmer zu Saint-Cyr, den Herrn Racine, den besten Poeten unserer Zeit, eine Comödie verfertigen lassen; man hat ihn von der Poesie, wo er unnachahmlich war, zu seinem Unglück, und zum Unglück derer, die eine gute Comödie zu schätzen wissen, abgezogen, um einen sehr nachahmlichen Geschichtschreiber aus ihm zu machen.

V.

Der Herr von Rochefoucauld, der ein sehr tugendhafter Mann geworden war, hatte sich in seiner Jugend zu allen Ausschweifungen verleiten lassen, die damals am Hofe regierten. Die Frau de la Fayette sagte daher: **Der Herr von Rochefoucauld hat meinen Verstand, und ich habe sein Herz verbessert.**

VI.

Die Frau de la Fayette hatte seit drey Monaten lateinisch gelernt, und wußte mehr, wie Segrais sagt, als ihre Lehrmeister, der Herr Menage und der Pater Rapin. Im Erklären geriethen sie einmal über eine Stelle in Streit, und die Frau de la Fayette zeigte ihnen, daß sie alle beyde die Stelle nicht recht verstünden, und gab ihnen selbst die wahre Erklärung davon.

VII.

Die Frau de la Fayette sagte zum Herrn Segrais, daß unter allen Lobeserhebungen, die man ihr gemacht, ihr nichts so sehr gefallen hätte, als zwey Stücke: daß nämlich ihre Urtheilungskraft ihren Witz überträfe, und daß sie in allen Dingen auf das wahre käme. Der Herr von Rochefoucault sagt daher, daß sie selbst **wahr** sey; eine Art sich auszudrücken, die ihm eigen ist, und Beyfall gefunden hat.

VIII.

Es ist genug, wenn man nur ist. Die Frau de la Fayette wollte damit sagen, daß man, um glücklich zu seyn, ohne Leidenschaften, wenigstens ohne heftige Leidenschaften seyn müsse.

IX.

Sie pflegte auch öfters zu sagen, daß eine Periode, die man von einem Werke abreißt a) einen Luis d'or, und ein einzelnes Wort zwanzig Sous werth sey.

a) une

a) une periode retranchée d'un ouvrage, soll vielleicht eine Periode bedeuten, die man aus einem andern Werke abschreibt; und da möchte wohl mancher über seiner Autorschaft zum armen Manne werden. Ich weiß einen gewissen zierlichen Franzosen, dem man nach dem bekannten Cours complet de la langue françoise, einen wichtigen Tribut auflegen könnte. Wenn der ehrliche Mann fein demüthig gestanden hätte: Meine Herren, ich habe, an statt so viel Grammairen zu Rathe zu ziehen, eine einzige blos übersetzt, so würde man ihm weiter nicht viel anhaben können.

X.

Zaide, die unter dem Namen des Segrais heraus kam, ist von der Frau de la Fayette und dem Herrn de Rochefoucault. Sie hatten auch Antheil an der Prinzessinn von Cleve, an welcher Segrais ebenfalls arbeitete.

Rogerius de Rabütin Graf von Büssi,

geb. in Bourgogne 1622, gest. 1693.

I.

Als sich ein gewisser beschwerte, daß der Cardinal Mazarin seine Geschenke nicht mit guter Art gäbe, antwortete der Graf von Büssi, daß man sich mit Unrecht beschwere, und daß man mit diesem Minister um so viel besser daran sey,

als

als mit andern; denn indem er nicht mit guter Art etwas weg zu schenken wisse, so sey man auch nicht verbunden, ihm Erkenntlichkeit dagegen zu bezeugen.

II.

Der Graf von Büssi Rabütin hatte ein kleines Büchelgen sehr prächtig wie ein Gebetbuch einbinden lassen, in welches er, an statt der Bilder, die man sonst in die Gebetbücher legt, kleine Gemälde in Mignatur von einigen Männern am Hofe, deren Weiber ihrer Galanterien wegen im Gerede waren, legte. Unter iedes Bild hatte er eine kleine Rede, in der Form eines Gebets, das sich zu dem Umstande schickte, gesetzt, und er war in der Folge der erste, der diesen Einfall nicht billigte. Er hatte zu gleicher Zeit auch die Histoire amoureuse des Gaules geschrieben, in welcher er auf eine sehr satyrische Weise die Liebesbegebenheiten der vornehmsten Personen am Hofe erzählte.

III.

Man schlug dem Grafen von Büssi eine Person zur Heyrath vor, deren Stand und Schönheit ihm sehr in die Augen fiel; es kam nur noch auf ihr Vermögen an, und man brachte dabey die Erbfolge eines jungen Frauenzimmers, die im Kloster sich befände, und ohnfehlbar eine Nonne werden würde, mit in Rechnung. Das artigste dabey ist, daß der Graf von Büssi drey Monate hernach eben diese vorgegebene Nonne heyrathete.

IV. Die

IV.

Die Mademoiselle Scudery schrieb an den Grafen von Büssi: Ihre Tochter hat so viel Verstand, als ob sie alle Tage bey Ihnen wäre, und ist so sittsam, als ob sie ihren Vater nie gesehen hätte.

V.

Als der Graf von Büssi einst in das Narrenspital gieng, traf er auf dem Hofe einen Menschen an, der ihm vernünftiger als die andern schien, und welchen er um die Thorheiten der Leute befragte, die hier beysammen waren. Wahrhaftig, mein Herr, antwortete ihm dieser, die Ursache, warum wir hier sind, ist sehr geringe: Man hält uns für närrisch, weil wir geringe Leute sind; wenn wir reich und vornehm wären, so würde man sagen, wir würden von Blähungen geplagt, und ließe uns laufen, wo wir hin wollten.

VI.

Als der Graf von Büssi das Fort Villars in Roussillon angriff, das von funfzig Spaniern vertheidigt ward, schrie der Commendant des Platzes, Dom Rodrigues, mit kläglicher Stimme: Ach armer König Philipp! gleich als ob der König von Spanien seine Krone verlohren hätte, da er das Fort Villars verlohr.

VII.

Martial sagt: quidquid ames cupias non placuisse nimis. Pelisson hat es folgender Gestalt übersetzt:

Voulez-

Voulez-vous être heureux, ſoûhaitez en aimant
Que ce que vous aimez ne ſoit trop aimable.

„Wenn ihr in der Liebe glücklich ſeyn „wollet, ſo wünſchet, daß eure Geliebte nicht „gar zu liebenswürdig ſey.„

Der Graf von Büſſi gab dieſen Gedanken für falſch aus, weil ein ieder Liebhaber wünſcht, daß der Gegenſtand ſeiner Liebe vollkommen liebenswürdig ſeyn möge. Peliſſon behauptete das Gegentheil, und dieſes verurſachte einen ziemlich lebhaften Streit zwiſchen beyden großen Schriftſtellern.

IX.

Der König gab dem Grafen von Büſſi Erlaubniß, an ſeiner Geſchichte zu arbeiten. Dieſer Herr übergab einige Zeit darnach dem Könige eine Bittſchrift, in welcher er um eine Beſoldung anhielt. Dem Könige aber und dem ganzen Hofe mißfiel dieſe Bitte. Büſſi, der ſich deßwegen ſchämte, übergab dem Könige ein neues Bittſchreiben, welches er aber nicht anders als auf großes Zureden las. Der Inhalt deſſelben war, daß er einen unverzeihlichen Fehler begangen habe, da er bey Seiner Majeſtät um eine Beſoldung angehalten hätte, und daß, wenn dieſelben geneigt geweſen wären, ſie ihm zu geben, er itzt bäte, es nicht zu thun. Dieſe Wendung, die ganz etwas neues war, gefiel dem Könige.

X. Man

X.

Man ſagte, daß der Graf von Büſſi viel Genie habe; es koſtet ihm zu viel, ſagte der Herr de la Cheſnaye, ich will es nie in dem Laden kaufen, wo er es gekauft hat.

XI.

Man hat auf den Büſſi-Rabutin den Vers des Ovids gedeutet:

Ingenio perii qui miſer ipſe meo.

Antoinette de la Garde Deshoulieres,

geb. zu Paris 1638, geſt. 1694.

I.

Madame Deshoulieres lernte die Kunſt Verſe zu machen vom Henault, der durch das Sonnet auf eine unzeitige Geburt bekannt iſt:

Toi, qui meurs avant que de naitre
Aſſemblage confus du néant & de l'être,
Triſte avorton, informe enfant,
Rebut du néant & de l'être.

Toi, que l'amour fit par un crime,
Et que l'honneur defait par un crime à ſon tour;
Funeſte ouvrage de l'amour,
De l'honneur funeſte victime.

Laiſſe

Laisse moi calmer mon ennui,
Et du fond du néant, où tu rentre aujourd'hui,
Ne trouble point l'horreur dont ma faute est punie.

Deux tirans opposés ont decidé ton sort:
L'amour malgré l'honneur t'a fait donner la vie,
L'honneur malgré l'amour t'a fait donner la mort.

Verschiedene Ursachen haben mich bewogen dieses Sonnet unübersetzt zu lassen; ich läugne nicht, daß die Schwierigkeit, es gut zu übersetzen, eine von denselben ist. Das einzige will ich dabey erinnern, daß das Wort avorton in dem Sonnet auf eine doppelte Weise eine unzeitige Geburth bedeute; de cæteris alii.

II.

Als Madame Deshoulieres eine gute Freundinn auf dem Lande besuchte, sagte man ihr, daß in einem gewissen Zimmer des Schlosses sich alle Nächte ein Gespenst sehen ließe, und daß schon seit langer Zeit niemand dasselbe bewohne. Da sie aber nicht abergläubisch war, so kam ihr die Neugier an, ob sie gleich damals schwanger war, zu sehen, was es wäre, und wollte durchaus in diesem Zimmer schlafen. Es war für eine junge und liebenswürdige Dame allerdings eine bedenkliche Verwegenheit. Um Mitternacht hörte sie ihre Thüre öfnen. Sie redete das Gespenst an, aber

aber es antwortete nicht; es gieng mit schwerem Schritt hin und her, und stieß große Seufzer aus; es warf einen Tisch, der am Bette stand, um, und riß die Vorhänge des Bettes mit Gewalt auf. Einen Augenblick darnach ward der Guevidon, der hinter dem Bette stand, umgeworfen, und das Gespenst näherte sich der Dame. Sie, die sich dieses wenig anfechten ließ, streckte beyde Hände aus, um zu sehen, ob es eine Gestalt hätte, die sich fühlen ließe. Indem sie so darnach griff, erhaschte sie es bey den Ohren, ohne daß das Gespenst sich wehrte. Diese Ohren waren lang und haaricht, und brachten sie auf mancherley Gedanken. Sie hätte gern den ganzen Körper befühlt, aber aus Furcht, daß ihr das Gespenst entwischen möchte, wollte sie keine Hand zurück ziehen; sie blieb also in dieser unbequemen Lage bis der Tag anbrach. Endlich sahe sie, da es Tag ward, von wem so viel Lärm herkam, und fand, daß es ein großer Hund war, der niemand nichts that, sondern nicht gern unter freyem Himmel schlafen mochte, und sich daher in dieses Zimmer gewöhnt hatte, von welchem die Thüre nicht verschlossen war. Den folgenden Tag lachte sie die Einwohner im Schlosse wegen ihrer Furchtsamkeit aus, und diese erstaunten über ihre Unerschrockenheit.

Anton Arnauld,

geb. zu Paris 1612, geſt. 1694.

I.

Arnauld war noch ein Kind, als er einsmals von dem Cardinal Perron, in deſſen Cabinet er war, ſich eine Feder ausbat. Der Cardinal fragte ihn, was er damit machen wolle: ich will, antwortete ihm der junge Arnauld, wie Sie, wider die Hugenotten ſchreiben. Ha! das iſt mir lieb, ſagte der Cardinal zu ihm; denn ich bin nun alt, und werde bald ſterben; ich habe wohl einen Subſtituten nöthig. Da iſt die Feder, mit welcher ich wider den König von Engeland geſchrieben habe; ich gebe ſie dir, ſo wie der Hirt Damöt beym Virgil ſeine Flöte und ſeine Schalmey dem kleinen Corydon gab:

Eſt mihi diſparibus ſeptem compacta cicutis,
Fiſtula, Damœtas dono mihi quam dedit olim,
Et dixit moriens, te nunc habet iſta ſecundum.

II.

Als der Herr Arnauld Licentiat war, diſputirte er über den curſum philoſophicum. Man focht einige ſeiner Sätze an, und er geſtand, daß ſein Opponente Recht habe, und daß er künftig ſeiner Meynung folgen werde. Iſt dieſes vielleicht das einzige Beyſpiel?

III. Ar-

III.

Arnauld widerlegte das, was Dübois, der gewissermaßen sein Schüler war, über die Kanzelberedsamkeit geschrieben hatte. Es sagte daher ein gewisser witziger Kopf, daß wenn Dübois nicht schon gestorben wäre, er darüber ganz gewiß sterben würde.

IV.

Als Arnauld eine Menge Bestätigungen über die Transubstantiation und wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heil. Abendmahl, von den orientalischen Bischöffen eingeholt hatte, sagte Herr Gaudin, daß er den Herrn Claude aus dem Orient vertrieben habe. (qu' il avoit desorienté M. Claude.)

V.

Der Prediger, Claude, warf dem Herrn Arnauld vor, daß er sich sehr grob irre. Es ist gewiß, antwortete ihm der Doctor, daß einer von uns beyden in einem groben Irrthum steckt: Sie, wenn ich Recht habe; und ich, wenn Ihr Vorwurf gegründet ist. Weiter wollen wir es nicht untersuchen.

VI.

Die Frau von Sevigne redet von einem Schriftsteller, der beweisen wollte, daß in dem Buche von der öftern Genießung des Abendmahls, auf zwey und dreyßig Ketzereyen stünden. Im Anfange seines Werks sagt er: wie wir unten

beweisen werden; und am Ende heißt es immer: wie wir oben bewiesen haben, ohne daß weder oben noch unten das geringste einem Beweise ähnliches vorkommt.

VII.

Man sagte dem Despreaux, daß der König den Herrn Arnauld aufsuchen ließe, um ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Der König, gab dieser zur Antwort, ist zu glücklich, um ihn zu finden.

VIII.

Der Herr Arnauld, der sich gewisser Religionsmeynungen wegen verbergen mußte, nahm seine Zuflucht in das Haus des Longueville, und man nahm ihn unter der Bedingung auf, daß er nicht anders, als weltlich gekleidet, mit einer grossen Perüque, und den Degen an der Seite, gehen sollte. Er ward hier vom Fieber befallen, und die Frau von Longueville ließ den Arzt Brayer kommen, gab den Kranken für einen Edelmann aus, dessen sie sich besonders annähme, und seit kurzem in ihr Haus genommen hätte. Brayer begab sich also zu dem Kranken, welcher, nachdem sie genug vom Fieber gesprochen hatten, ihn fragte, ob er nichts Neues wisse. Man spricht, antwortete ihm Brayer, von einem neuen Buche aus dem Portroyal, das entweder Herr Arnauld, oder Herr de Sacy geschrieben haben soll; aber ich glaube nicht, daß es vom Herrn de Sacy ist: er schreibt nicht so gut. Bey diesen Worten vergaß

Arnauld

Arnauld seinen bunten Rock, seine Perüque und Degen, und fuhr auf: Was wollen sie sagen? Mein Enkel schreibt besser, als ich. Brayer sahe den Kranken ins Gesicht, fieng an zu lachen, und sagte, da er wieder zur Frau von Longueville kam: die Krankheit des Edelmanns hat nicht viel zu bedeuten; ich rathe Ihnen aber, niemand zu ihm zu lassen, und ihm das Reden zu verbieten. Die Frau de Longueville, die gar wohl wußte, was für unvorsichtige Reden dem Herrn Arnauld und Nicole bisweilen entwischten, sagte, daß sie ein Geheimniß lieber einer Plaudertasche, als ihm, anvertrauen wollte.

IX.

Kaum hatte sich der Herr Arnauld nach Brüssel geflüchtet, als ihm der Marquis de Grana seines Schutzes versichern ließ, und ein groß Verlangen bezeugte, einen Mann kennen zu lernen, dessen Ruf ganz Europa erfüllete. Der Herr Arnauld nahm die versprochene Beschützung an; bat aber, daß man ihn in seiner Dunkelheit lassen, und nicht nöthigen sollte, einem Gouverneur der spanischen Niederlande aufzuwarten, weil zu der Zeit Spanien mit Frankreich im Kriege begriffen war. Der Marquis de Grana fand nichts an dieser Bedenklichkeit zu tadeln.

X.

Als der Herr Arnauld in seinem Alter in eine Mattigkeit verfiel, die seine Freunde für gefährlich hielten, durften sie ihm nur, wenn sie ihn er-

muntern wollten, zurufen, daß die Franzosen geschlagen wären, oder daß der König die Belagerung vor einer Festung aufgehoben hätte. Es erwachte alsdann seine ganze natürliche Lebhaftigkeit, um sie zu widerlegen, und zu behaupten, daß diese Nachricht gar nicht wahr seyn könnte.

XI.

Nachdem der Herr Arnauld sein Leben in einem fremden Lande ziemlich ruhig beschlossen hatte, wollten die Nonnen zu Portroyal des Champs, die ihn nach seinem Tode eben so sehr schätzten, als in seinem Leben, sein Herz gern in ihrer Kirche haben; ein Trost, den man ihnen nicht abschlug. Sie holten es also mit solchen Entzückungen ab, die man sich leicht vorstellen kann, und setzten es an den ehrwürdigsten Ort, den sie finden konnten.

Als dem Herze nun sein Platz angewiesen war, so kam es noch auf ein Epitaphium an. Man wandte sich an den Herrn Santeuil, der dazumal im Besitz war, Epitaphia für die ganze Welt zu machen. Da die Sache ein wenig kützlich war, so glaubten die Nonnen, daß sie den Poeten erst zu ihrem Vortheil einnehmen müßten. Sie liessen ihn demnach einige Tage in ihrem Kloster zubringen, und erwiesen ihm so viel Gefälligkeiten, daß er ihnen nichts abschlagen konnte, was sie ihn baten. Er verfertigte ihnen also folgende Verse:

Ad ſanctas rediit ſedes ejectus & exul
Hoſte triumphato. Tot tempeſtatibus actus,
Hoc portu in placido, ſacra hac tellure quieſcit,
Arnaldus, veri defenſor, & arbiter æqui.
Illius oſſa memor ſibi vindicet extera tellus;
Huc cœleſtis amor rapidis cor transtulit alis,
Cor numquam avulſum, nec amatis ſedibus abſens.

Der Herr de la Femas hat dieſes Epitaphium folgender Geſtalt überſetzt:

Enfin après un long orage,
Arnauld revient en ces ſaints lieux;
Il eſt au port malgré les envieux,
Qui croyoient qu'il feroit naufrage.
Ce martyr de la vérité,
Fut banni, fut perſecuté,
Et mourut en terre etrangere:
Heureuſe de ſon corps d'etre dépoſitaire.
Mais ſon cœur toûjours ferme & toûjours innocent,
Fut porté par l'amour, à qui tout eſt poſſible, a)
Dans cette rétraite paiſible
D'ou jamais il ne fut abſent.

„Von einem langen Ungewitter herum„getrieben, gelangt endlich Arnauld zu den „Wohnungen des Himmels; er hat den „Hafen erreicht, troz ſeiner Feinde, die ſeinen

„Schiffbruch voraus zu sehen glaubten. „Dieser Märtyrer der Wahrheit ward ver„folgt, ward verbannt, und starb in einem „fremden Lande, welches sich glücklich schätzt, „seinen Leichnam zu besitzen. Aber sein „stets standhaftes und unschuldiges Herz „ward von der Liebe, der alles möglich ist, „in diese stille Einsamkeit gebracht, in wel„cher es zuvor schon immer gegenwärtig „war „

a) rapidis alis, auf schnellen Flügeln, steht im lateinischen. Der französische Uebersetzer hat diesen Ausdruck blos des Reims wegen mit à qui tout est possible verwechselt.

XII.

Ein anderes Epitaphium des Herrn Arnauld:

Quand Arnauld par un sort qui n' épargne personne,
Vit qu'il falloit enfin quitter ce monde-ci,
Il regarda la mort d'un oeil ferme & ravi,
Le ciel, dit-il, me doit une couronne;
Voici le moment qui la donne;
Il doit faire ma joie & non pas mon souci.
Je meurs en paix & sans inquiétude
Sur le sujet de ma béatitude.
Arnauld n' eut pas sitôt quitté la terre,
Qu'au Paradis ce nouveau Saint vola.
A la porte il se présenta:
Que voulez-vous? lui dit Saint Pierre.

Arnauld

Arnauld repond d'un ton reſpectueux:
Sacré portier des bienheureux
Je viens vous demander partage
Au céleſte Héritage,
Ou toûjours ont tendu mes voeux.
Qui, moi? Hélas! Je ne puis rien moi-même;
Lui dit Saint Pierre, & n'ai l'autorité ſuprême
D'ouvrir ou de fermer la porte à qui je veux.
Sur cette affaire il faut aſſembler les Apôtres,
Je n'ai rien que ma voix ainſi que tous les autres:
Vous l'avez dit, je n'ai rien que cela,
De ce ſaint lieu l'entrée eſt difficile;
Nous aſſemblerons un Concile,
En attendant demeurez-là.

„Als Arnauld, dem allen unvermeidli-
„chen Verhängniſſe zu Folge, dieſe Welt
„verlaſſen ſollte, ſahe er den Tod mit getro-
„ſten und lächelnden Augen an. Der
„Himmel, ſagte er, hat mir eine Krone be-
„reitet, und dieß iſt der Augenblick, da er
„mir ſie geben will. Ich muß über den
„Anblick deſſelben nicht erſchrecken, ſondern
„mich freuen. Ich ſterbe ruhig, und bin
„meiner Seligkeit wegen in keinen Sorgen.

„Kaum hatte Arnauld diese Erde verlassen, „als er, als ein neuer Heiliger, so gleich nach „dem Paradiese zueilte. Er kam an der „Thüre desselben an, und der heilige Petrus „fragte ihn, was er wollte? Arnauld ant„wortete in einem ehrerbietigen Tone: Hei„liger Thürsteher der Seligen, ich komme, „dich zu bitten, daß du mich an dem himm„lischen Erbe, wornach meine Wünsche stets „gerichtet gewesen, Theil nehmen lassest. „Wer? ich? antwortete der heil. Petrus, „ach; ich kann für mich allein nichts thun, „und darf die Thüre nicht, wie ich will, „auf oder zu thun. Die ganzen Apostel „müssen zusammen gerufen werden, und da „gebe ich nur, wie ein anderer, meine Stim„me. Du hast es ja selbst behauptet, daß „ich weiter kein Vorrecht habe. Nun, ich „will ein Concilium zusammen berufen: „unterdessen warte du hier.„

Johann Barbier d'Aucour,

geb. zu Langres, gest. 1694.

I.

Die Jesuiten zu Paris stellen alle Jahre in ihrer Collegialkirche, an einem gewissen Tage, auf einem darzu aufgerichtetem Theater, einige räth-

räthselhafte Gemälde auf, welche sie von ihren Schülern erklären lassen. Es muß dabey alles lateinisch geredet werden. Nun trug es sich im Jahr 1663 zu, daß sich d'Aucour mit unter gemengt hatte, und einige ungeziemende Ausdrücke laufen ließ. Der Jesuit, der dieser Uebung vorstand, gab ihm einen Verweiß, und vermahnte ihn, an einem heiligen Orte nicht so unbedachtsam zu reden; d'Aucour fuhr geschwinde mit der Antwort heraus: Si locus est sacrus, quare exponitis. Die Schüler, die als eben so viel Echos seinen Barbarismum wiederholten, ließen ihn nicht ausreden. Er ward ausgelacht, und behielt den Beynamen Advocatus sacrus. Der Haß, den er daher gegen die Jesuiten faßte, brachte ihn endlich so weit, daß er eine Critik a) über die Unterredungen Arists und Eugens vom Pater Bouhours schrieb.

a) Ich weiß nicht, ob das eben die Critik ist, die wir unter dem Titel: Sentimens de Cléante haben, und welche Herr Formey in seiner Bibliotheque choisie, eine der feinsten Critiken nennt, die iemals sind gemacht worden.

II.

Die Deputirten der Akademie, die den d'Aucour in seiner letzten Krankheit besuchten, wurden gerührt, als sie ihn so schlecht logirt sahen. Mein Trost, sagte er zu ihnen, mein sehr großer Trost ist, daß ich keinen Erben meines Elends hinterlasse. Der Abt Choisi, der einer von den Abgeschickten

schickten war, sagte darauf zu ihm: **Sie hinterlassen einen Namen, der nicht sterben wird.** Ach, antwortete d'Aucour, dieser Gedanke hat für mich nichts schmeichelhaftes: wenn auch meine Schriften einen gewissen Werth haben sollten, so habe ich doch in der Wahl der Materien mich vergangen. Ich habe lauter Critiken geschrieben, die nicht lange gelesen werden: denn wenn das getadelte Buch in Vergessenheit geräth, so geht es der Critik eben so, weil sie unnütz ist; wenn aber das Werk, der Critik ohngeachtet, Beyfall behält, so wird die Critik ebenfalls vergessen, weil man sie für ungerecht hält.

III.

Der Bischof von Noyon, Clermont-Tonnere, der die Stelle des d'Aucour in der Akademie erhielt, that von ihm gar keine Erwähnung, um nicht wider das Gesetz zu handeln, das er sich gemacht hatte, niemals einen Mann bürgerlichen Standes zu loben. Man brachte es aber doch bey ihm so weit, daß er etwas zu dem Lobe desselben einfließen ließ, als die Rede gedruckt ward.

Johann Lafontaine,

geb. zu Chateau-Thyerri in Champagne 1621, geſt. 1695.

I.

Lafontaine begab ſich in den Orden des Oratorii, den er aber nach achtzehn Monaten wieder verließ. Er war ſchon zwey und zwanzig Jahre alt, da er ſich noch zu nichts bequemt hatte. Von ohngefehr aber hörte er einige Verſe des Malherbe leſen, und was eine gute Muſik für einen Eindruck auf einen Menſchen machen würde, der alle Fähigkeit zu derſelben beſäße, und nie in ſeinem Leben Muſik gehört hätte, eben einen ſolchen Eindruck machte die poetiſche Harmonie auf das Ohr des Lafontaine. Er fieng ſo gleich an, den Malherbe zu leſen, und gewann ſo viel Geſchmack an ihm, daß er ganze Nächte anwandte, um ihn auswendig zu lernen, worauf er den Tag über in einem Walde ſpazieren gieng, und ihn laut herſagte. Bald hernach ſuchte er ihn nachzuahmen, und ſeine erſten poetiſchen Verſuche waren ganz im Geſchmack des Malherbe. Einer von ſeinen Anverwandten, Namens Pintrel, ſagte ihm, daß er nicht bey den franzöſiſchen Poeten ſtehen bleiben müſſe, wenn er ſelbſt ein guter Poet werden wollte, ſondern daß er den Horaz, Virgil, Terenz, und andere leſen, und immer wieder leſen müſſe.

Er

Er folgte diesem klugen Rathe, und spürte den Nutzen davon.

II.

Nie glaubte ein Mensch leichter, was man ihm sagte, als Lafontaine. Seine Begebenheit mit dem Poignan, einem alten Dragonerhauptmann, der sich nach Chateau-Thyerri gewandt hatte, ist ein Beweiß davon. Die Zeit, die Poignan nicht im Wirthshause zubrachte, schenkte er, ohne eben galant zu seyn, der Madame Lafontaine, welche ihrer Seits sich so aufführte, daß man ihr nichts vorzuwerfen hatte. Man hinterbrachte dennoch dem Lafontaine einige unangenehme Dinge, und sagte ihm, daß er auf Zeitlebens beschimpft wäre, wenn er sich nicht mit dem Poignan schlüge. Er überzeugte sich davon, und gieng an einem Sommertage früh um vier Uhr zu ihm, nöthigte ihn, sich anzukleiden, und ihm mit seinem Degen nachzufolgen. Poignan gieng mit, ohne zu wissen, wohin oder warum. Als sie aus der Stadt waren, sagte Lafontaine zu ihm: **Ich will mich mit dir schlagen, man hat mir es gerathen**; und nachdem er ihm die Ursache gesagt, zog er seinen Degen. Poignan that desgleichen, und nachdem er mit einem Schlage den Degen des Lafontaine über zehn Schritte weit geworfen hatte, begleitete er ihn wieder nach Hause, wo sie sich bey einem Frühstück wieder mit einander versöhnten.

III.

Die Herzoginn von Bouillon, Nichte des Cardinals Mazarin, die nach Chateau-Thyerri verwiesen war, wollte den Lafontaine gern kennen lernen. Er kam zu ihr, und ward wohl aufgenommen. Da sie von einem sehr aufgeweckten Geiste war, nöthigte sie ihn, einige Stücke aufzusetzen, und dieses, sagt man, ist der Ursprung seiner Erzählungen.

IV.

Ein sehr wahrer Umstand, den man aber vom Lafontaine schwerlich glauben wird, ist, daß er in seinen Gesprächen sich kein freyes und zweydeutiges Wort entwischen ließ. Er ward öfters in Gesellschaft in Versuchung geführt, etwas im Geschmack seiner gereimten Erzählungen vorzubringen; aber er war taub und stumm, wenn es solche Materien betraf. Er erregte dadurch eine so gute Meynung von sich, daß die Mütter ihn so gar wegen der Erziehung ihrer Töchter zu Rathe zogen, und junge Leute eine gute Aufführung in der Welt von ihm zu lernen suchten.

V.

Nach dem Tode des Herrn Colbert, suchte Lafontaine ein Mitglied der französischen Akademie zu werden, und hatte die meisten Stimmen auf seiner Seite. Dieser Vortheil half ihm aber nichts. Die Parthey, die ihm seiner freyen Erzählungen wegen, entgegen war, nahm den König

bey

bey Zeiten wider ihn ein, indem sie ihn auf seiner empfindlichen Seite faßte. Während daß man nun auf die Befehle des Königs wartete, ward eine andere Stelle leer, die man dem Despreaux gab. Der König, der mit der Wahl des letztern zufrieden war, sagte zu den Deputirten der Akademie: Ihr könnt nun den Lafontaine annehmen, er hat künftig Besserung versprochen.

VI.

Die Frau de la Sabliere nahm dem Lafontaine alle häuslichen Sorgen ab, für die er nicht gemacht war, indem sie ihn in ihr Haus nahm. Als sie eines Tages alle ihre Bedienten auf einmal abgedankt hatte, sagte sie: Ich habe nichts zurück behalten, als meine drey Thiere, meinen Hund, meine Katze, und den Lafontaine.

VII.

Rabelais, den Despreaux **die Vernunft in eine Masque gekleidet** nannte, war der Abgott des Lafontaine. Er bewunderte ihn bis zur Ausschweifung, und man erzählt darüber eine Begebenheit, die sich bey dem Despreaux, in Gegenwart der Herren Valincour, Racine, des Doctors Boileau, und einiger andern Personen, zutrug. Man sprach daselbst vom heil. Augustinus. Lafontaine hörte mit der ihm gewöhnlichen Stupidität zu. Endlich erwachte er, wie aus einem tiefen Schlafe, und fragte den Doctor Boileau in einem sehr ernsthaften Tone, ob er denn glaubte, daß der heil. Augustinus mehr geistreiches

habe,

habe, als Rabelais. Der Doctor besahe ihn hierauf vom Kopfe bis auf die Füße, und sagte: Geben Sie Achtung, mein Herr de Lafontaine, Sie haben einen von ihren Strümpfen verkehrt angezogen; und es war wirklich an dem.

VIII.

Moliere speiste eines Tages mit dem Despreaux, Racine, Lafontaine, und Descoteaux, einem berühmten Flötenspieler. Lafontaine war an dem Tage noch zerstreuter, als gewöhnlich. Racine und Despreaux, die ihn gern aus seiner Schlafsucht bringen wollten, fiengen so lebhaft mit ihm zu scherzen an, daß Moliere endlich glaubte, sie überschritten ein wenig die Grenzen. Als sie vom Tische aufstanden, zog er den Descoteaux ans Fenster, und sagte zu ihm: Wir witzigen Köpfe mögen schütteln wie wir wollen, wir werden den guten Menschen doch nicht aufwecken.

IX.

Lafontaine hatte einen Sohn, den er in seinem vierzehnten Jahre dem Herrn de Harlai, der hernach Oberpräsident ward, zur Erziehung, und sein Glück zu machen, ins Haus gab. Man erzählt, daß Lafontaine einstens an einen Ort gegangen sey, wo sein Sohn auch hinkommen sollte, den er seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Er erkannte ihn nicht, bezeugte aber der Gesellschaft, daß er viel Verstand und Geschmack an dem jungen Menschen fände. Als man ihm nun sagte, daß

es sein Sohn wäre, so gab er ganz ruhig zur Antwort: Ha, ha, nun das ist mir lieb.

X.

Als Lafontaine dem Herrn Dúpin einen Besuch gegeben hatte, begleitete ihn der Doctor nach Hause, und der Sohn des Poeten begegnete ihnen. Monsieur, sagte der Gelehrte zu ihm, wir kennen einander schon, gehen sie unterdeß in mein Zimmer, ich begleite ihren Herrn Vater. Lafontaine fragte einen Augenblick darnach, wer der junge Mensch wäre. Was! sagte Dúpin zu ihm, Sie kennen ihren Sohn nicht? Lafontaine besann sich ein wenig, und antwortete mit einer nachdenkenden Mine: Es ist mir, als wenn ich ihn einmal gesehen hätte.

XI.

Als Lafontaine zu Gaste war gebeten worden, um der Gesellschaft etwas lustiges zu erzählen, aß er viel, und redete nicht ein Wort. Er stand zeitig vom Tische auf, weil er vorgab, daß er in die Akademie gehen müßte. Man sagte ihm, daß es noch nicht Zeit sey; aber er gab kurz zur Antwort: Ich will den längsten Weg gehen. Es war bey einem Generalpachter, wo er so herrlich gespeist, und seinen Witz so wenig angegriffen hatte.

XII.

Als die Madame de Bouillon eines Tages nach Versailles reiste, sahe sie früh Morgens den Lafontaine im Hofe unter einem Baume in tiefen Gedan-

Gedanken sitzen. Er saß den Abend, als sie wieder kam, noch auf eben der Stelle, und in eben der Stellung, ob es gleich ziemlich kalt war, und den ganzen Tag geregnet hatte. Lafontaine allein war beydes nicht gewahr geworden.

XIII.

Man beredete den Lafontaine, nach der Provinz, aus welcher er war, zu reisen, um seine Frau zu besuchen, und sich mit ihr auszusöhnen. Er reiste also mit einer Landkutsche von Paris ab, kam in seine Heymath, und fragte nach seiner Frau. Der Bediente, der ihn nicht kannte, antwortete ihm, daß sie in der Messe wäre. Lafontaine geht unterdessen zu einem guten Freunde, der ihm Quartier und Tisch anbietet, und ihn zwey Tage bey sich behält. Die Landkutsche will wieder zurück nach Paris fahren; Lafontaine vergißt seine Frau, und setzt sich auf. Als er nun in Paris gefragt ward, ob er sich wieder mit ihr versöhnt habe, gab er zur Antwort: Ich habe sie nicht zu Hause gefunden, sie war in der Messe.

XIV.

Da Lafontaine eine gewisse sehr freye Erzählung fertig hatte, machte er noch einen sinnreichen Eingang darzu, der an den berühmten Arnauld gerichtet war, um diesem Doctor, wegen der Lobsprüche, die er seinen Fabeln gemacht hatte, zu danken. Er wieß die Erzählung dem Racine und Boileau, die ihm zeigten, wie unschicklich und lä-

cherlich es sey, eine solche Erzählung dem Herrn Arnauld vorzulegen.

XV.

Racine führte einsmals den Lafontaine in die finstern Metten (à Ténebres,) und gab ihm, weil er lange Weile zu haben schien, unterdessen einen Band von der Bibel, der die kleinen Propheten enthielt. Lafontaine gerieth im Aufschlagen über das Gebet der Juden im Baruch, welches ihm so sehr gefiel, daß er zu dem Racine sagte: O der Baruch ist ein vortrefflich Genie; wer war er denn? Wenn hernach Lafontaine einem Bekannten auf der Gasse begegnete, so war es immer seine erste Frage: Haben Sie den Baruch gelesen? er war ein vortreffliches Genie.

XVI.

Als schon Lafontaine sein ganzes Vermögen aufgezehrt hatte, behielt er dennoch immer seinen uneigennützigen Character. Er kam in die Akademie; und da die Namen schon alle aufgeschrieben, und der Strich darunter gemacht war, so konnte er, vermöge der Gebräuche der Akademie, an den Schaumünzen, die bey dieser Versammlung ausgetheilt wurden, keinen Antheil haben. Die Mitglieder, die ihm alle gewogen waren, stimmten zwar überein, daß man in Ansehung seiner einmal von der Regel abgehen sollte; aber er sagte: Nein, meine Herren, das wäre unbillig: ich bin zu spät gekommen; es ist mein Fehler. Es machte dieses dem Lafontaine um so viel mehr

Ehre,

Ehre, da einen Augenblick vorher ein akademisches Mitglied, das sehr reich war, und sich nur die Mühe nehmen durfte, eine Treppe herab zu steigen, um in der Akademie zu seyn, weil es im Louvre wohnte, die Thüre halb aufgemacht, und da es gesehen hatte, daß es zu spät käme, dieselbe wieder zugemacht hatte, und in sein Zimmer zurück gegangen war.

XVII.

Als Lafontaine krank war, gieng Herr Pouget, Vicarius der Parochie, der sich nachher in der Versammlung des Oratorii so berühmt gemacht hat, zu ihm, und fieng so gleich von den Beweisen für die Religion mit ihm an zu reden. Lafontaine war nie nach Grundsätzen ein Religionsverächter gewesen; sondern er hatte in einer wunderbaren Gleichgültigkeit gegen die Religion, so wie gegen andere Dinge, gelebt: **Ich habe seit kurzem angefangen, das neue Testament zu lesen,** sagte er zum Herrn Pouget, **und ich versichere sie, daß es ein sehr gutes Buch ist; bey meiner Treue, es ist ein gutes Buch.**

Ein besonderer Umstand, der deutlich zeugt, welchen Begriff man sich vom Lafontaine machte, ist, daß ein Freund, der in seiner Krankheit bey ihm war, und sahe, wie eifrig man ihn zur Buße vermahnte, zu dem Herrn Pouget sagte: **Ach, plagen Sie ihn nicht so; er ist mehr dumm als böse.** Und ein anderer: **Gott**

wird nicht das Herz haben, ihn zu verdammen.

XVIII.

Der Beichtvater ermahnte den Lafontaine, da er sterben wollte, zum Almosengeben. Ich kann nichts geben, antwortete der Poet, denn ich habe nichts; man hat aber eine neue Auflage von meinen Erzählungen gemacht, und der Buchführer muß mir hundert Exemplare zum Geschenk geben, die will ich den Armen schenken; lassen Sie sie selbst verkaufen. Dom Hieronymus, von dem diese Erzählung herrührt, hat versichert, daß der Beichtvater, der fast eben so einfältig war, als der Pönitent, zu ihm gekommen wäre, und gefragt hätte, ob er dieses Almosen annehmen könnte.

XIX.

Den Tag noch, an dem der Herzog von Bourgogne erfuhr, daß Lafontaine die letzte Oelung empfangen habe, schickte er ihm einen Beutel mit funfzig Luis d'Or. Er hatte ihm dergleichen Geschenke öfters gemacht, ohne welche Lafontaine sonst, wahrscheinlicher Weise, nach Engeland gegangen wäre. Denn nachdem die Frau de la Sabliere gestorben war, wollte ihn Saint-Evremond gern dahin ziehen, und einige Mylords hatten sich erboten, für seinen Unterhalt zu sorgen; Aber die Wohlthaten des Herzogs von Bourgogne ersparten Frankreich den Verdruß, einen so vortrefflichen Mann zu verlieren, und die Schande,

ihn

ihn nicht durch eine geringe Hülfleistung zurück gehalten zu haben.

XX.

Die Buße des Lafontaine war rechtschaffen, und so strenge, daß man ein härnes Hemde bey ihm auf dem bloßen Leibe fand, als man ihn nach seinem Tode umkleidete, und in den Sarg legte.

XXI.

Lafontaine hatte sich selbst lange vor seinem Tode seine Grabschrift gemacht, welche seinen Character vollkommen ausdrückt:

Jean s' en alla comme il étoit venû,
Mangea son fonds après son revenu,
Croyant le bien chose peu necessaire:
Quant à son tems bien fut le dispenser,
Deux parts en fit dont il soûloit passer
L' une à dormir, & l' autre à ne rien faire.

„Johann gieng wieder fort, wie er ge„kommen war, verzehrte erst die Interessen, „und hernach auch das Capital, indem er „den Reichthum für eine sehr entbehrliche „Sache hielt. Seine Zeit wußte er sehr „wohl einzutheilen; er machte zween Theile „daraus, von denen er den einen mit Schla„fen, und den andern mit Müßiggehen zu„brachte.„

XXII.

Da der Abt de Clerambault, welcher überaus heßlich war, an die Stelle des Lafontaine

zum Mitgliede der Akademie erwählt ward, sagte man, daß ein Aesop die Stelle des Lafontaine habe ersetzen müssen.

XXIII.

Die Frau des Lafontaine war nach dem Tode ihres Mannes wegen Abtragung gewisser öffentlichen Abgaben, sehr oft erinnert worden; aber der Herr d'Armenoville, der damals Aufseher über die Finanzen zu Soissons war, schrieb an seinen Untergeordneten, daß künftig die Familie des Lafontaine von allen Auflagen und Gefällen gänzlich befreyet seyn solle. Es haben sich nach der Zeit alle Aufseher der Finanzen zu Soissons eine Ehre daraus gemacht, diese Befreyung zu bestätigen, und die Nachkommen des Lafontaine verwahren den Brief des d'Armenoville heilig, der dem Verfasser desselben, als einem Beschützer der Wissenschaften, eben so viel Ehre macht, als dem Poeten, der ihn veranlaßte.

XXIV.

Der Herr von Fontenelle sagt, daß es aus Einfalt geschähe, wenn Lafontaine die Fabeln der Alten den seinigen vorzöge; und ein anderer witziger Kopf spricht, Lafontaine sey weniger als ein Mensch in Gesellschaft anderer Menschen, und mehr als ein Mensch in Gesellschaft der Thiere.

XXV.

Man wundert sich, daß Despreaux den Lafontaine niemals genannt hat; er sagt aber die

Ursache

Ursache davon dem jüngern Racine. Er sahe nemlich den Lafontaine nicht als ein Original an, weil er weder seine Materien, noch seine Schreibart, selbst erfunden, sondern, was die letztere anbetrifft, sie nach dem Marot und Rabelais gebildet hatte.

Franz Cassander,

gest. 1695.

I.

Cassander, der Verfasser einer vortrefflichen Uebersetzung der Rhetorik des Aristoteles, hatte viel Verdienste; aber sein eigensinniger und widerwärtiger Humor brachte ihn um alles, was ihm das Glücke anbot, so daß er in der Dunkelheit und im Elende schmachten mußte. Er starb so, wie er gelebt hatte, das ist, als ein Misantrope, der nicht allein die Menschen haßte, sondern auch sich nicht ohne viel Mühe mit dem höchsten Wesen aussöhnte. Der Beichtvater, der ihn auf dem Krankenbette durch die Vorstellung der ihm erzeigten göttlichen Wohlthaten, zur Liebe gegen Gott bewegen wollte, erhielt von ihm zur Antwort: **Ach, ja! ich bin ihm großen Dank schuldig! er hat mich auf der Welt eine artige Person spielen lassen.** Und da der Beichtvater dem ohngeachtet in dieser Materie

fortfuhr, so sagte er ihm dagegen: **Sie wissen, wie er mich hat leben lassen, sehen Sie doch auch, wie er mich sterben läßt,** und wieß zugleich auf das Strohbette, in welchem er lag.

Peter Nicole,

geb. zu Chartres 1625, gest. 1695.

I.

Die Sprache wollte immer bey dem Nicole nicht recht fort, und er sagte über einen gewissen Mann, der viel redte: Er siegt über mich, wenn ich bey ihm im Zimmer bin; aber kaum bin ich die Treppe hinunter, so habe ich ihn widerlegt.

II.

Nicole nahm an den verschiedenen Meynungen, die das Portroyal theilten, keinen Antheil: Ich bin, sagte er, nicht für die bürgerlichen Kriege.

III.

Der Pater Bouhours zeigte den Herren aus dem Portroyal eine Menge Fehler in ihren Werken; keiner aber war so nachgebend, sie in den neuen Ausgaben zu verbessern, als Nicole.

IV. Die

IV.

Die Frau de Longueville war fast die einzige Person vom Portroyal, welche Achtung für den Nicole hatte. Sie sagte daher, als sie starb, daß er nun allen seinen Credit verlohren habe. Ich habe nun auch, setzte er noch hinzu, meine Abtey verlohren; weil sie ihn allein den Abt Nicole nannte.

V.

Nicole hatte eine vortreffliche Gabe zu Controversen, aber dagegen gar keine zu Predigten. Vor einigen Jahren, sagt er, kam einer meiner Freunde, und zeigte mir eine Lobrede, die er auf einen Heiligen halten sollte. Da ich ihm nun gerade zu sagte, daß sie mir gar nicht gefiele, bat er mich, daß ich ihm eine machen sollte. Ich that es; er lernte sie ausweudig, und sagte sie vollkommen gut her. Da ich aber selbst darbey gegenwärtig war, so hörte ich auf allen Seiten um mich herum die Leute ziemlich laut sagen: Ach, die erbärmliche Rede! heißt das predigen? Wer hat iemals eine solche Lobrede gehört? Es kamen so dann, als ich aus der Kirche gieng, einige von diesen Leuten zu mir, und baten mich im ganzen Ernst, daß ich doch, da ich ein guter Freund von dem Prediger wäre, ihm sagen möchte, daß er sich nicht ferner mit einer Sache abgeben sollte, zu der er sich so wenig schickte. Der Prediger ward indeß durch diesen mißlungenen Versuch nicht abgeschreckt; er bat mich vielmehr zum zweytenmal

um eine gleiche Gefälligkeit. Ich versprach sie ihm, um noch einmal das Vergnügen zu haben, die Urtheile der Welt zu hören; ich gieng wieder in diese Predigt. Die Eigenliebe hatte sich bey dem erstenmale ein wenig gegen das Urtheil der Welt vertheidigt, weil der Prediger die erste Rede verändert, und allerhand eingeschoben hatte, das nicht recht passete. Das zweytemal aber ward sie gänzlich entwafnet; denn der Prediger behielt, was ich ihm gegeben hatte, ohne ein Wort hinzu zu setzen. Er declamirte die Rede auch besser, als sie es verdiente. Unterdessen hatte doch diese zwote Rede gleiches Schicksal mit der erstern, und erregte eben die vorigen Urtheile wieder.

VI.

Nicole ist der Verfasser von dem Buche: La perpétuité de la Foi. Da er äußerlich ein sehr schlechtes Ansehen hatte, so ward dieses Buch von dem Censor sehr übel aufgenommen. Nicole gieng daher zu dem berühmten Herrn Arnauld, und bat ihn, daß er erlauben sollte, daß man ihn für den Verfasser dieses Buchs ausgäbe, indem er sehr scharfsinnig hinzu setzte: **Nicht die Wahrheit ist es, die die Menschen überzeugt, sondern der Mann, der sie sagt.**

VII.

Nicole verlohr viel von seinem Ansehen, da er in seinen letzten Tagen nicht alle Meynungen des Portroyal mehr billigen wollte. Er sagt deßwegen in einem seiner Briefe: Ich bin seit einiger

Zeit

Zeit ein Heiliger, dem man wenig Lichter mehr anzündet.

VIII.

Es giebt keinen Menschen, sagt Nicole, so viel Verdienste er auch hat, der nicht sehr sollte gedemüthiget werden, wenn er alles wüßte, was man von ihm denkt.

Bartholomäus d' Herbelot,

geb. zu Paris 1625, gest. 1695.

I.

Der Herr d' Herbelot, der durch seine Kenntniß der orientalischen Sprachen so berühmt ist, that eine Reise nach Italien, um Armenianer und andere orientalische Völker daselbst zu sehen. Als er nach Florenz kam, ward er von einem Staatssecretaire empfangen, und in ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Haus geführt; allwo sechs prächtig meublirte Zimmer, eins neben dem andern, eine Tafel von vier Couverts, mit allem besetzt, was man köstliches haben konnte, und eine Karosse mit der Livree des Großherzogs auf ihn warteten. Da um eben diese Zeit eine berühmte Bibliothek zu Florenz verkauft werden sollte, so bat dieser großmüthige Prinz den Herrn d' Herbelot, sie zu besehen; die orientalischen Manuscripte, die

sich

sich darunter befänden, zu untersuchen; die besten bey Seite zu legen, und ihm den Preiß davon zu melden. Nachdem dieses geschehen war, kaufte sie der Großherzog, und schenkte sie dem Herrn d' Herbelot, als eine Sache, die ihm besonders nützlich und angenehm seyn könne.

Maria de Rabûtin, Marquise von Sevigne,

geb. in Bourgogne 1626, gest. 1696.

I.

Da die Frau von Sevigne in der St. Paulkirche das Credo nach einer sehr elenden Musik absingen hörte, sagte sie: O! wie falsch, wie falsch! Hernach wandte sie sich zu denen, die es gehört hatten, und sagte: Man glaube nicht, daß ich den Glauben verläugne; ich tadle nicht die Worte, sondern nur die Musik.

II.

Die Frau von Sevigne pflegte zu sagen, daß sie nichts so sehr scheue, als die Leute, welche den ganzen Tag über witzig wären.

III.

Als die Frau von Sevigne den Menage fragte, wie er sich befände, gäb er zur Antwort: Madame, je suis enrhumé, ich habe den Schnupfen.

ſen. Je la ſuis auſſi, ich habe ihn auch, ſagte ſie. Ich glaube, Madame, erwiederte Menage, daß man der Regel gemäß ſagen ſollte: je le ſuis. Sagen Sie, wie Sie wollen, verſetzte ſie darauf; ich aber glaube, daß ich einen Bart haben müßte, wenn ich anders ſagen ſollte.

IV.

Die Frau von Sevigne ſagte bisweilen im Scherz: **Liebhabern und Narren muß man alles zu gut halten.**

V.

Ich drückte eines Tages, ſagt Menage, mit meinen beyden Händen die eine Hand der Frau von Sevigne. Als ſie dieſelbe zurück zog, ſagte Herr Pelletier zu mir: Das iſt das ſchönſte Werk, das iemals aus ihren Händen gekommen iſt.

VI.

Als die Frau von Sevigne die Mitgabe ihrer Tochter abgezählt hatte; rief ſie aus: Was? ſo viel Geld muß ich geben, um den Herrn de Grignan zu bewegen, daß er mit meiner Tochter zu Bette geht! Sie dachte ein wenig nach, und ſagte weiter: er wird morgen, über morgen, und alle Nächte bey ihr ſchlafen; nun, da iſt es nicht zu viel Geld.

VII.

Als die Frau Gräfinn Colonne, und Madame Mazarin, die nach Arles reiſten, und iede ein kleines Käſtgen mit Juwelen bey ſich hatten, die

Frau

Frau von Sevigne bey ihrer Tochter besuchten, und diese berühmte Frau sahe, daß ihre Wäsche nicht gar zu weiß war, schickte sie einer ieden noch denselben Abend ein Dutzend Hemden, nebst einem Briefe, der sich anfieng: Sie kommen mir wie die Romanprinzessinnen vor; Juwelen genug, aber keine Wäsche.

VIII.

Ich kann nicht vertragen, sagte die Frau von Sevigne, daß die alten Leute sagen: Ich bin zu alt, um mich zu bessern; ich wollte es einer jungen Person weit eher zu gut halten, wenn sie so sagte. Die Jugend ist so liebenswürdig, daß man sie anbeten müßte, wenn ihre Seele und ihr Geist eben so vollkommen wäre, als ihr Körper; so bald aber, als man aufhört jung zu seyn, muß man anfangen, sich vollkommener zu machen, und durch gute Eigenschaften das wieder zu gewinnen suchen, was man auf der Seite der angenehmen verliehrt.

IX.

Als Ludewig XIV. mit der Frau von Sevigne getanzt hatte, setzte sie sich wieder an ihren vorigen Platz, neben den Grafen von Büssi, und sagte zu ihm: Man muß gestehen, daß der König große Eigenschaften hat; ich glaube, daß er den Ruhm seiner Vorfahren verdunkeln wird. Büssi konnte sich nicht enthalten, sie anzusehen und zu lachen, da er sahe, bey welcher Gelegenheit sie dem Könige diesen Lobspruch machte: Man kann daran nicht

zwei-

zweifeln, Madame, antwortete er ihr, und zwar, weil er mit Ihnen getanzt hat. Sie war von dem Prinzen so eingenommen, sagt Büssi, daß es nicht viel fehlte, daß sie ihm ein **Vivat** gerufen hätte.

X.

Die Frau von Sevigne hatte sich seit langer Zeit bey einer Tante aufgehalten, die sehr schwach und krank war. Das, weßwegen ich wünschen möchte, weit von hier zu seyn, sagte sie, ist, daß ich mich über den Verlust einer Person, die mir allezeit so lieb gewesen, aufrichtig betrüben könnte; denn ich fühle, daß, wenn ich bey ihr bleibe, die Freyheit, die ich durch ihren Tod erhalten werde, mir einen Theil meiner Zärtlichkeit und meines guten Herzens rauben werde.

XI.

Zu dem Grafen von Büssi sagte die Frau von Sevigne: Lassen Sie uns mit unserm guten Vetter, dem heil. Franciscus de Sales reisen; er führt die Leute auf lauter lustigen Wegen ins Paradies.

XII.

Die Frau von Sevigne gieng zu dem Oberpräsident de Bellievre, um ihm ihre Proceßsache zu empfehlen. Nach einer artigen Anrede und vielen Reverenzen, sprach sie mit ihm von ihrer Sache; da sie aber sahe, daß sie sich nicht der rechten juristischen Ausdrücke bediente, sagte sie zu ihm:

Mein Herr, ich weiß die Melodie wohl, aber die Worte habe ich nicht gelernt.

XIII.

Die Frau von Sevigne entschied den Streit, den Despreaux und Perrault mit einander hatten: indem sie sagte: Die Alten sind schöner; aber wir sind niedlicher. (plus jolis.)

XIV.

Die Briefe der Frau von Sevigne waren natürlich, lebhaft, erhaben und geistreich, wenn sie selbst schrieb; aber es waren gar nicht mehr ihre Briefe, wenn sie dieselben dictirte. Ihre gedrungene Schreibart ward weitschweifig, und Corbinelli sagte zu ihr, daß sie alsdann aufhöre geistreich zu seyn.

Anton Varillas,

geb. zu Gueret 1624, gest. 1696.

I.

Varillas pflegte zu sagen, daß von zehn Dingen, die er wüßte, er neune im Umgange gelernt habe.

II.

Varillas hatte einen Nefen, der, als er eines Tages an ihn schrieb, seinen Brief mit den gewöhnlichen

wöhnlichen Worten: Votre tres-obéissant, beschloß, die er aber nicht recht buchstabirt hatte. Varillas sahe diesen Fehler für so wichtig an, daß er den Schreiber zu allem unfähig, und für unwürdig hielt, sein Erbe zu seyn; er stiftete demnach mit seinem Vermögen eine Schule in seinem Vaterlande.

III.

Varillas hat eine ungeheure Menge chronologischer Schnitzer begangen, welches eine nothwendige Folge der Art ist, mit welcher er seine Geschichten schrieb. Er hatte in seiner Jugend so viel Manuscripte gelesen, daß er darüber das Gesicht verlohren hatte. Man half ihm zwar mit Arzeneymitteln wieder; aber seine Augen blieben doch so schwach, daß er nicht anders, als bey hellem Tage lesen konnte. So bald also, als die Sonne untergieng, machte er seine Bücher zu, und fieng an seinen Werken zu arbeiten an. Er schrieb alsdann blos aus dem Gedächtnisse, und so gut auch das seinige war, so war es doch nicht möglich, daß es ihm alle Begebenheiten, die er zu wissen nöthig hatte, mit allen ihren Umständen, getreu sollte vorgestellt haben; noch weniger war dieses in Ansehung der Zeitpunkte, wenn sie sich zugetragen hatten, möglich.

IV.

Als des Varillas Geschichte der Ketzereyen heraus kam, fand man darinne unzählige Fehler. Da Menagius einige Tage darnach dem Ver-

faſſer begegnete, ſagte er zu ihm: Mein Herr, Sie haben ein Buch voller Ketzereyen geſchrieben.

V.

Varillas bediente ſich in ſeinen Geſchichtbüchern ſehr großer Freyheiten. Er ſagte eines Tages zu einem Manne, der ihn in großer Verlegenheit fand: Ich ſoll drey Könige mit einander reden laſſen, die einander in ihrem Leben nicht geſehen haben; ich weiß nicht, wie ich es anfange. So! fragte der andere, ſchreiben Sie denn eine Tragödie?

VI.

Varillas war überaus arbeitſam, und lebte ſehr einſiedleriſch; er rühmte ſich, daß er in dreyßig Jahren nicht ein einzigmal außer ſeinem Hauſe geſpeiſt habe.

VII.

Ein gewiſſer ließ auf ieden Band der Geſchichtbücher des Varillas ſetzen: cy git, **hier liegt begraben**; er hätte noch darzu ſetzen ſollen: ſans eſpérance de reſurrection, **ohne Hofnung, ie wieder aufzuſtehen.**

Johann Baptista Santeuil,

geb. zu Paris 1630, gest. 1697.

I.

Wenn Santeuil ein Gedicht gemacht hatte, mit dem er recht wohl zufrieden war, pflegte er zu sagen, daß er die Brücken mit Ketten wolle sperren lassen, damit die andern Poeten nicht darüber gehen, und etwan aus Verzweiflung in den Fluß springen könnten.

II.

Als Santeuil eines Tages die alten Figuren von erhabener Arbeit an der Thüre der Kirche zu U. L. F. zu Paris betrachtete, legte er die Hand an einen Pfeiler, und sagte zu seinem Bruder: Mein Bruder, das ist zu alt, um falsch zu seyn; womit er sagen wollte, daß die Denkmäler, die der Religion zu Ehren errichtet worden wären, nicht so lange würden gedauert haben, wenn sie nicht selbst wahr wäre.

III.

Ob man gleich dem Santeuil öfters angelegen hatte, daß er sich zum Priester solle weihen lassen, so ist er doch beständig Unterdiaconus geblieben. Dem ohngeachtet predigte er einsmals auf einem Dorfe, wo der Priester nicht da war. Kaum hatte er seine Kanzelrede angefangen, als

er stecken blieb; er wußte sich aber zu helfen, indem er sagte: Meine Herren, ich hätte euch wohl andere Dinge zu sagen; aber, es ist unnöthig, euch mehr zu predigen, ihr würdet doch davon nicht besser werden.

IV.

Als eines Tages einer von den Orden des heil. Victor, von welchem auch Santeuil war, ihm einige Verse zeigte, in welchen sich das Wort *quoniam* befand, das nur in Prosa zu brauchen ist, sagte ihm Santeuil zum Scherz einen ganzen Psalm her, in welchem sich das *quoniam* auf zwanzig mal befindet: Confitemini Domino, *quoniam* bonus; *quoniam* misericordia ejus; *quoniam* salutare suum, &c. Der Ordensbruder, der darüber empfindlich ward, antwortete ihm auf der Stelle sehr sinnreich mit den Worten des Virgils:

Insanire licet *quoniam* tibi.

V.

Santeuil sagte, daß, obgleich niemand außer der Kirche die Seligkeit zu hoffen habe, er doch von dieser Regel ausgenommen sey; indem er sich seiner Seligkeit wegen genöthigt sehe, aus derselben heraus zu gehen, weil er seine Hymnen darinne mit allzu vieler Eigenliebe singen höre.

VI.

Als einer zum Santeuil sagte, daß man ihn zum Superior seines Ordens würde gemacht haben,

wenn

wenn er sich ordentlicher aufgeführt hätte, gab er zur Antwort: Wir nehmen nicht die zu Superioren, die tugendhaft, und die Zeit ihres Lebens ordentlich gelebt haben; sondern wir lesen darzu die aus, die man gehangen hätte, wenn sie in der Welt geblieben wären. Diese, setzte er hinzu, sind insgemein geschickter, als andere, ein Haus zu regieren; sie kennen aus eigener Erfahrung die menschlichen Schwachheiten besser, und wissen die geschicktesten Mittel darwider zu ergreifen.

VII.

Man fragte den Santeuil eines Tages, welche Stadt er für die schönste hielte, und nannte ihm Rouen, Lyon, Toulouse. Giebts nicht eine, antwortete er, die weiter, als diese, von der Hauptstadt entfernt liegen? Man nannte ihm hierauf eine, die an der äußersten Grenze der Provence lag. Ja, recht! erwiederte Santeuil, das ist die schönste; warum? fragte man ihn; weil sie am weitesten von meinem Kloster liegt, war seine Antwort.

VIII.

Dominico, der berühmte Harlequin in der italiänischen Comödie, der sich hatte malen lassen, und gern lateinische Verse unter sein Bildniß haben wollte, wandte sich an den Santeuil, von welchem er aber übel aufgenommen ward. Der Poet fragte ihn, wer er wäre, was er wollte, wer ihn schickte, wo er ihn sonst gesehen hätte, und

ohne die Antwort abzuwarten, schloß er ihm die Thüre vor der Nase zu. Dominico, der wohl sahe, daß man es mit einem so sonderbaren Menschen auf eine sonderbare Art anfangen müsse, gieng noch einmal in das Kloster zu St. Victor, in seinem Harlequinshabite, den er aber mit einem rothen Mantel bedeckte. Er pochte an die Thüre des Poeten, welcher, nachdem er fünf bis sechs mal vergebens gerufen hatte, herein, ihm endlich entgegen schrie: Und wenn du der Teufel wärst, so komme herein, wenn du herein willst! Dominico warf so gleich seinen Mantel weg, und fuhr geschwind zur Thüre hinein. Santeuil erschrack, und hielt die Arme vor, er machte große Augen, und saß starr und steif, ohne daß er ein Wort sagen konnte, weil er glaubte, daß es der Teufel wirklich wäre. Dominico, der eine ziemliche Weile in einer Positur verblieben war, die den Poeten erstaunt machen sollte, fieng nun an, in dem Zimmer herum, aus einem Winkel in den andern zu laufen, und tausenderley Posituren darzu zu machen. Santeuil, der ein wenig wieder zu sich gekommen war, stand auf, und lief mit ihm im Zimmer herum. Da Dominico sahe, daß dieses Spielwerk ihm gefiel, zog er seinen hölzernen Säbel, fieng an, gegen ihn zu fechten, und tappte ihn damit bald auf die Backen, bald auf die Finger, bald auf die Schultern. Santeuil, der endlich böse ward, schlug einigemal mit der Faust nach ihm; aber dieser wußte immer geschwinde auszuweichen. Harlequin schnallte hier-

auf

auf sein Degengehenke los, und Santeuil nahm seinen Pelzermel; a) sie schlugen sich damit herum, bis der Poet die Comödie satt hatte, und zum andern sagte: Und wenn du der Teufel seyn solltest, so muß ich wissen, wer du bist? Wer ich bin? antwortete Dominico, in einem seinem Habit gemäßen lacherlichen Tone; ich bin der Santeuil der italiänischen Comödie. O verzweifelt, erwiederte Santeuil, wenn das so ist, so bin ich wohl der Harlequin zu St. Victor. Dominico nahm hierauf seine Masque ab; sie umarmten einander recht freundschaftlich, und Santeuil ließ sich nicht länger bitten, ihm zu willfahren. Er erfand so gleich folgende Aufschrift für ihn:

Castigat ridendo mores.

a) aumusse soll, nach Aussage des Wörterbuchs, ein Pelz seyn, den die Domherren am Arme tragen; wem diese Erklärung nicht Genüge thut, der muß sich etwann aus einem Werke, de re vestiaria Ecclesiasticorum ver: das vielleicht in hundert Jahren könnte geschrieben werden, Raths erholen.

IX.

Als der Prior zu St. Victor erfuhr, daß Santeuil, und der Abt Bouin, welche alle beyde Novicii waren, beständig mit einander spielten, verbot er ihnen das Spiel. Santeuil, der noch an eben dem Tage das Verbot übertreten hatte, ward ins Gefängniß gesetzt. Der Abt Bouin gieng zu ihm, und that ihm den Vorschlag, daß sie mit einander durch das Katzenloch, das unten in der Thüre

war, spielen wollten. Sie setzten sich also, ein ieder auf seiner Seite, auf die Erde, und legten das Geld mitten ins Loch. Kaum hatte Santeuil die Karte in der Hand, als er ausrief: Ich habe gewonnen: Ich habe fünfe, vierzehn und den letzten Stich. Bouin griff so gleich nach dem Gelde, und lief damit fort, ohne ein Wort zu sagen. Santeuil schrie aus allen Kräften: Räuber! Räuber! und das ganze Haus lief über dem Geschrey zusammen. Der Prior, der sich so gleich erkundigte, was es gäbe, schalt den Gefangenen aus, der aber, anstatt ihn anzuhören, immer fortfuhr zu schreyen, daß Bouin ein Dieb wäre, weil er ihm sein Geld mitgenommen hätte; wobey er alle Augenblicke wiederholte: ich hatte fünfe, vierzehn und den letzten Stich. Der Superior, der heimlich über diese Ausschweifung des Santeuils lachen mußte, hatte alle Mühe, ihn zu besänftigen, und sahe sich genöthigt, ihn noch enger einzuschließen.

X.

Als sich einst Santeuil in einen Beichtstuhl gesetzt hatte, um entweder zu beten, oder auf einige Verse zu sinnen, kam eine Frau, die ihn für einen Priester, der Beichte hören wollte, ansahe, kniete vor ihm hin, und erzählte da ihren ganzen Lebenslauf. Wenn nun der Poet etwas für sich murmelte, so glaubte die gute Frau, daß es Verweise wären, die er ihr ihrer Sünden wegen gäbe, und eilte mit der Beichte zu Ende zu kommen. Als

sie

sie nun ausgeredet hatte, und sahe, daß der vermeynte Beichtvater nichts weiter zu ihr sagte, bat sie ihn um die Absolution. Ich bin kein Priester, gab ihr Santeuil zur Antwort. Was denn? fragte ihn die Dame mit Erstaunen, und wenn Sie kein Priester sind, warum haben Sie mich denn angehört? Und warum haben Sie vor mir gebeichtet, erwiederte Santeuil? Ich will Sie so gleich beym Prior verklagen, fuhr die Dame fort; und ich will alles ihrem Manne sagen, versetzte Santeuil darauf.

XI.

Ein gewisser Abt, von gutem Stande und Verdiensten, bewunderte einige Verse, die ihm Santeuil zeigte, sehr wenig, und der Poet sagte ihm deßwegen einige verdrießliche Dinge. Den folgenden Tag schickte ihm der Abt zehn Pistolen, um es wieder gut bey ihm zu machen. Santeil nahm die zehn Pistolen, und sagte zu dem Ueberbringer: Saget euerm Herrn, daß es mir leid thut ihn nur mit Worten beleidigt zu haben, und daß ich ihn ein andermal gar schlagen will, weil er mir alsdann gewiß noch mehr an baarem Gelde schicken wird.

XII.

Es fragte einer den Santeuil, warum die schönen Frauenzimmer insgemein weniger Verstand hätten, als die heßlichen? Darum, gab er zur Antwort, daß die letztern beständig einen suchen,

der

der ihnen welchen giebt, da hingegen die andern vor denen fliehen, die ihnen welchen geben wollten.

XIII.

Ein gewisser Edelmann beklagte sich bey einem Procurator zu Paris, daß er von einem Mönche sey betrogen worden. Was, mein Herr, sagte Santeuil zu ihm, der dabey war, ein Mann von ihrem Alter kennt die Mönche noch nicht. Es giebt vier Dinge auf der Welt, denen man nicht trauen darf: Dem Angesicht eines Frauenzimmers, dem Hintern eines Maulesels, der Seite eines Wagens, und einem Mönche von allen Seiten.

XIV.

Der Herr D***, der mit dem Santeuil nicht zufrieden war, schickte ihm zwey große Flaschen mit Urin gefüllt, und ein wenig Essenz oben drauf, um ihnen einen guten Geruch zu geben. Man brachte sie ihm, als ob sie mit dem Boten von Montpellier angekommen wären, und er gab dem Ueberbringer zween Thaler zum Trinkgelde. Einige Tage darauf wollte er kosten, und fand, wie gräulich man ihn angeführt hatte. Der Herr D***, der etwas zu lachen haben wollte, gab dem Santeuil einen Besuch, und zog ihn mit dieser Begebenheit auf. Der Poet ließ sich nicht merken, wie sehr es ihm verdroß, dachte aber heimlich auf Rache. Da er wußte, daß sein Spötter gern Tabac schnupfte, ließ er getrockneten Menschen-

schenkoth zu Tabac reiben, und als er mit dem Herrn D*** in Gesellschaft war, zog er eine damit angefüllte Schnupftabacsdose aus seiner Tasche heraus. Herr D*** nahm eine Prise, und da er diesen abscheulichen und zugleich starken Geruch empfand, sagte er: Pfui, Teufel; was haben Sie da für Tabac? Er ist von Montpellier, antwortete Santeuil.

XV.

Ein Abt bat den Santeuil, daß er ihm für einen seiner verstorbenen Anverwandten eine Grabschrift verfertigen sollte, und gab ihm sechs Louis, damit er gleich daran anfangen möchte. Der Poet versprach es, fieng aber nicht an, sondern arbeitete nur an den Versen, die bezahlt werden sollten, wenn sie fertig wären. Der Abt schickte verschiedenemal zu ihm nach der Grabschrift; man gab ihm aber immer zur Antwort, daß sie noch nicht fertig sey, und endlich, daß man gar nichts davon wisse. Der Abt gieng selbst zu ihm, pochte an, Santeuil fragte: wer da? der Abt antwortete: gut Freund! was für gut Freund? fuhr Santeuil fort; der bezahlt, ehe man ihm arbeitet, versetzte der Abt. Santeuil öfnete die Thüre, und da er den Abt mit einer lächelnden Mine sahe, fragte er, ob etwas zu seinen Diensten wäre. Der Abt sagte ihm so gleich, ob er sich nicht mehr der Grabschrift erinnere, die er ihm zu machen versprochen, und der sechs Louis, die er ihm dafür bezahlt habe. Bey meiner Treue, ant-

antwortete Santeuil, ich kann mich nicht erinnern; ich versichere Sie, daß ich viele Dinge vergesse, weil mein Gedächtniß nicht gar zu gut ist. Doch, weil Sie sagen, daß ich sie versprochen habe, so will ich sie machen, denn ich halte unverbrüchlich, was ich verspreche. Diese Grabschrift ward endlich in einer Zeit von sechs Monaten fertig; aber sie mußte noch einmal bezahlt werden, weil der Poet sich auf die sechs Louis, die er bekommen hatte, nicht mehr besinnen konnte, oder nicht mehr besinnen wollte.

XVI.

Als eines Tages Santeuil bey dem Herzog von Orleans zur Tafel war, gab ihm die Herzoginn im Scherz eine Ohrfeige, um ihn, wie sie sagte, zu strafen, daß er noch kein Lobgedicht auf sie gemacht habe. Da der Poet mit diesem Scherze nicht allzu wohl zufrieden schien, ließ die Herzoginn sich ein Glas Wasser bringen, goß es ihm über das Gesichte, um, wie sie sagte, den Schimpf abzuwaschen, den sie ihm angethan hätte. Santeuil, der bis ietzt für Schaam nicht hatte reden können, sagte in einem empfindlichen Tone, daß der Regen billig nach dem Donner kommen müßte.

XVII.

Als Santeuil eines Tages den Abend in der Stadt zugebracht hatte, und spät nach seinem Kloster zurück kehrte, ward er in einer entlegenen Straße von zween Räubern angefallen, die ihm

seine

seine Geldbörse nahmen. Sie fragten ihn hernach, ob er eine Uhr habe, und er antwortete, nein. Desto schlimmer, erwiederten die Räuber, denn wenn Sie eine gehabt hätten, so wüßten Sie, daß es sich für Sie nicht gehört, so spät auf der Straße zu seyn. Einige Schritte weiter hin, kamen zween andere Räuber, und foderten seine Börse. Meine Herren, antwortete ihnen Santeuil, ich habe sie alleweile zween ehrlichen Männern aufzuheben gegeben, die so gütig waren, sie vor einem Augenblicke zu sich zu nehmen. Die Räuber verstanden so gleich, was er sagen wollte, und liefen, um mit ihren Cameraden sich in das Geld des Poeten zu theilen.

XVIII.

Drey Damen besuchten eines Tages den Santeuil, und sagten ihm, daß sie sich bey ihm zu Gaste böten. Santeuil beschenkte eine iede mit seinen lateinischen Versen, und sagte, als er sie ihnen gab: Da sehen Sie, womit ich Sie bewirthe. So, sagten sie, eine artige Mahlzeit! Behalten Sie ihre Verse für die, die Latein verstehen, wir müssen etwas ganz anderes haben. Was! antwortete der Poet, Sie verstehen kein Latein? das wundert mich! Ha! Sie müssen es lernen: es ist die Sprache der Alten und der großen Welt. Ja, erwiederten die Damen, der großen Welt im Lande der Lateiner; aber außerdem ist sie sehr wenig bekannt. Santeuil ward über diese Antwort böse, gieng fort, und sagte, er möchte mit

Igno-

Ignoranten nichts zu thun haben. Der Character des Santeuils läßt vermuthen, daß er sich nur gestellt habe, als ob er beleidigt wäre, um den Damen nichts vorsetzen zu dürfen.

XIX.

Als Santeuil einst Abends um eilf Uhr nach St. Victor zu Hause gieng, wollte ihm der Thorwärter nicht aufmachen, weil man, wie er vorgab, es ihm verboten hätte. Nach vielen Unterhandlungen und vergebenen Vorstellungen schob Santeuil einen halben Louis unter dem Thore durch, und so gleich ward ihm aufgemacht. Kaum war er hinein, als er that, als ob er ein Buch auf der Bank habe liegen lassen, auf welcher er gesessen, bis man ihm aufgemacht. Der dienstfertige Thorwärter lief so gleich, es ihm zu holen, und Santeuil schloß den Augenblick die Thüre zu. Meister Peter, der halb blos war, klopfte nun selbst an die Thüre, und Santeuil, der eben die Fragen an ihn that, und eben die Schwierigkeiten machte, die er gemacht hatte, sagte beständig, daß er ihm nicht aufmachen könne, weil es ihm der Prior verboten habe. Ey, mein Herr de Santeuil, versetzte der Thorwärter, ich habe Ihnen doch mit so guter Manier aufgemacht . . . Ich will dir auf eben die Manier aufmachen, wenn du willst, sagte Santeuil, es kommt nur auf dich an: und nun that er, als wenn er fortgienge. Der Thorwärter rief ihm demnach, und sagte: Ich will

Ihnen

Ihnen lieber Ihr Geld wieder geben; Santeuil nahm es, und schloß ihm die Thüre auf.

XX.

Da Santeuil einsmals des Nachts im Bette auf einige Verse sann, fuhr er auf einmal auf, lief zur Kammer hinaus, und rannte im Hemde im Schlafzimmer herum, indem er aus allen Kräften darzu schrie: Ich habs gefunden! ich habs gefunden! Seine Mitbrüder, die über dem Geschrey aufwachten, fragten ihn, was er denn gefunden hätte? Den schönsten Vers, der iemals ist gemacht worden, antwortete Santeuil. Die Ordensleute lachten über den Narren, und schliefen wieder ein.

XXI.

Man machte eine Menge Grabschriften auf den Santeuil; die beste darunter ist folgende:

Cy git le célebre Santeuil:
Poëtes & fous prenez le deuil.

„Hier liegt der berühmte Santeuil: Poeten „und Narren legt die Trauer an.„

Pradon,

geb. zu Rouen, gest. 1698.

I.

Racine ließ seine Phädra den ersten Jenner 1677 auf dem Theater im Hotel de Bourgogne das erstemal aufführen. Einige Personen vom ersten Range, die einerley Geschmack und Absichten hatten, unter andern die Herzoginn von Bouillon, und der Herzog von Nevers, da sie einige Zeit zuvor erfahren hatten, daß Racine daran arbeite, nöthigten den Pradon, eine Tragödie über eben diesen Gegenstand zu machen, um den Racine zu kränken, und sein Stück zu unterdrücken, wenn es würde vorgestellt werden. Pradon, der auf den Beyfall stolz war, den eine Rotte seinen ersten Tragödien verschaft hatte, war eitel genug, sich diesem großen Poeten entgegen zu stellen. Er verfertigte demnach seine Phädra, und ließ sie zween Tage nach des Racine seiner von den königlichen Comödianten vorstellen. So schlecht das Stück auch war, so fehlte es ihm doch anfänglich nicht an Beyfall, so daß es sich einige Zeit auf dem Schauplatze erhielt. Es trugen darzu besonders zwey Stücke bey: die Neugier des Publici, beyde Stücke zu sehen, um eine Vergleichung zwischen ihnen anzustellen, und der Beyfall, den die Freunde des Pradon seinem Stücke gaben.

Die

Die Frau Deshoulieres, welche Pradon bey allen seinen Arbeiten zu Rathe zog, und welche, dieser Ursache wegen, sein Trauerspiel gern wohl aufgenommen sahe, wollte die erste Vorstellung von der Phädra des Racine nicht versäumen. Ihr Vorurtheil machte, daß sie dieselbe schlecht fand; sie verfertigte, als sie nach Hause kam, über Tische, in Gesellschaft einiger Personen, unter welchen auch Pradon war, das bekannte Sonnet wider das Stück, das sie hatte vorstellen sehen:

Dans un fauteuil doré, Phedre tremblante & blême,
Dit des vers où d'abord personne n'entend rien.
Sa nourrice lui fait un sermon fort chrétien
Contre l'affreux dessein d'attenter sur soi-meme.
Hippolyte la hait presque autant qu' elle l'aime.
Rien ne change son coeur, ni son chaste maintien.
La nourrice l'accuse, elle s'en punit bien.
Thésée a pour son fils une rigueur extrême.
Une grosse Aricie au teint rouge, aux crins blonds,
N'est-là que pour montrer deux énormes tetons,

Que malgré ſa froideur, Hippolyte idolâtre;
Il meurt enfin trainé par ſes Courſiers ingrats;
Et Phédre, après avoir pris de la mort aux rats,
Vient en ſe confeſſant mourir ſur le Théatre.

„Phädra, zitternd und erblaßt auf ei„nem vergoldeten Lehnſtuhle, ſagt Verſe „her, von denen niemand etwas verſteht. „Ihre Amme hält eine ſehr chriſtliche Ver„mahnung wider den ſchrecklichen Vorſatz, „ſelbſt Hand an ſich zu legen, an ſie. Hip„polytus haßt ſie faſt eben ſo ſehr, als ſie „ihn liebt. Nichts ändert ihr Herz und „ihr keuſches Betragen. Die Amme macht „ihr Vorwürfe, und ſie beſtraft ſich deßwe„gen nachdrücklich. Theſeus iſt gegen ſei„nen Sohn ungewöhnlich ſtrenge. Eine „dicke Aricie, roth vom Geſicht, und mit „blonden Haaren, iſt nur da, um zwey un„geheure Brüſte zu zeigen, welche, ſo kalt„ſinnig ſie iſt, Hippolytus dennoch anbetet; „endlich wird er von ſeinen undankbaren „Pferden fortgeſchleppet, und ums Leben „gebracht; und Phädra, nachdem ſie Rat„tenpulver genommen, legt ihre Beichte auf „dem Theater ab, und ſtirbt.„

Dieſes Sinngedichte verbreitete ſich gar bald durch ganz Paris. Den folgenden Morgen brachte der Abt Tallemand, der ältere, der Madame Deshoulieres eine Abſchrift davon, die es annahm, und ſich nicht das mindeſte merken ließ,

wie

wie viel sie an dem Sinngedichte Theil hatte, und sie war hernach die erste, die es herumwies, und sagte, sie hätte es von dem Abt Tallemand.

Die guten Freunde des Racine glaubten, es wäre eine Arbeit von dem Herzog von Nevers, einer von den großen Gönnern des Pradon; Denn, was Pradon selbst anbetrifft, so that man ihm die Ehre nicht, daß man ihn in Verdacht gehabt hätte, als wenn er der Verfasser davon wäre. In der Meynung nun, dreheten sie das Sinngedicht folgendermaßen, mit Beybehaltung der Reime, auf den Herzog von Nevers.

Dans un Palais doré Damon jaloux & blême,
Fait des vers où jamais personne n'entend rien.
Il n'est ni Courtisan, ni Guerrier, ni Chrétien,
Et souvent, pour rimer, il s'enferme lui-même.
La Muse par malheur le hait autant qu'il l'aime;
Il a d'un franc Poëte & l'air & le maintien;
Il veut juger de tout, & n'en juge pas bien;
Il a pour le Phébus une tendresse extrême.
Une Soeur vagabonde aux crins plus noirs que blonds,
Va dans toutes les Cours offrir ses deux tetons,

Dont, malgré ſon païs, ſon frêre eſt idolâtre;
Il ſe tue à rimer pour des lecteurs ingrats;
L'Eneide eſt pour lui pis que la mort aux rats,
Et ſelon lui, Pradon eſt le Roi du Théâtre.

„In einem vergoldeten Pallaſt, macht „Damon, eiferſüchtig und bleich, Verſe, davon man niemals was verſteht. Er iſt „weder ein Höfmann, noch Krieger, noch „ein Chriſt, und um Reime zu machen, verſchließt er ſich oft. Die Muſe haßt ihn „zum Unglück eben ſo ſehr, als er ihr günſtig iſt; er hat ſo wohl die Mine, als das „Betragen eines frechen Dichters; er will „von allem urtheilen, und urtheilet doch nur „ſchlecht; Er hat gegen den Phöbus eine „außerordentliche Liebe. Eine verlaufene „Schweſter, die mehr ſchwarz als blond von „Haaren, lauft an alle Höfe, und bietet ihre „beyden Zitzen feil, davon, ſeinem Vaterlande zum Trotz, nur ihr Bruder ein Anbeter iſt; er reimt ſich zu tode, für Leſer, „die es ihm nicht verdanken; die Aeneis iſt „für ihn ärger, als Rattenpulver, und ſeiner Meynung nach iſt Pradon die Hauptperſon für das Theater.„

Man ſchrieb dem Racine und Deſpreaux dieſe Antwort zu, die zu beißend und zu boshaft iſt, weil ſie gar die Sitten und die Perſon angreift.

Da

Da man aber sahe, daß der Herr von Nevers überall sagte, er ließe sie aufsuchen, und wollte sie ermorden lassen, so sagten sie öffentlich, daß sie die Verfasser nicht wären. Hierauf sagte ihnen der Herzog Heinrich Julius, ein Sohn des großen Conde: Wenn sie das Sinngedicht nicht gemacht haben, so kommen sie mit in den Pallast des Conde, wo sie der Prinz für diesen Drohungen schon wird zu schützen wissen, weil sie unschuldig sind; und wenn sie es gemacht haben, so kommen sie auch mit in den Pallast des Conde, wo sie der Prinz ebenfalls in Schutz nehmen wird, weil das Sinngedicht sehr lustig und witzig ist. Sie haben hernach versichert, daß das Sinngedicht von dem Ritter von Nantuillet, nebst dem Grafen von Fiesque, dem Marquis von Efflat, dem Herrn von Guilleragues, und von Manicamp, verfertiget worden wäre.

Der Herr von Nevers hat wieder mit einem Sinngedicht darauf geantwortet, worinnen ebenfalls die Reime beybehalten sind. Es heißt so:

Racine & Despreaux, l'air triste & le teint blême,
Viennent demander grace, & ne confessent rien.
Il faut leur pardonner, parcequ'on est Chrétien;
Mais on fait ce qu'on doit au Public, à Soi-même.

Damon pour l'interêt de cette Soeur qu'il aime
Doit de ces Scélérats châtier le maintien;
Car il ſeroit blamé de tous les gens de bien,
S'il ne puniſſoit pas leur inſolence extrême.
Ce fut une furie aux crins plus noirs que blonds,
Qui leur preſſa du pus de ſes affreux tetons
Ce Sonnet qu'en Secret leur cabale idolâtre.
Vous ne ſerez punis, Satyriques ingrats,
Non pas en trahiſon d'un Sou de mort aux rats
Mais de Coups de bâton donnés en plein Théâtre.

„Racine und Deſpreaux kommen mit ei„ner traurigen Miene und verblaßtem Ge„ſicht, bitten um Gnade, und geſtehen doch „nichts. Man muß ihnen vergeben, weil „man ein Chriſt iſt; man weiß aber, was „man der Welt und ſich ſelbſt ſchuldig iſt. „Damon muß, um der Schweſter willen, „die er liebt, die Aufführung dieſer Schand„buben züchtigen; denn alle rechtſchaffene „Leute würden es ihm für übel halten, wenn „er nicht ihre äußerſte Ungezogenheit be„ſtrafte. Es war eine Furie, mehr ſchwarz „als blond von Haaren, die ihnen Eyter aus „ihren abſcheulichen Zitzen gedrückt hat, „nämlich, das Sinngedicht, das ihre Bande

„ſo

„so sehr verehrt. Ihr undankbaren Saty-
„renschreiber sollt dafür bestraft werden, nicht
„aber durch Verrätherey, mit einem Kreu-
„zer Rattenpulver, sondern mit Stockschlä-
„gen, die ihr auf öffentlichen Theater bekom-
„men sollt. „

Der Streit wurde endlich durch Vermittelung einiger Personen vom ersten Range beygelegt.

Uebrigens erhielt bald darauf die Phädra des Racine, da sie vorher beynahe wäre gänzlich verworfen worden, einen allgemeinen Beyfall, da hingegen des Pradon seine in eine Vergessenheit kam, daraus sie sich niemals wieder hat retten können.

II.

Der Regulus des Pradon wurde sehr wohl aufgenommen, und seine Antigone sehr schlecht. Da nun ein gewisser Herr den Verfasser antraf, da er einen ganz schlechten Rock unter einen schönen scharlachnen Mantel an hatte, so sagte er mit einer Anspielung auf das Schicksal dieser beyden Stücke, zu ihm: Pradon, das ist der Mantel des Regulus über dem Rocke der Antigone.

III.

Pradon hatte sich in Paris in eine artige Gasconierinn verliebt, die ihm aber nicht gut war; doch aber vergnügten sie seine Einfälle. Er schrieb ihr einen Brief in Prosa und in Versen, woran

seine Leidenschaft mehr Antheil hatte, als seine Muse. Sie gab ihm eine schöne Antwort, die nichts als Witz zeigte, den er bewunderte: Er war aber gar nicht damit zufrieden, und gab weiter nichts zur Antwort, als die folgenden vier Zeilen:

Vous n' ecrivez que pour ecrire,
C' est pour vous un amusement;
Moi qui vous aime tendrement,
Je n' ecris que pour vous le dire.

„Sie schreiben mir nur, um zu schreiben,
„Das ist für Sie ein Zeitvertreib.
„Ich, der ich Sie so zärtlich liebe,
„Ich schreibe, daß ichs Ihnen sage.

IV.

In den vermischten Schriften des Vigneul Marville, findet man ein Histörchen vom Pradon, davon man glauben mag, so viel man will. Da Pradon ein theatralisches Stück verfertiget hatte, wollte er sich mit einem guten Freunde unter den Haufen im Parterre machen, er hatte das Gesicht bis über die Nase in den Mantel gehüllt, um der Schmeicheley zu entgehen, und ganz unerkannt selber mit anzuhören, was man doch von seinem Werke sagen würde. Gleich beym ersten Act wurde das Stück ausgepfiffen. Pradon, der sich nichts als Lobsprüche und Bewunderung versprach, kam gleich außer sich, und stampfte heftig mit dem Fuße. Sein guter Freund, der

ihn

ihn in Unordnung sah, kriegte ihn beym Arm, und sagte zu ihm: Mein Herr, seyn Sie standhaft wider die Streiche des Glücks; und wenn Sie mir trauen, so pfeifen Sie getrost mit, wie die andern. Pradon, der nun wieder zu sich kam, und diesen Rath nach seinem Geschmack fand, kriegte sein Pfeifgen her, und pfiff tapfer mit. Ein Musquetier gab ihm einen derben Rippenstoß, und sagte zu ihm ganz hitzig: Mein Herr, warum pfeifen Sie? das Stück ist schön, und der Verfasser desselben ist kein Narr, er macht Aufsehen und Lärm bey Hofe. Pradon, der ein wenig zu hitzig war, gab dem Musquetier wieder einen Stoß, und schwur, er würde bis zu Ende pfeifen. Der Musquetier kriegte des Pradon Hut und Perrücke, und warf sie hinüber auf das Theater. Pradon giebt dem Musquetier eine Ohrfeige, und der giebt dem Pradon mit seinen Degen einen Hieb kreuzweis über das Gesichte, und will ihm den Hals brechen. Pradon, der sich um sein selbst willen hatte auszischen und ausprügeln lassen, erreichte endlich die Thür, gieng fort, und ließ sich verbinden.

V.

Pradon war der unwissendste Mann von der Welt. Man giebt vor, daß, da der Prinz von Conti, als sie aus einem seiner Trauerspiele giengen, zu ihm gesagt habe, er hätte eine Stadt, die nach Asien gehörte, nach Europa versetzt. Pradon ihm geantwortet haben soll: Ich bitte Eu. Durchl.

mich

mich deßwegen zu entschuldigen, denn ich verstehe die Chronologie nicht.

VI.

Bacon hat auf das Trauerspiel, Scipio, welches in der Fasten gespielt wurde, und welches das gewöhnliche Schicksal aller Stücke des Pradon hatte, folgendes Sinngedicht verfertiget:

Dans sa piece de Scipion,
Pradon fait voir ce Capitaine,
Prêt à se marier avec une Africaine:
D'Annibal il fait un poltron,
Ses héros sont enfin si differens d'eux-mêmes,
Qu'un quidam les voyant plus masqués qu'en un bal,
Dit, que Pradon donnoit au milieu du Carême
Une piece de Carnaval.

„Pradon stellt in seinem Stücke, Scipio, diesen Feldherrn vor, wie er sich mit einer Afrikanerinn verheyrathen will, und macht aus dem Hannibal einen Eisenfresser. Kurz, seine Helden sind sich selbst so ungleich, daß iemand, der sahe, daß sie mehr verstellt waren, als wenn sie auf einem Ball wären, sagte: Pradon spielte mitten in der Fasten ein Fastnachtsstück.„

VII. Herr

VII.

Herr Verrier glaubte, er würde dem sterbenden Despreaux einen Zeitvertreib machen, wenn er ihm ein Trauerspiel vorläse, welches, da es neu war, sehr viel Aufsehens machte. Da er ihm den ersten Act vorgelesen hatte, so sagte er zum Verrier: Ach! mein Freund, will ich denn nicht geschwind genug sterben! Die Pradons, darüber wir uns in unserer Jugend lustig gemacht haben, sind gegen die ietzigen große Lichter gewesen.

VIII.

Grabschrift auf den Pradon:

Cy git le Poëte Pradon,
Qui durant quarante ans d'une ardeur sans pareille,
Fit à la barbe d'Apollon
Le même metier que Corneille.

„Hier liegt der Dichter Pradon, der ganzer vierzig Jahre lang, mit ganz ungewöhnlichem Eifer, vor der Nase des Apollo, eben die Kunst trieb, die Corneille getrieben hat.„

IX.

Um die Gewalt der Frauenzimmer über die Mannspersonen auszudrücken, sagte Lamothe: Sie würden es so weit bringen, daß man die Phädra des Pradon würde hervor suchen, und des Racine seine verlassen müssen.

Clau-

Claudius Boyer,

geb. zu Alby = = = gest. 1698.

I.

Die Judith des Abts Boyer wurde von berühmten Schauspielern aufgeführt, und erhielt sich eine ganze Fasten durch. Sie wurde zum Unglück vierzehen Tage vor Ostern gedruckt, und mit dem Beschluß der Fasten ausgepfiffen. Die Jungfer Champmele machte die Rolle der Judith. Da sie sich nun wunderte, eine solche Musik zu hören, so redete sie, weil ihre Ohren nur an den Beyfall gewöhnt waren, das Parterre also an: „Meine Herren! Wir wundern uns, daß „Sie heute ein Stück so schlecht aufgenommen „haben, welches Sie die ganze Fasten über mit „ihrem Beyfall beehrten.„ Den Augenblick ließ sich eine Stimme hören, die sagte: Die Pfeifchen waren damals zu Versailles, in den Predigten des Abts Boileau.

II.

Da der Abt Boyer beym Hinausgehen aus einem seiner Stücke, in welchem nicht viel Leute gewesen waren, die Schuld auf das garstige Wetter schob, machte Füretiere folgendes Sinngedicht:

Quand les pieces repreſentées
De Boyer ſont peu frequentées;
Chagrin qu'il eſt d'y voir peu d'aſſiſtans,
Voici comme il tourne la choſe;
Vendredi la pluie en eſt la cauſe,
Et le Dimanche le beau tems.

„Wenn die Stücke des Boyer wenig be„ſucht werden, ſo ſehe man, wie er aus Ver„druß, daß ſich ſo wenige dabey einfinden, „die Sache artig drehen kann: Des Frey„tags iſt der Regen daran Schuld, und des „Sonntags das ſchöne Wetter.„

Johann Racine,

geb. zu Ferte-Milon 1639, geſt. 1699.

I.

Racine wurde zu Portroyal erzogen, und Herr Lancelot, Küſter bey dieſer Abtey, ein ſehr geſchickter Mann, lernte ihm das Griechiſche, und ehe noch ein Jahr vergieng, brachte er ihn ſo weit, daß er die Trauerſpiele des Sophocles und Euripides verſtund: Sie nahmen ihn dergeſtalt ein, daß er in dem Holze, um den Teich bey Portroyal, ganze Tage mit Leſung und Auswendiglernen derſelben zubrachte. Er fand Gelegenheit, den Roman Theagenes und Chariclea, griechiſch zu bekommen.

kommen. Der Küster nahm ihm dieses Buch weg, und warf es ins Feuer; acht Tage darauf hatte Racine schon wieder ein anderes, dem es eben so gieng. Er kaufte sichs zum drittenmal, und lernte es auswendig, darnach gab er es dem Küster, daß er es auch verbrennen sollte.

II.

In dem Streite, welchen Racine mit Nicole hatte, konnte sich Herr Arnauld, ob er gleich sehr böse auf Racine war, nicht entbrechen, da er mit einem Freunde desselben redete, zu gestehen, daß Nicole die Streitfrage verlassen habe, und daß er gar nicht die Kunst, sondern den Künstler, der wider den Zweck und die Absicht der Kunst gefehlt hätte, verdammen müßte.

III.

Racine liebte lange Zeit die Jungfer Champmele, und bekam nicht eher eine Abneigung gegen sie, als bis sie ihn gänzlich verließ, und sich an den Herrn Clermont-Tonnere hielt; Deßwegen sagte man damals von dieser berühmten Comödiantinn, qu'un Tonnerre l'avoit déracinée, ein Donner habe sie von der Wurzel (vom Racine) losgerissen.

IV.

Racine ward mit Flechier zugleich in die französische Akademie aufgenommen. Letzterer, der seine Rede zuerst hielt, wurde ausserordentlich gelobt. Racine, der seine darnach hielt, verderbte

seine

seine ganze Abhandlung durch sein verzagtes Wesen, mit der er sie herlas. Da er nun sahe, daß sie gar nicht gefallen hatte, wollte er sie gar nicht drucken lassen.

V.

Als Racine und Despreaux einst zu Versailles gewesen waren, fuhren sie mit der Landkutsche wieder nach Paris zurück. Sie fanden zween ehrliche Bürger auf derselben, und da sie bey Hofe sehr wohl waren aufgenommen worden, so waren sie unterwegens ungemein aufgeräumt; ihre Gespräche waren so witzig, so munter und lehrreich, als sie iemals seyn konnten. Die beyden Bürger hörten mit Verwunderung zu, und wurden gar nicht müde, ihr Vergnügen darüber zu bezeigen. Als sie endlich von der Kutsche abstiegen, machte einer dem Racine sein Compliment, und der andere umarmte den Despreaux, und sagte zu ihm: „Ich bin mit Doctoren aus der Sorbonne, und „auch oft selbst mit Ordensleuten gereist; aber ich „habe nie so vortreffliche Sachen gehört; in „Wahrheit, mein Herr, Sie sprechen hundertmal „besser, als ein Prediger.„

VI.

Racine gab seinen Kindern die Vermahnung: Wenn ihr in der Welt Leute findet, die aus meinen Trauerspielen nicht viel machen, oder sie durch scharfe Critiken angreifen, so gebt ihnen weiter nichts zur Antwort, als dieses, daß ich alles, was ich gekonnt, gethan habe, um dem

Publico zu gefallen, und daß ich gewünscht habe, es noch besser machen zu können.

VII.

Racine war sehr zum spotten geneigt, und sein Spott war nicht selten beleidigend. Als der Prinz von Barbanson das Schloß zu Namur, in welchem er Commandant war, durch Capitulation übergeben hatte, sagte er zu ihm: Sie haben die Zeit zum Ausziehen schlecht gewählt. Es hatte nemlich beständig geregnet, und Racine hatte vielleicht eben dieses in Gedanken. Der Prinz, der sich einbildete, daß er über ihn spotten wolle, gab ihm ganz freundlich zur Antwort: Wenn man so auszieht, wie ich, so ist das schlechteste Wetter mehr als zu schön; und diese Antwort gefiel dem Könige.

VIII.

Racine würde von den heftigsten Leidenschaften beherrscht worden seyn, wenn sie nicht durch Religion wären zurück gehalten worden; worüber Despreaux sagte: Die Vernunft führt insgemein andere zur Religion, aber den Racine hat die Religion zur Vernunft geführt.

IX.

Segrais sagt, daß Racine und Boileau dem Rochefoucault zu der Maxime: **Man ist sehr arm, wenn man nur eine Art des Verstandes besitzt,** Gelegenheit gegeben habe, weil nemlich alle ihre Gespräche auf die Poesie gien-

giengen, und sie außer dieser nichts weiter wußten.

X.

Racine schonte mit seinen empfindlichen Spöttereyen selbst seine Freunde nicht, wenn sie ihm durch Unvorsichtigkeit Gelegenheit darzu gaben. Als eines Tages Despreaux in der Akademie der Inschriften eine falsche Meynung behauptete, ließ es Racine nicht bey einer bloßen Spötterey bewenden, welche öfters eine Frucht der ersten Hitze ist, mit welcher man disputirt; sondern er griff seinen Freund so heftig an, daß Despreaux sich endlich genöthigt sahe, zu sagen: Ich gestehe, daß ich Unrecht habe; aber, ich will lieber Unrecht, als mit so viel Geschrey Recht haben, wie Sie.

XI.

Despreaux hatte ein andermal die Spöttereyen des Racine gewaltig empfinden müssen; er sagte aber, da der Streit vorbey war, mit kaltem Blute zu ihm: Haben Sie mich denn gern wollen böse machen? Bewahre mich der Himmel, gab Racine zur Antwort. Nun, so haben Sie doch Unrecht, versetzte Despreaux, denn Sie haben mich böse gemacht.

XII.

Racine hatte Lust ein Cartheuser zu werden. Ein vernünftiger Geistlicher, den er zum Beichtvater hatte, fand diesen Vorsatz übertrieben. Er stellte dem Racine vor, daß ein Character, wie der

seinige, die Einsamkeit nicht lange ertragen würde; daß er besser thun würde, wenn er in der Welt bliebe, und um die Gefahren derselben zu vermeiden, sich mit einer gottsfürchtigen Person verheyrathete; daß der Umgang mit einer vernünftigen Frau, ihn von allen verführerischen Gesellschaften zurück ziehen würde, in welche er durch die Besuchung der Schauspiele gerathen sey. Als ihn hernach, in den folgenden Jahren seines Lebens, die häuslichen Sorgen plagten, rief er aus: Ey! warum habe ich mich in dieselben gesteckt? warum hat man mich nicht einen Cartheuser werden lassen! ich würde ein weit ruhigeres Leben führen.

XIII.

Racine brachte von Versailles eine Börse von tausend Louis mit, und traf seine Frau zu Auteuil, in dem Landhause des Despreaux an, wo sie ihn erwartete. Er umarmte sie, und sagte: Wünschen Sie mir Glück! Sehen Sie da eine Börse von tausend Louis, die mir der König geschenkt hat. Seine Frau klagte so gleich über eins seiner Kinder, welches seit zwey Tagen nichts hatte lernen wollen. Wir wollen ein andermal davon reden, gab er zur Antwort, heute müssen wir fröhlich seyn. Sie stellte ihm weiter vor, daß er diesem Kinde, wenn er nach Hause käme, einen tüchtigen Verweiß geben solle, und hörte nicht auf mit klagen, bis Despreaux, der voller Verwunderung, mit starken Schritten, in dem Zimmer herum

herum stieg, ungeduldig ward, und ausrief: O welche Unempfindlichkeit! kann man an eine Börse von tausend Louis so wenig gedenken?

XIV.

Racine wollte gern einen Hofmann vorstellen, hatte aber nicht viel Geschick darzu. Als ihn der König eines Tages mit dem Herrn de Cavoye spazieren gehen sah, sagte er: Diese beyden Leute sehe ich doch so öfters bey einander, und ich errathe leicht die Ursache: Cavoye glaubt in Gesellschaft des Racine ein witziger Kopf, und Racine in Gesellschaft des Cavoye ein Hofmann zu seyn.

XV.

Der König ließ sich gern vom Racine vorlesen, weil er eine besondere Gabe, die Schönheiten eines Werks, das er vorlas, fühlbar zu machen, besaß. Der König befahl demnach, als er einst sich nicht wohl befand, dem Racine, ihm ein Buch auszusuchen, das ihm die Zeit vertriebe. Racine schlug ihm eine Lebensbeschreibung aus dem Plutarch vor. Das ist alt Französisch, antwortete der König. Racine erwiederte, daß er im Lesen suchen wolle die alten Redensarten zu verändern, und die Worte, die seit den Zeiten des Amyot nicht mehr im Gebrauch wären, durch neue und gebräuchlichere zu ersetzen. Racine that es zu völliger Befriedigung des Königs.

XVI.

Racine, dem von Ludewig XIV aufgetragen ward, seine Geschichte zu schreiben, bat sich eine besondere Audienz bey ihm aus. Sire, sagte er zum Könige, ein Geschichtschreiber darf kein Schmeichler seyn; er muß seinen Helden vorstellen, wie er wirklich ist; er darf auch nichts auslassen: Wie befehlen nun Eure Majestät, daß ich von Dero Liebeshändeln schreiben soll? Wir wollen sie übergehen, antwortete der König. Aber, Sire, versetzte Racine dreust, der Leser wird das nicht auslassen, was ich auch auslassen wollte. Ludewig ward dadurch noch nicht anderes Sinnes, sondern sagte ihm nochmals: Man lasse sie nur aus. Racine fuhr darauf fort: Da es in dem Leben Eurer Majestät unglaubliche Dinge giebt, so könnte das Geständniß der Schwachheiten meines Helden, den Leser leicht überführen, daß ich allenthalben die Wahrheit schriebe, und dieses würde für meine ganze Geschichte ein gutes Vorurtheil erregen. Der König gab ihm hierauf zur Antwort: Ich bin noch unentschlossen; alles aber, was ich ietzt darüber sagen kann, ist, daß man sie mit Stillschweigen übergehe.

XVII.

Als Ludewig XIV. nach Mons zur Belagerung gieng, befahl er seinen beyden Geschichtschreibern, ihm zu folgen. Racine, der lieber in Ruhe lebte, blieb zurück, und der König gab ihm, da er zurück kam, einen Verweiß darüber. Sire, ant-

antwortete ihm sinnreich der Poet, ich hatte kein Campagnekleid; es war bestellt, aber die Städte, die Eure Majestät belagert haben, sind eher eingenommen worden, als mein Kleid fertig geworden ist.

XVIII.

Ich erinnere mich, sagt Valincour, daß, als ich einst zu Auteuil bey dem Despreaux, mit dem Herrn Nicole und andern würdigen Freunden war, wir den Racine auf den **Oedipus** des Sophocles zu reden brachten. Er übersetzte ihn aus dem Stegreife, und sagte ihn uns ganz her, mit solchem Feuer und Nachdruck, daß wir alle, die wir ihm zuhörten, das Schrecken und Mitleiden, das in diesem Trauerspiele herrscht, empfanden. Ich habe unsere besten Schauspieler die besten Stücke auf dem Theater vorstellen sehen, aber nichts ist der Bewegung gleich gewesen, die ich bey Anhörung des Racine empfand. Selbst in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, schwebt mir noch Racine, mit seinem Buche in der Hand, vor Augen, und wie wir alle bestürzt um ihn herum sitzen.

XIX.

Der große Corneille machte dem Racine große Lobsprüche, als er ihm sein Trauerspiel, **Alexander**, vorgelesen hatte; er rieth ihm aber zugleich, sich lieber auf eine andere Dichtungsart, als auf die dramatische, zu legen, indem er ihn versicherte, daß er sich nicht darzu schicke. Corneille war keiner niederträchtigen Eifersucht fähig; und wenn

man ihn so reden hört, kann man glauben, daß er auch eben so dachte.

XX.

Die Andromache des Racine war von dem Marschall de Crequi und dem Grafen von Olonne stark angegriffen worden. Der Marschall war im Ruf, daß er seine Frau nicht sehr liebe, und der Graf hatte sich nicht über die allzu große Liebe seiner Frau zu beschweren. Racine machte darüber folgendes Sinngedicht an sich selbst:

La vraiſemblance eſt choquée en ta piece
Si l' on en croit & d' Olonne & Créqui.
Créqui dit que Pyrrus aime trop ſa maitreſſe,
D' Olonne qu' Andromaque aime trop ſon mari.

„Die Wahrscheinlichkeit ist in deinem „Stück nicht beobachtet, wenn man dem „d' Olonne und Crequi glaubt. Crequi „sagt, daß Pyrrhus seine Maitresse, und „d' Olonne, daß Andromache ihren Mann „zu sehr liebe.„

XXI.

Ein gewisser Prinz schickte einen witzigen Kopf in die Kirche, um einen Prediger zu hören, dem er seine Gnade angedeihen ließ. Als er zurück kam, fragte ihn der Prinz um seine Meynung. Aus Furcht, dem Prinzen zu mißfallen, konnte er nichts böses davon sagen; er konnte aber auch mit

gutem

gutem Gewissen nichts rühmliches davon sprechen. Er gab vor, daß er die ganze Predigt hindurch sehr zerstreut gewesen wäre, und nicht recht habe Achtung geben können, weil ein junger Geistlicher, der sich nicht weit von ihm an einen Pfeiler gelehnt hatte, alle Augenblicke als verzweifelt gethan, und ausgerufen hätte: O Racine! Racine! wobey er mit dem Fuße auf die Erde gestampft, und die Augen gen Himmel erhoben habe. Warum that er das? fragte der Prinz. Ich habe ihn gefragt, antwortete der Poet, als die Predigt zu Ende war, und er gab mir zur Antwort: Wissen Sie nicht, mein Herr, was dem Racine mit seinem Alexander begegnet ist, welches so ein vortreffliches Stück ist? Seine Freunde hatten ihn alle versichert, daß das Stück schön sey; und sie hatten Recht. Er, der sich darauf verließ, gab das Stück der Bande des Moliere, und es fand nicht den geringsten Beyfall, da es das erstemal vorgestellt ward. Der Herr Racine, der über die schlechte Aufnahme seines Stücks ganz außer sich war, wollte seine Freunde darüber zur Rede setzen, die ihm eine so gute Meynung davon beygebracht hatten. Diese Freunde gaben ihm darauf zur Antwort: Ihr Stück ist vortrefflich, aber Sie haben es einer Bande zur Aufführung gegeben, die nur komische Stücke spielt; das ist blos die Ursache, weßwegen es nicht Beyfall gefunden hat. Geben Sie es nur in das Hotel de Bourgogne, so werden Sie sehen, wie wohl es wird aufgenommen werden. Racine folgte dem Rathe, und

legte mit seinem Stück ungemein viel Ehre ein. Eben dieses ist ietzt mir begegnet, fuhr der junge Geistliche fort; ich habe die Rede gemacht, die sie ietzt gehört haben, und nach dem Urtheil der Kenner, ist sie ein Meisterstück; sie sehen aber, was für eine schlechte Wirkung sie gethan hat, da ich sie diesem Stümper zum declamiren gegeben habe. Er ist matt an den Stellen, wo er in Affect gerathen sollte, und schreyt wie ein Besessener, wenn er zu sanften Stellen kommt. Ich werde es aber machen wie der Herr Racine; ich will ihm meine Rede wiedernehmen, und sie einem andern geben, der mehr Geschicklichkeit hat.

XXII.

Racine zählte die Lobsprüche, die ihm von Ungelehrten gemacht wurden, unter die unangenehmen Dinge. Er erzählte, wenn er aufgeräumt war, das Compliment, das ihm eine alte obrigkeitliche Person gemacht hatte, die nie in der Comödie gewesen war, und sich durch eine Gesellschaft darzu bereden ließ, weil man ihr versicherte, daß sie die Andromache sehen sollte. Dieser Mann war sehr aufmerksam während dem Schauspiele, welches man mit dem Nachspiele, les Plaideurs, beschloß. Im Herausgehen traf er den Autor an, und sagte zu ihm: Mein Herr, ich bin mit ihrer Andromache sehr zufrieden, es ist ein artiges Stück; ich wundere mich nur, daß es sich so lustig schließt; ich hatte anfänglich Lust zu weinen,

nen, da ich aber die kleinen Hunde sahe, mußte ich lachen.

XXIII.

Racine hatte einen Onkel, der Canonicus regularis zu Uzes war, und ihm seine Pfründe überließ. Da er aber zu lange verzog, ehe er das Kleid dieses Ordens nahm, machte ihm ein anderer diese Pfründe streitig, und erhielt sie. Der Verlust seines Processes bewog ihn, die Comödie der **Advocaten vor Gericht**, (Plaideurs) zu machen. Bey den beyden ersten Vorstellungen wurden die Comödianten beynahe ausgepfiffen, und wollten die dritte nicht wagen. Moliere, der damals mit dem Racine zerfallen war, ließ sich das Urtheil des gemeinen Haufens nicht hinreißen, und sagte, da er heraus gieng, daß die, die sich über dieses Stück aufhielten, verdienten, daß man sich über sie aufhalte. Als einen Monat darnach die Comödianten bey Hofe spielten, und nicht wußten, was für ein kleines Stück sie zur Nachcomödie nehmen sollten, wagten sie es, die **Advocaten vor Gericht** vorzustellen. Ludewig XIV, der sehr ernsthaft war, konnte sich nicht enthalten, laut dabey zu lachen, und der Hof lachte nicht aus bloßer Gefälligkeit mit. Die Comödianten, die um eilf Uhr Abends in drey Carossen von Saint-Germain wegfuhren, eilten, dem Racine diese gute Nachricht zu bringen, der im Hotel des Urßins wohnte. Drey Carossen nach Mitternacht, und an einem Orte, wo man nie

deren

deren so viel beysammen gesehen hatte, weckten die ganze Nachbarschaft auf. Man kam an die Fenster gelaufen, und da man die Carossen vor der Thüre des Racine halten sahe, und man von Advocaten reden hörte, glaubten die Bürger, Racine würde aus seinem Logis geholt, weil er etwan den Richtern zu nahe geredet hätte. Die ganze Stadt glaubte ihn den folgenden Tag im Stockhause zu finden; und was dieser lächerlichen Einbildung einigen Schein gab, war, daß wirklich ein alter Parlamentsrath viel Lärmen über diese Comödie im Parlamente gemacht hatte.

XXIV.

Corneille sagt im Cid, indem er vom Dom Diego redet:

Ses rides sur son front ont gravé ses exploits.

„Seine Runzeln haben seine Thaten auf seine Stirne gegraben.„

Und Racine sagt in den **Advocaten vor Gericht**, eben dieses mit einer kleinen Veränderung von einem Gerichtsdiener:

Ses rides sur son front gravoient tous ses exploits.

Corneille ward dadurch sehr beleidigt. Was? sagte er, ein junger Mensch darf sich unterstehen die schönsten Verse anderer Leute zu lächerlichen Dingen zu gebrauchen?

XXV. Flo-

XXV.

Floridor, der beste Comödiant seiner Zeit, spielte die Rolle des Nero im Britannicus. Da ihm nun die Zuschauer alle sehr gewogen waren, that es ihnen wehe, daß sie ihn den Nero sollten vorstellen, und sich gezwungen sehen, ihn zu hassen. Das war Ursache, daß man diese Rolle einem andern Acteur gab, der nicht so sehr in Gunst stand, und das Stück selbst gewann dabey.

XXVI.

Man weiß, wie viel Eindruck einige Verse im Britannicus auf Ludewig XIV. machten. Wenn Narcissus dem Nero die Reden vorhält, die man wider ihn führt, so sagt er ihm, daß man seine Begierde, durch Vorzüge zu glänzen, die nicht Vorzüge eines Kayfers sind, tadle.

Il excelle à conduire un char dans la carriere,
A disputer des prix indignes de ses mains,
A se donner lui-même en spectacle aux Romains,
A venir prodiguer sa voix sur un Théatre.

„Er weiß vortrefflich einen Wagen in „der Rennbahn zu führen, Preiße, seiner „Hände unwürdig, zu erstreiten, sich selbst „den Römern zum Schauspiel zu machen, „und seine Stimme auf dem Schauplatze zu „verschwenden.„

Diese Verse machten den jungen Monarchen aufmerksam, welcher bisweilen in den Ballets getanzt

getanzt hatte; und ob er gleich ein vortrefflicher Tänzer war, so wollte er sich doch bey keinem Ballet mehr sehen lassen, indem er gelernt hatte, daß sich ein König nicht zum Schauspiele machen müsse.

XXVII.

Man fragte den großen Conde, was er von der Berenice gedächte, die man seit geraumer Zeit aufführte. Er antwortete durch die beyden Verse, wo Titus von seiner Maitresse redet:

Depuis cinq ans entiers chaque jour je la vois,
Et crois toujours la voir pour la premiere fois.

„Seit fünf ganzen Jahren sehe ich sie „alle Tage, und ich glaube beständig, sie „das erstemal zu sehen.„

Dieses Urtheil ist sehr von dem unterschieden, das ihm ein gewisser Schriftsteller zuschreibt. Er giebt vor, daß, als Racine den großen Conde gefragt habe, was er von der Berenice hielte, dieser Prinz den Ausgang eines gewissen Liedchens zu singen angefangen habe: Marion pleure, Marion crie; Marion veut qu' on la marie. Mariechen weint, Mariechen schreyt; Mariechen will einen Mann haben. Heut zu Tage weiß man zuverläßig, daß diese Antwort vom Chapelle ist.

XXVIII.

XXVIII.

Ludewig XIV, der sich nicht leicht in seinen Urtheilen irrete, sahe seinen Leibarzt, Dodart, als sie aus der **Berenice** giengen, und sagte lachend zu ihm: Ich war eben im Begriff, euch suchen zu lassen, um einer Prinzessinn beyzustehen, die sterben wollte, ohne zu wissen, weßwegen.

XXIX.

Als die italienischen Comödianten eine Parodie der **Berenice** aufführten, ärgerte sich ein Autor, der einige gute Trauerspiele gemacht hatte, sehr darüber. Welche Ungereimtheit, sagte er, daß man Pickelheringen erlaubt, das lächerlich zu machen, was berühmte Autoren ihre Helden in den Trauerspielen sagen lassen. Wenn man die Moral dieser Stücke lächerlich macht, wo wird künftig der König Räthe zu seinem Conseil, und Generale für seine Armeen hernehmen? Man muß in der That sehr Poet seyn, wenn man sich einbildet, daß die herzhaften Generale und die Einsichtsvollen Minister vom Theater herkommen.

XXX.

Als Corneille bey der Vorstellung des **Bajazet** neben dem Segrais saß, sagte er zu ihm: Geben Sie Achtung, in dem ganzen Stück spricht keine einzige Person wie sie sprechen sollte, und wie man zu Constantinopel spricht; doch nur gegen Sie gesagt; denn wenn ich eben dieses gegen

andere sagte, so würde man glauben, ich wäre eifersüchtig.

XXXI.

Zu der Zeit, da Racine das Trauerspiel, **Mithridates**, machte, gieng er alle Morgen nach den Thuillerien, wo damals allerhand Leute arbeiteten. Wenn er nun anfieng, seine Verse laut her zu sagen, und nicht eine einzige Person im Garten gewahr ward, sahe er sich auf einmal von allen, die darinne arbeiteten, umringt. Sie verließen ihre Arbeit, um auf ihn Achtung zu geben, weil sie ihn für einen Menschen hielten, der aus Verzweifelung sich im Garten ersäufen wollte.

XXXII.

Racine hat dem **Mithridates** einen sehr erhabenen Charakter gegeben. Es gefiel demnach, von allen Trauerspielen, die Carl XII. während seines Aufenthalts zu Bender las, ihm keins so sehr, als dieses; und er zeigte einem seiner Minister mit dem Finger alle Stellen, die ihm vorzüglich gefielen.

Corneille nannte den **Achilles**, **Agamemnon** und **Mithridates** vom Racine, Helden nach unsern Sitten umgeschmelzt.

XXXIII.

Beaubourg, der ungemein heßlich war, spielte die Rolle des **Mithridates**, und **Monime**, welche von der Mademoiselle Lecouvreur vorgestellt

ward,

ward, ſagt zu ihm: Ah! Seigneur, vous changez de viſage? Ach! gnädigſter König, Sie verändern ihr Geſicht? Das Parterre rief ſo gleich: Laiſſez-le faire! Das mag er thun!

XXXIV.

Als Racine ſeine Iphigenia bekannt machte, gaben Coras und Leclerc eine andere heraus, die weiter nicht ſehr bekannt iſt, als durch das Sinngedicht, das man dem Racine Schuld giebt:

Entre Leclerc & ſon ami Coras,
Tous deux Auteurs rimant de compagnie:
N'a pas long-tems s'ourdirent grands debats
Sur leur propos de leur Iphigenie.
Coras lui dit: La piece eſt de mon cru:
Leclerc répond: Elle eſt mienne & non votre.
Mais auſſitôt que l'ouvrage a paru
Plus n'ont voulu l'avoir fait ni l'un ni l'autre.

„Zwiſchen dem Leclerc und ſeinem Freunde Coras, zween Reimern in Compagnie, erhob ſich, vor nicht gar langer Zeit, ein großer Streit, über ihre Iphigenia. Coras ſagt: Das Stück iſt von meiner Arbeit; und Leclerc antwortet: Es gehört mir, und nicht euch. Aber, ſeitdem das Stück öffentlich erſchienen iſt, will es weder

„der eine, noch der andere, gemacht ha„ben.„

XXXV.

Ein strenger und bloßer Mathematikus hatte nie den Racine gelesen. Als ihm nun einer viel Rühmens von ihm machte, ließ er sich bereden, seine **Iphigenia** zu lesen. Kaum aber hatte er drey oder vier Scenen durchgelesen, als er das Buch hinwarf, und sagte: Nun, was ist damit bewiesen?

XXXVI.

Der berühmte Arnauld hatte von den Trauerspielen des Racine sonst keines gelesen, als die **Phädra**, und sagte zu dem Verfasser: Warum haben Sie den Hippolytus verliebt vorgestellt? Ey, mein Herr, gab Racine zur Antwort, was würden sonst unsere Petitmaitres darzu gesagt haben?

XXXVII.

Athalia ward im Anfange sehr schlecht aufgenommen. Man sagte, daß es blos eine andächtige Uebung für die Kinder wäre. Ein Priester und ein Kind, wären darinne die Hauptpersonen. Despreaux aber behauptete standhaft, daß Athalia das Meisterstück des Poeten so wohl, als der tragischen Bühne überhaupt sey, und daß das Publicum bald oder spät, seine Meynung ändern würde. Er war es allein, der dieses behauptete, und Racine starb unterdessen, überzeugt, daß er

seinem

seinem Gegenstande nicht Genüge geleistet habe, weil die Gleichgültigkeit des Publici ihm zu sagen schien, daß er ihn nicht interessant zu machen gewußt habe. Dieses Stück, das für das Stift zu Saint-Cyr gemacht war, war niemals von Comödianten vorgestellt worden. Der Herzog von Orleans wollte aber wissen, was für eine Wirkung es auf dem Theater thun würde, und befahl den Comödianten es aufzuführen, ohne sich an die in dem Privilegio enthaltene Clausel zu kehren. Der Beyfall war erstaunlich, und die ersten Vorstellungen, die bey Hofe geschehen waren, gaben dem Stücke einen neuen Werth. Der König war ohngefehr in dem Alter des Joas.

XXXVIII.

Racine, der seinen ältesten Sohn gern von der Poesie abbringen wollte, sagte ihm, daß die schlechteste Critik ihm mehr Gram verursacht, als ihm der größte Beyfall Freude gemacht habe. Glaube nicht, sprach er, daß meine Stücke Ursache sind, wenn mir die Großen am Hofe freundschaftlich begegnen. Corneille macht Verse, die hundertmal schöner sind, als die meinigen, und doch macht sich niemand etwas aus ihm. Man liebt ihn nur in dem Munde seiner Acteurs. Ich hüte mich, den Vornehmen mit meinen Werken beschwerlich zu seyn, und an statt ihnen davon vorzureden, unterhalte ich sie lieber mit Dingen, die ihnen angenehm sind. Ich lasse ihnen nicht merken, daß ich Verstand habe, sondern su-

che ihnen nur zu zeigen, daß sie dergleichen haben.

XXXIX.

Racine liebte den Despreaux zärtlich, und sagte zu ihm, als er ihn das letztemal umarmte: Ich sehe es als ein Glück für mich an, daß ich später sterbe, als Sie.

XL.

Racine, der in seiner letzten Krankheit drey Wochen lang mit einer grosen Trockenheit der Zunge und der Kehle geplagt ward, sagte weiter nichts, als: Ich will diese Plage als eine Züchtigung von Gott gern annehmen; wenn ich nur damit für das Vergnügen, das ich so oft an den Tafeln der Großen genossen, büßen könnte!

XLI.

Der Herr von Voltaire schreibt an den Marquis Scipio Maffei: Glauben Sie nicht, daß Racine, wie man ihm in Italien Schuld giebt, der Erfinder der unnützen galanten Episoden sey, mit denen wir unsere Werke zu belästigen pflegen. Er ist es vielmehr, der alles gethan hat, um den Geschmack der Nation in diesem Stück zu verbessern. Nie ist bey ihm eine Liebesunterhandlung eingeschoben; sie ist vielmehr der Grund aller seiner Stücke, und das, was dieselben interessant macht. Die Liebe ist die theatralischte Leidenschaft, die fruchtbarste an Sentimens, und zugleich die vielförmigste. Sie muß entweder die Seele

eines

eines theatralischen Werks seyn, oder gänzlich daraus verbannet bleiben. Wenn die Liebe nicht tragisch ist, so fällt sie ins abgeschmackte, und ist sie tragisch, so muß sie allein herrschen; sie schickt sich nicht, den zweyten Platz einzunehmen. Man kann daher vom Rotrou und Corneille sagen, daß sie durch die erzwungenen Liebeshändel unser Theater mehr verschlimmert, als verbessert haben; und das ist auch die Ursache, warum man so wenig Stücke vom Corneille mehr spielt.

XLII.

Racine sprach eines Tages mit solcher Beredsamkeit gegen die Frau von Maintenon von dem Elende des gemeinen Volks, und den Mitteln, dasselbe heraus zu reissen, daß sie ihn bat, ihr einen schriftlichen Aufsatz darüber zu geben, und ihm versprach, nicht zu sagen, von wem er wäre. Sie las diesen Aufsatz, als eben der König zu ihr kam, der ihn ihr aus der Hand nahm, und nachdem er einige Zeilen gelesen hatte, sie fragte, von wem er wäre. Die Frau von Maintenon, die sich lange weigerte, den Autor zu nennen, sahe sich endlich gezwungen, ihn zu verrathen. Was, sagte der König, ein wenig aufgebracht, glaubt der alles zu verstehen, weil er Verse machen kann? und will er Minister seyn, weil er ein großer Poet ist?

Magdalene von Scudery,

gest. 1701.

I.

Der Marschall von Roquelaure hatte ein Portrait von der Mademoiselle de Scudery, auf welchem sie als eine Vestalinn vorgestellt war, wie sie das heilige Feuer unterhielt, mit dem Wort, Fovebo, welches an dem Altare, auf welchem das Feuer brannte, eingegraben war. Es war dieses eine Andeutung der beständigen Freundschaft, die sie mit ihren berühmten Freunden, dem Herzog von Montausier, Conrart, Pelisson, Sarasin, und andern, unterhielt.

II.

Sarasin und Pelisson waren alle beyde der Mademoiselle de Scudery sehr ergeben, und man sagt, daß sie dem letztern den Vorzug gegeben habe, welcher so heßlich war, daß man sie wohl nicht im Verdacht haben kann, als ob ihre Liebe materiell gewesen wäre. Sie gab ihm ihre Neigung durch folgende Verse zu erkennen, die sie aus dem Stegreife machte:

Enfin Acanthe il faut se rendre,
Votre esprit a charmé le mien;
Je vous fais citoyen du tendre,
Mais de grace n'en dites rien.

„Endlich, Acanth, muß ich mich erge-
„ben; dein Verstand hat den meinigen be-
„siegt; ich gebe dir das Bürgerrecht der
„Zärtlichkeit, aber, ich bitte, sage niemand
„nichts davon.„

Diese Verse gaben zu andern Gelegenheit; be-sonders sind die merkwürdig, von denen man den Autor nicht weiß:

La figure de Pélisson,
Est une figure effroyable;
Mais quoique ce vilain garçon
Soit plus laid qu'un singe & qu'un diable,
Sapho lui trouve des appas:
Mais je ne m'en étonne pas,
Car chacun aime son semblable.

„Die Gestalt des Pelisson ist so, daß
„man dafür erschrickt. Ob aber gleich die-
„ser schlechte Mensch heßlicher ist, als ein
„Affe, und der Teufel selbst, so findet ihn
„Sapho doch reizend. Ich erstaune aber
„darüber nicht, denn ein ieder liebt seines
„gleichen.„

III.

Als der erste Dauphin aus dem Feldzuge von Philipsburg wieder gekommen war, übergab Mademoiselle de Scudery seiner Gemahlinn ein Gedicht, in welchem sie sagt:

Et la gloire & l'amour vous comblent de plaisirs;
Qui des deux d'un grand coeur remplit mieux les désirs?

„Ruhm und Liebe überhäufen Sie iezt „mit Vergnügen; Welches von beyden er„füllt am meisten die Begierden eines gros„sen Herzens?„

Die Dauphine gab zur Antwort, daß man darüber den Dauphin fragen müsse. Der Herzog von Montausier gieng also den folgenden Morgen zu ihm ans Bette, und sagte: Ich komme, die Antwort auf die Verse der Mademoiselle de Scudery abzuholen.

IV.

Vor einiger Zeit, sagt Menage, zeigte mir Herr Düperrier einen Brief, der sehr wohl geschrieben war, und sich mit den Worten schloß: Votre très-humble, très-obeissante servante. Ich sagte ihm, daß dieses nicht gut sey, und daß sich eine Dame nicht so unterschreiben müßte. Er aber vertheidigte das Gegentheil. Den folgenden Tag erhielt ich ein Billet von der Mademoiselle Scudery, das auf eben die Art unterschrieben war. Ich wunderte mich darüber, und zeigte es dem Herrn Düperrier, welcher der Mademoiselle Scudery unsere Uneinigkeit hinterbrachte. Es ist wahr, gab sie zur Antwort, daß man ehemals nicht so schrieb; aber die Frauenzimmer dürfen

dürfen iezt nicht mehr so stolz seyn, da sie nicht mehr so tugendhaft sind.

V.

Man sagte der Mademoiselle de Scudery, daß Versailles ein bezauberter Ort sey. Ja, antwortete sie, wenn nur der Zauberer daselbst ist. Sie meynte damit den König.

VI.

Auf einer Reise, die der Herr und Mademoiselle de Scudery nach Provence thaten, hielten sie zu Pont St. Esprit Nachtlager. Man wieß sie in ein Zimmer, wo zwey Betten standen. Ehe sie nun einschliefen, sprach der Herr de Scudery vom Cyrus, und fragte seine Schwester, was sie mit dem Prinzen Masares machen wollten. Nach einem kleinen Wortwechsel ward beschlossen, daß man ihn wolle umbringen lassen. Einige Kaufleute, die in dem Nebenzimmer waren, hörten dieses Gespräch, und glaubten, daß die beyden Reisenden sich wegen der vorhabenden Ermordung irgend eines großen Prinzen, mit einander besprächen, dessen Namen sie unter dem Namen Masares verheelten. Man meldete es der Obrigkeit, und Scudery ward, nebst seiner Schwester, arretirt. Es kostete ihnen viel Mühe sich zu vertheidigen und ihre Freyheit wieder zu erhalten.

VII.

Mademoiselle de Scudery schickte folgende Verse an den Herrn de Coulange, der zu Rom war:

Quoi! cette Muſe ſi joſie
Qui ſait badiner ſi gayement
Et toûjours agréablement
Se taira-t-elle en Italie?
Je lui demande trait pour trait,
Un bon & fidele portrait,
D' un Pape, que tout le monde aime;
Cette Muſe en fait de fort beaux,
Sa maniere n' eſt pâs la même.
Jamais ſur le Parnaſſe on ne vit rien de tel:
Elle eſt tantôt Calot, & tantôt Raphaël.

„Was, dieſe artige Muſe, die ſo munter
„und allezeit angenehm zu ſcherzen weiß,
„ſollte in Italien gänzlich ſtumm ſeyn?
„Nein, ich verlange von ihr, Zug für Zug,
„ein gutes und getreues Gemälde von ei-
„nem Pabſte, den alle Welt liebt; Dieſe
„Muſe macht ihre Gemälde ſehr ſchön, ſie
„ſind immer von veränderter Art. Nie
„hat man dergleichen auf dem Parnaß ge-
„ſehen: bald iſt ſie Calot, und bald Ra-
„phael.„

Der Herr von Coulange machte aber das Portrait nicht, das die Mademoiſelle Scudery verlangte; als er aber erfuhr, daß ſie krank geweſen ſey, und wieder geſund war, ſchickte er ihr folgende Verſe, nach einem bekannten Liedchen. (l' air de Joconde.)

Sapho

Sapho, j'ai long-tems heſité;
Mais il faut que je chante
Le retour de votre ſanté;
Ce beau ſujet me tente.
Quand la fievre vous fait ſouffrir,
Ce n'eſt qu'une querelle:
Hé quoi! peut on jamais mourir,
Quand on eſt immortelle?

„O Sapho, ich bin lange zweifelhaft ge„weſen; aber die Rückkehr deiner Geſund„heit muß von mir beſungen werden; die„ſer ſchöne Gegenſtand iſt eine große Ver„ſuchung für mich. Wenn das Fieber dir „Quaal verurſacht, ſo iſt es nur ein kleiner „Streit: Ey was! kann man iemals ſter„ben, wenn man wirklich unſterblich iſt?„

Mademoiſelle de Scudery antwortete nach Art eben dieſes Liedchens darauf:

Vous louez trop flatteuſement
Une pauvre mortelle;
Je ſais bien qu'en vers, quand on ment,
Ce n'eſt que bagatelle:
Mais pour ne vous rien déguiſer,
Je ne me ſaurois rendre,
Car il faudroit, pour m'appaiſer,
Le portrait d'Alexandre.

„Sie ſchmeicheln einer armen Sterbli„chen zu ſehr; Ich weiß wohl, daß in Verſen

„zu lügen, nur eine Kleinigkeit ist. Aber, „damit ich Ihnen nichts verhalte, ich kann „mich nicht so leicht befriedigen lassen; denn „wenn man mich beruhigen wollte, müßte „man mir das Portrait des Pabst Alexan„ders des achten schicken.„

Noch eine Antwort vom Herrn de Coulange:

Sapho, qui va trop loin se perd,
Je crains un Labyrinthe;
Le chemin ne m'est pas ouvert
Pour aller à Corinthe.
Vous demandez de ma façon
Le portrait du Saint-Pere,
Pour chanter le grand Othobon
Il faudroit un Homere.

„Sapho, wer zu weit geht, stürzt sich „ins Unglück; ich fürchte in ein Labyrinth „zu gerathen. Der Weg, nach Corinth „zu gehen, ist mir untersagt. Ich soll das „Portrait des heiligen Vaters nach meiner „Art schildern; aber, ein Homer muß es „seyn, der diesen großen Ottoboni a) be„singen will.„

a) Der Pabst Alexander VIII hieß zuvor Peter Ottoboni, und sein Vater, Marcus Ottoboni, war Großcanzler der Republik Venedig gewesen. Als man ihm vorwarf, daß er zu sehr mit der Erhebung seiner Familie eile, gab er zur Antwort: Es ist ja schon halb zwölf Uhr. Er starb auch bald darauf im Jahr 1691.

VIII.

Mademoiselle de Scudery schwatzte in einem Vorzimmer sehr vertraut mit den Bedienten. Da man sich darüber wunderte, daß sie sich so gemein mache, gab sie zur Antwort: Man lasse mich nur; iezt schwatze ich gern mit ihnen; sie sind sehr höflich und gesprächig, so lange sie Laquayen sind; so bald sie aber Herren werden, ist ihr närrischer Stolz nicht mehr zum Ausstehen.

IX.

Die Mademoiselle de Scudery ward auf der Straße von der Carosse eines Finanzpachters, der bey ihr vorbey fuhr, mit Koth bespritzt. Dieser Mann, sagte sie, ist rachsüchtig: wir haben ihn ehemals mit Koth geworfen, und nun wirft er uns damit.

X.

Despreaux nannte die Romane der Scudery einen Wörterkram (boutique de verbiage.) Sie ist eine Schriftstellerinn, sagte er, die nicht weiß, wenn sie aufhören soll. Ihre Helden, und die Helden ihres Bruders, treten niemals in ein Zimmer, wenn nicht alle Meublen zuvor inventirt und beschrieben werden. Man könnte sagen, daß man einen Verbalproceß von einem Gerichtsvogte anstellen hörte.

Edmund Boursault,

geb. zu Mussi in Burgund 1638, gest. 1701.

I.

Boursault hatte auf Befehl des Königs im Jahr 1671 ein Buch für den Dauphin, unter dem Titel, l'Etude des Souverains, verfertigen müssen; dieses Buch gefiel dem Könige so wohl, daß er es sich verschiedenemal vorlesen ließ, und den Verfasser für so geschickt zur Erziehung eines jungen Prinzen hielt, daß er ihn zum Unterlehrmeister des Dauphins ernannte. Da aber Boursault kein Latein verstand, konnte er diesem rühmlichen Posten nicht vorstehen.

II.

Thomas Corneille war ein sehr aufrichtiger Freund des Boursault, und wollte mit Gewalt, daß er um eine Stelle in der Akademie anhalten sollte. Dieser wandte aber immer seine Unwissenheit vor, und sagte, was die Akademie mit einem ungelehrten Menschen, der weder lateinisch noch griechisch verstünde, machen sollte? Es ist hier ja nicht die Rede von einer griechischen und lateinischen Akademie, antwortete Corneille, sondern von einer französischen; und wer versteht das Französische besser, als Sie?

III.

Als sich Despreaux, einer Heiserkeit wegen, in das Bad nach Bourbon begeben, und länger daselbst aufgehalten hatte, als er anfangs willens war, hörte Boursault, der Steuereinnehmer zu Montlüson in Bourbonnois war, daß sein Tadler in der Nähe sey, und Mangel am Gelde habe. Boursault stand nicht einen Augenblick bey sich an, zu ihm nach Bourbon zu gehen, und ihm einen Beutel mit zweyhundert Louis zu überbringen. Despreaux erstaunte über eine so wenig verdiente Großmuth, und ward so gerührt davon, daß er ihn aufrichtig um Vergebung des vergangenen bat, und eine genaue und zärtliche Freundschaft mit ihm stiftete.

IV.

Boursault giebt in der Vorrede zu seinem Germanicus vor, daß dieses Stück die beyden größten tragischen Schriftsteller, die Frankreich iemals gehabt, mit einander entzweyt habe. Corneille, sagt er, sprach so vortheilhaft von diesem Stück in der Akademie, daß ihm, nach seiner Meynung, nichts als der Name des Racine fehlte, um vollkommen zu seyn. Racine ward darüber aufgebracht, und sie geriethen ziemlich hitzig an einander. Sie haben von dieser Zeit an nicht allein ohne Hochachtung gegen einander, sondern so gar ohne Freundschaft gelebt.

V. Bour=

V.

Boursault schrieb alle acht Tage ein Zeitungsblatt in Versen, welches dem Könige und dem ganzen Hofe gefiel. Als es ihm nun einmal in einer Woche an Materie zum Schreiben fehlte, beklagte er sich über der Tafel des Herzogs von Guise, daß er nichts lustiges wüßte, womit er sein Zeitungsblatt füllen könnte. Der Prinz erbot sich so gleich, ihm eine Materie an die Hand zu geben, die den König und den ganzen Hof belustigen sollte. Es war eine Begebenheit, die sich vor dem Pallast des Herzogs, bey einer Stickerinn, die sehr berühmt war, zugetragen hatte. Die Capuciner ließen bey ihr einen heiligen Franciscus sticken. Da nun ihr Küster eines Tages zu der Stickerinn kam, um zu sehen, wie weit sie mit der Arbeit wäre, und ihr eine Weile zusahe, schlief er darüber ein, und blieb mit dem Kopfe auf der Stelle liegen, wo er hingesehen hatte. Die geschickte und leichtfertige Stickerinn, die eben an dem Kinn des Heiligen arbeitete, bediente sich der Gelegenheit, legte den langen Bart des ehrwürdigen Vaters kunstmäßig in Ordnung, und machte in der Geschwindigkeit damit den Bart des heiligen Franciscus fertig. Der Ordensbruder erwachte, und erschrack eben so sehr, als er sich entrüstete, da er sich an einem Orte, den er für so ehrwürdig hielt, angegriffen und angeheftet sahe, und es erhob sich zwischen ihm und der Stickerinn ein ziemlich lustiger Streit, wer nun den Bart behalten sollte.

Bour-

Boursault machte aus dieser Begebenheit die artigste Zeitung, die ie ist gemacht worden; seine Erzählung war blos scherzhaft, ohne der Religion zu nahe zu treten. Der König, der noch jung war, lachte herzlich darüber, und fand nichts daran auszusetzen; die tugendhafte Königinn, Maria Theresia, die die Frömmigkeit selbst war, konnte sich selbst des Lachens nicht enthalten, ohne durch die Erzählung geärgert zu werden; und der ganze Hof lernte die Verse um die Wette auswendig. Der Beichtvater dieser Prinzessinn aber, der ein Franciscaner aus Spanien war, verstand keinen Spaß; die Capuciner schrien bey ihm, wegen der Beschimpfung, die ihrem seraphischen Pater wiederfahren war, um Rache; und dieser steckte sich hinter die andächtige Königinn, daß sie den König um eine exemplarische Bestrafung dieser Frechheit bitten sollte. Der König war zu gnädig, diese Sache für etwas anderes, als einen Scherz anzusehen, und wandte alles an, die Prinzessinn zu beruhigen. Da er aber sahe, daß er sie nicht auf andere Gedanken bringen konnte, ließ er ihr Freyheit, zu thun was sie wollte.

Die Königinn, die beständig von dem Beichtvater aufgehetzt ward, der eine Gewissenssache daraus machte, befahl dem Kanzler Seguier, dem Verfasser das ihm gegebene Privilegium wieder zu nehmen, und ihn bis auf weitere Ordre in die Bastille zu schicken, damit er künftig nicht mehr mit den Heiligen ein Gespötte triebe. Dieser große Gerichtsvorsteher, ein großer Freund der

Gelehrten, und besonders des Boursault, fand das Verbrechen nicht so groß, als es die in Zorn gebrachte Königinn machte. Er befahl also dem Gerichtsbedienten, dem er die Sache auftrug, daß er dem Verfasser, wenn er ihn arretiren würde, alle Freyheit lassen sollte, an den König und seine Patrone zu schreiben. Boursault, der zufrieden mit sich selbst und seinem Zeitungsblatte, nichts weniger vermuthete, als das Compliment, das ihm der Gerichtsbediente brachte, der einer seiner guten Freunde war, bat ihn so gleich, daß er mit den jungen Leuten, die er diesen Morgen eben bey sich hatte, das Frühstück einnehmen möchte; und ob dem Boursault gleich das Lager nicht gefiel, auf welchem er diese Nacht schlafen sollte, so verlohr er doch nichts von seinem aufgeräumten Wesen, und bediente sich der Zeit, die man ihm ließ, um einen Brief in Versen an seinen vornehmsten Beschützer, den großen Conde, zu schreiben. Dieser Prinz hatte die Gnade, so gleich mit dem Könige davon zu sprechen, welcher so gleich den Befehl, ihn in die Bastille zu bringen, wiederrufen ließ; doch ließ er es, aus Achtung gegen die Königinn, bey dem Verbot, die Zeitung fortzusetzen, bewenden, und zog ihm noch darzu die Pension von zweytausend Livres ein.

Boursault erhielt hernach ein Privilegium zu einer andern Zeitung, unter dem Titel: Muses enjuées, die er alle Monate, zum Vergnügen des Dauphins, heraus gab. Da man eben damals im Kriege mit Engeland begriffen war, so entwischten

wischten seiner lustigen Muse einige allzu starke Ausdrücke, mit welchen er auf eine in Engeland geprägte Münze antwortete, auf deren einen Seite das Bildniß Ludewigs des XIV, mit der Ueberschrift: Ludovicus Magnus; und auf der andern das Bildniß des Königs Willhelm, mit der Ueberschrift: Guilielmus Maximus, stand. Die Verse des Boursault endigten sich folgender Gestalt:

Et quand Louis est Grand par de grandes vertus;
Si Guillaume est très-grand, c'est par de très-grandes crimes.

„Und wenn Ludewig groß ist durch große „Tugenden, so muß Willhelm, wenn er „sehr groß ist, es durch sehr große Verbre„chen seyn. „

Man fieng damals an, vom Frieden zu sprechen, und es würde für uns kein angenehmer Umstand gewesen seyn, wenn man uns dergleichen anzügliche Reden vorzuwerfen gehabt hätte. Der König nahm also dem Boursault sein Privilegium wieder, und ließ ihm durch den Herrn Kanzler sagen, daß er es nicht aus Mißvergnügen über ihn thäte, sondern aus wichtigern Ursachen, von denen er nichts verstünde.

VI.

Der Herzog von Saint-Aignan, sagt Boursault war einer von den Herren bey Hofe, der die Wohlthaten, die er erwieß, mit den größten An-

nehmlichkeiten zu begleiten wußte: ich bin selbst ein Zeuge davon. Aus Erkenntlichkeit für die Gnade, die er iederzeit für mich gehabt hatte, schrieb ich ihm mein Trauerspiel, Maria Stuart, zu. Er nahm es auf die gütigste Art von der Welt auf; sagte mir, daß es künftig das vorzüglichste Buch in seiner Bibliothek seyn sollte, und bat mich, daß ich es nicht übel nehmen möchte, wenn er mir seine Verbindlichkeit nicht besser zeigen könnte; wobey er mir hundert Louis schenkte. Ich, Monseigneur, antwortete ich ihm, ich bin in Verzweiflung, daß ich mich so wenig für die Gnade dankbar erzeigen kann, die ich von Ihnen genossen habe; es ist sehr unbillig, wenn Sie ein Opfer, das zu gering für Sie ist, so theuer bezahlen sollen, und das Werk, das ich Ihnen zu überreichen, mich unterstehe, ist genug belohnt, wenn Sie es mit Gütigkeit aufnehmen. Der Herr von Saint-Aignan, der ungemein schön sprach, brachte hierauf alles vor, was man sich artiges und höfliches gedenken kann: Ich sehe wohl, setzte er hinzu, was Ihnen fehlt; Sie halten mich nicht für reich genug, daß ich Ihnen hundert Louis auf einmal schenken könnte. Nun, wohlan! weil Sie denn die Gütigkeit haben wollen, sich nach meinen Umständen zu bequemen, so nehmen Sie wenigstens ietzt zwanzig an, und lassen Sie mich alle Monat Ihnen eben so viel abtragen, bis wir richtig sind. Ich mochte sagen und thun, was ich wollte, oder mich schämen, wie ich wollte, mein Werk höher bezahlt zu nehmen, als es werth war,

so

so mußte ich doch die zwanzig Louis annehmen, ehe ich aus dem Zimmer gieng. Was man noch als das schönste finden wird, ist die Genauigkeit, mit welcher der Herr von Saint-Aignan das übrige bezahlte. Er verfehlte, vier Monat nach einander, nie den ersten, oder höchstens den zweyten Tag, daß er nicht einen Pagen mit zwanzig Louis zu mir schickte, und sie mit zwanzig artigen Complimenten begleitete; und wenn ich mich bey ihm bedankte, so bedankte er sich immer noch weit mehr bey mir.

Johann Renaud de Segrais,

geb. zu Caen 1624, gest. 1701.

I.

Segrais hatte tausenderley artige Dinge im Kopfe, und erzählte sie auf eine eben so angenehme Art. Er hörte nicht leicht wieder auf, wenn er einmal zu erzählen angefangen hatte, und der Herr von Matignon sagte deßwegen, daß man den Segrais nur aufziehen, und hernach gehen lassen dürfe.

II.

Wenn Segrais sagen wollte, daß die Poeten iezt nicht mehr so geachtet würden, wie ehemals, sprach er: Unsere Zeiten sind prosaisch geworden.

III.

Den Titel eines Mitgliedes der Akademie, nannte Segrais das Ordensband der schönen Geister.

IV.

Die Frau von Gourville beklagte sich eines Tages gewaltig über ihr Gestirn; ihr Gestirn war bald an diesem, bald an jenem Schuld. Segrais fuhr als aus einem tiefen Schlafe auf, und sagte zu ihr: Aber, Madame, glauben Sie denn ein ganz eigen Gestirn zu haben? ich höre alle Leute nur immer von ihrem Gestirne reden. Wissen Sie wohl, daß deren nicht mehr als tausend und zwey und zwanzig sind? Untersuchen Sie nun einmal, ob ein jedes für sich ein Gestirn haben könne. Er sagte dieses in einem so scherzhaften und zugleich ernstlichen Tone, daß sie nicht wußte, woran sie war.

V.

Obgleich Segrais ein Mitglied der Akademie war, und seine meiste Lebenszeit am Hofe zugebracht hatte, konnte er sich doch nie den Accent seines Geburtsortes abgewöhnen. Mademoiselle de Monpensier sagte deßwegen zu einem Edelmanne, der eine Reise nach der Normandie, in Begleitung des Segrais thun wollte: Immer nehmen Sie ihn zu ihrem Anführer, er spricht die Landessprache vollkommen.

VI. Man

VI.

Man wollte dem Segrais die Erziehung des jungen Herzogs von Maine auftragen; er entschuldigte sich aber, und schützte eine Taubheit vor. Man sagte ihm darauf, daß er ja den Prinzen nicht zu hören, sondern ihm nur vorzureden brauchte; und er antwortete, er wisse aus der Erfahrung, daß in einem Lande, als der Hof wäre, man scharfe Augen und gute Ohren haben müßte.

VII.

Die Uebersetzung der Aeneis, die Segrais gemacht hat, ist voller falsch verstandener Stellen; man hat daher gesagt, daß Segrais zu allen grammaticalischen Knoten sich des Degens des Alexanders bediene. Er giebt sich nicht Mühe, sie aufzulösen, sondern er hauet sie in einem Augenblick, und ohne Mühe, auseinander.

VIII.

Als der Herr Foucault Intendant zu Caen war, machte er sein Haus zum Sammelplatze aller berühmten und gelehrten Männer, die daselbst waren. Segrais ward daselbst besonders wohl aufgenommen, wenn ihm seine Gesundheit erlaubte, sich daselbst einzufinden. Man hob für ihn allemal einen bestimmten Platz neben einer spanischen Wand auf, hinter welcher ein Mensch verborgen saß, der alles aufschrieb, was er sagte, und daher sind die Segraisiana entstanden.

Dominique Bouhours,

geb. zu Paris 1628, geſt. 1702.

I.

Als Deſpreaux einen ſeiner Briefe an ſeinen Gärtner zu Auteuil gerichtet hatte; wünſchten die meiſten, die den Verfaſſer beſuchten, dem Meiſter Anton Glück zu der Ehre, die ihm ſein Herr erwieſen, und beneideten ihm einen ſo glorreichen Vorzug. Der Pater Bouhours machte ihm, ſo wie die andern, ein Compliment darüber: „Iſt es nicht wahr, Meiſter Anton, ſagte er ſpöt„tiſch zu ihm, daß der Brief, den euer Herr an „euch gerichtet hat, das ſchönſte unter ſeinen Stü„cken iſt, die er gemacht hat?„ Hi! warum ſollte er es nicht ſeyn? gab Meiſter Anton zur Antwort; er handelt von der Liebe Gottes.

II.

Der Abt de la Chambre nannte den Pater Bouhours den Waſchmeiſter a) der Muſen.

a) l'Empeſeur, iſt einer von den Kammerdienern des Königs von Frankreich, der über die Wäſche des Königs die Aufſicht hat.

III.

Als Menage und der Pater Bouhours ſich mit einander ausſöhnten, ſagte Menagius, um ſeine Auf-

Aufrichtigkeit zu zeigen, aus dem Petronius: Et in hoc pectore cum vulnus ingens fuerit, cicatrix non est. Der Pater Bouhours fand dieses so geschickt und glücklich angebracht, daß er seinen Verdruß nicht bergen konnte, daß er nicht auf ähnliche Weise sinnreich gewesen war.

IV.

Um den Abscheu zu beschreiben, den eine Nonne gegen ihre Einsamkeit hegt, sagte der Pater Bouhours: Alles stinkt sie an; selbst der Weyhrauch, den man in der Kirche anzündet, ist ihrer Nase unerträglich.

V.

Wenn man dem Pater Bouhours von der Etymologie vorredete, sagte er, daß die Etymologien wie die Menschen wären, die man abstammen läßt, von wem man will.

VI.

Basnage sagt, daß in der Anweisung gut zu denken, die Gedanken der Alten und Neuern mit goldenen und seidenen Faden zusammen genähet wären.

VII.

Der Graf von Büssi schrieb an den Pater Bouhours, der ihm seine Anweisung gut zu denken, geschickt hatte: Frankreich wird Ihnen mehr Dank wissen, als der französischen Akademie; diese sucht nur die Worte zu verbessern; Sie aber verbessern den Sinn der Worte.

VIII.

Madame Deshoulieres, die auf den Pater Bouhours nicht wohl zu sprechen war, weil er ihrer in seiner Anweisung gut zu denken, nicht Erwähnung gethan hatte, schickte ihm folgende Verse zu:

Pére Bouhours dans vos pensées,
La plupart fort embarrassées,
A moi vous n'avez point pensé;
De célebres Auteurs, que votre livre chante,
Dans une liste triomphante,
Je ne vois point mon nom placé.
Mais aussi dans le meme rôle,
Vous avez oublié Pascal,
Qui pourtant ne pensoit point mal:
Un tel compagnon me console.

„Sie haben in ihren Gedanken, die meistentheils sehr unordentlich sind, nicht an „mich gedacht. In der triumphirenden „Reihe berühmter Schriftsteller, die in Ihrem Buche gerühmt werden, finde ich meinen Namen nirgends. Aber an eben den „Orte haben Sie auch den Pascal vergessen, „der eben nicht schlecht dachte; ein solcher „Gefährte tröstet mich noch.„

IX.

Despreaux hatte sich beschwert, daß seiner nicht öfters genug in der Anleitung wohl zu den-

denken, war gedacht worden. Der Pater Bouhours, der es wieder bey ihm gut machen wollte, führte ihn hernach fast auf allen Seiten der sinnreichen Gedanken an, und sagte eines Tages zu dem Satyrenschreiber: Ich habe Sie nun in meinem neuen Buche nicht vergessen. Es ist wahr, gab Despreaux ganz trocken zur Antwort, aber Sie haben mich in ziemlich schlechte Gesellschaft gebracht.

X.

Eben dieses Werk zog ihm nachfolgendes Sinngedicht zu:

Dans ce beau recueil de Penſées,
Que votre main a ramaſſées,
Vous en uſez modeſtement:
Vous citez les livres des autres,
Sans avoir rien tiré des votres:
Que vous avez de jugement!

„In der schönen Sammlung von Gedanken, die eure Hand zusammen gerafft „hat, führt ihr euch sehr bescheiden auf; „ihr führt anderer ihre Bücher an, ohne etwas aus den eurigen darzu zu nehmen: wie „fein ist euer Verstand!„

XI.

Ein gelehrter Mann zog den Pater Bouhours, der die französische Sprache so gründlich verstand, wegen eines gewissen Ausdrucks zu

Ra-

Rathe. Der Jesuit wies ihn an die Akademie, erhielt aber von ihm die Antwort: Academiam tu mihi solus facis.

XII.

Da man sich wunderte, daß der Pater Bouhours, der so stark in seiner Sprache war, gesagt hatte, rabaissement des Monnoyes, anstatt rabais des Monnoyes, sagte er zu seiner Entschuldigung: Man muß sich nicht wundern, daß ein Geistlicher, der das Gelübde der Armuth gethan hat, die Münzwörter nicht recht weiß.

XIII.

Der Pater Bouhours beschwerte sich gegen den Despreaux über die Critiken, die wider die Uebersetzung seines neuen Testaments waren gedruckt worden, und sagte: Ich weiß wohl, wo sie herrühren, ich kenne meine Widersacher, ich werde mich schon an ihnen zu rächen wissen. Thun Sie es bey Leibe nicht, antwortete ihm Despreaux; Sie würden alsdann Ursache haben, zu sagen, daß sie ihr Original nicht verstanden hätten, als welches die Liebe gegen die Feinde gebietet.

XIV.

Nachdem der große Conde die Lebensbeschreibungen des heil. Ignatius, und des heil. Franciscus Xaverius gelesen hatte, die der Pater Bouhours so schön aufgesetzt hat, sagte er: Der heil. Ignatius ist Cäsar, der nichts ohne gegründete Ursa-

Ursachen thut; und der heil. Xaverius ist Alexander, den sein Feuer und seine Herzhaftigkeit bisweilen zu weit treiben.

Julius Mascaron,

geb. zu Marseille 1634, gest. 1703.

I.

Als Tanaquil Faber, ob er gleich ein Protestant war, den Pater Mascaron zu Saumur hatte predigen hören, rief er aus: Væ iterum atque iterum his Prædicatoribus, qui post Mascaronum huc venient!

II.

Der Herr von Harlay, der damals noch Erzbischof zu Rouen war, hatte die Leichenrede des Paters Mascaron auf die verstorbene Königinn mit angehört, und sprach so rühmlich davon, daß er sehr viel zu dem Rufe unsers Redners beytrug. Der Redner vergaß den Dienst nie, den er ihm geleistet hatte, und das letzte mal, als er diesen beredten Prälaten sahe, sagte er zu ihm: Aperuisti januam famæ.

III.

Der Pater Mascaron predigte eines Tages bey Hofe wider die Verläumdung so scharf, daß der König zu ihm sagte; Sie machen uns gewiß

weit

weit böser, als wir sind. Der Herr Bossuet, der zugegen war, gab ehrerbietig zur Antwort: Sire, er hat gewiß noch nicht genug davon gesagt.

IV.

Als der Pater Mascaron im Jahr 1671 zum Bischof von Tulle ernennet war, trug ihm der König, vor seiner Einweihung, zwey Leichenreden auf; eine auf den Herzog von Beaufort, und die andere auf die Gemahlinn des Herzogs von Orleans. Der Ceremonienmeister gab dabey dem Könige zu verstehen, daß es für den Redner eine beschwerliche Sache seyn werde, weil die Leichenbegängnisse gleich in zwey Tagen auf einander folgten. Nein, nein, antwortete der König, es ist der Bischof zu Tulle; ich weiß gewiß, daß er seine Sache machen wird. Beyde Reden erhielten allgemeinen Beyfall; und der Vortheil, den er von der zweyten hatte, ist merkwürdig; der Erzbischof zu Sens hatte der Gesellschaft des Oratorii das Collegium zu Provins geschenkt, und man wollte ihr dieses abstreiten. Der letzte Ausspruch in der Sache sollte den Tag darauf geschehen, als der Bischof zu Tulle seine Rede auf den Herzog von Beaufort gehalten hatte. Der Oberpräsident, de Lamoignon, war selbst im Parlamente gegenwärtig gewesen. Die Advocaten hielten ihre Reden gegen einander, und die Gegenparthey der Gesellschaft des Oratorii brachte unter andern vor, daß ihre Regenten zu leicht durch alle Classen giengen, um geschickte Rhetoricos zu bilden. Man

sam-

sammelte die Stimmen, und diese fanden sich getheilt. Der Herr de Lamoignon konnte also der Sache nach seinem Gefallen den Ausschlag geben, und er that es zum Vortheil des Oratorii, indem er zu den Räthen sagte: Ich gebe Ihnen, meine Herren, zu überlegen, ob der Pater Mascaron, den wir gestern gehört haben, nicht im Stande ist, die Rhetoric zu lehren.

V.

Der Herr de Mascaron hielt eine Abschiedsrede, ehe er sein Bischofthum antrat. Der König sagte nach derselben zu ihm: Sie haben in Ihren andern Reden unser Herz gegen Gott empfindlich gemacht; gestern aber machten sie es gegen Gott und Ihre eigenen Angelegenheiten empfindlich.

VI.

Der Herr de Mascaron, der die Leichenrede auf den Herrn de Harlay, Erzbischof zu Paris, halten sollte, entschuldigte sich mit einer Unpäßlichkeit. (qu' il etoit incommodé.) Sie sagen nicht alles, was Sie sagen sollten, sprach der Bischof zu Noyon zu ihm; setzen Sie noch hinzu, daß die Materie beschwerlich ist. (incommode.)

VII.

Der Herr de Mascaron mußte im Jahr 1694 den Advent im Louvre predigen, und der König sagte, als er ihn gehört hatte, zu ihm, seine Beredsam-

redsamkeit sey das einzige, was sich nicht abnutzte und alt würde.

VIII.

Man nannte insgemein die Predigten des Pater Mascaron, Sammlungen von Sinngedichten.

Carl Perrault,

geb. zu Paris 1627, gest. 1703.

I.

Vor dem Perrault machte man die Alten herunter, mit eben der Vorsicht, mit welcher Zusammenverschworne von der Regierung übel sprechen. Man sagte einander ganz leise ins Ohr: Homer ist nichts weniger, als göttlich; so wie man zu den Zeiten des Pabst Zacharias einander ins Ohr sagte, daß es Gegenfüßer gäbe.

II.

Als Perrault die besten Schriftsteller des Alterthums in seiner **Vergleichung der Alten mit den Neuern**, gemißhandelt hatte, sagte der Prinz de Conti eines Tages, daß wenn Despreaux nicht auf diese Vergleichungen antworten würde, er in die Akademie gehen, und auf den Platz desselben schreiben wolle: **Brutus, du schläfst.**

III.

Perrault hofte den Hof in seine Parthey zu ziehen, indem er seinem Werke den Titel gab: Siecle de Louis le Grand. Der König sollte also diese Sache als seine eigene ansehen. Der Herr Huetius sagte deßwegen zu ihm: Wenn einer ihr Werk widerlegen, und zeigen wird, wie sehr die Zeiten des Augusts die unsrigen übertreffen, so will ich ihm rathen, sein Werk le Siecle de Jesus Christ zu betitteln.

IV.

Als der große Prinz von Conti die Vergleichungen gelesen hatte, und darüber sehr unwillig schien, fragte ihn einer, was denn in diesem Werke stünde, worüber er so unzufrieden schiene. **Es ist ein Buch**, gab der Prinz zur Antwort, **in welchem alles, was wir, so lange die Welt steht, haben loben hören, getadelt, und was wir beständig haben tadeln hören, gelobt wird.**

V.

Folgende Verse wurden dazumal an den Herrn Boileau und Perrault zugleich gerichtet:

Boileau, Perrault ne vous déplaise
Entre vous deux changez de These;
L'un fera voir par le Lutrin,
Que la Muse nouvelle a le pas sur l'antique;
Et l'autre par le Saint Paulin,
Qu'aux Poëtes nouveaux les anciens font la nique.

„Mit Erlaubniß, meine Herren, Boi„leau und Perrault, vertauschen Sie mit „einander ihre Thesin: der eine kann durch „seinen Poltergeist darthun, daß die neuen „Musen den alten vorzuziehen sind; und „der andere durch seinen heiligen Paulinus, „daß die alten Poeten über die neuern die „Köpfe schütteln. „

VI.

Obgleich das Buch, das Perrault wider die Alten schrieb, voller Schnitzer, und er gleich selbst vom Despreaux schon zu Boden geworfen war, so focht er dennoch, als ein Mann, der zu leben wußte, immer fort; er ließ es so gar an lustigen Einfällen nicht fehlen. Glauben Sie nicht, schrieb er an seinen Gegner, daß die Hitze, mit welcher Sie die Parthey der Alten ergreifen, Ihnen so viel Ehre in den Augen der Welt mache, als Sie sich einbilden. Viele Leute sehen Ihren Eifer in dieser Sache mit eben den Augen an, mit welchem man ehemals die Entrüstung ansahe, womit die Franciscaner, der Gestalt ihrer Mützen wegen, wider einander zu Felde zogen. Man sagt so gar, daß diese frommen Väter mehr Ursache hatten, ihres Hauptschmucks wegen in Eifer zu gerathen, als Sie, der Poeten wegen, die vor zweytausend Jahren gestorben sind, die Waffen zu ergreifen, Ursache haben.

VII.

Boileau sagt in der Vorrede zu seiner Satyre auf die Weiber, daß er nichts weniger als sie zu beleidigen fürchte; sondern daß er auf ihren Beyfall und auf ihre Neugier die größte Hofnung der guten Aufnahme seines Werks gründe. Perrault hat darüber sehr artig gesagt: Während daß so viel rechtschaffene Leute sich alle Mühe geben, den Frauenzimmern durch Schmeicheleyen zu gefallen, will ich doch sehen, wie ihnen Boileau durch Grobheiten gefallen wird.

VIII.

Als Herr Addison dem Despreaux ein Geschenk mit seinen Werken gemacht hatte, antwortete ihm dieser, daß er nie wider den Perrault würde geschrieben haben, wenn er eher so vortreffliche Stücke von der Hand eines neuern Schriftstellers gesehen hätte.

IX.

Füretiere sagte vom Perrault, daß er, die Gelehrsamkeit ausgenommen, ein guter Akademicus wäre.

Carl de Saint-Evremond,

geb. in Niedernormandie 1613, gest. 1703.

I.

Der große Prinz von Conde hatte in seiner Jugend ein besonderes Vergnügen daran, das Lächerliche an den Menschen aufzusuchen; er verschloß sich öfters mit dem Grafen von Miossens und dem Saint-Evremond, um mit ihnen dieses Vergnügen zu theilen. Als sie einst, nach einer solchen satyrischen Unterredung auseinander giengen, entfuhr dem Saint-Evremond die Frage an den Grafen von Miossens, ob er nicht glaube, daß der Prinz, der so gern das Lächerliche an andern aufsuchte, selbst sein eigenes Lächerliche an sich habe; und sie waren der Meynung, daß die Neigung, das Lächerliche an andern zu suchen, ihn selbst auf eine eigene und neue Art lächerlich mache. Diese Vorstellung schien ihnen so lustig, daß sie sich nicht enthalten konnten, sie ihren guten Freunden mitzutheilen. Der Prinz erfuhr es, und ließ ihnen bald merken, daß es ihn verdrösse. Er nahm dem Saint-Evremond die Lieutenantsstelle, die er unter seiner Garde hatte, und wollte mit dem Grafen von Miossens nichts weiter zu thun haben.

II.

Als der Finanzaufseher, Fouquet, in Verhaft genommen ward, ließ man bey allen, die seine Vertrauten auf einige Art gewesen waren, versiegeln. Die Frau Düplessis Bellievre, die er geliebt hatte, ward nicht dabey vergessen. Man fand bey ihr ein Kästchen, in welchem ein sehr satyrischer Brief lag, den der Herr de Saint-Evremond ehemals auf den pyrenäischen Frieden geschrieben hatte. Dieser Brief ward dem Könige vorgelesen, und zwar von Leuten, die aus Erkenntlichkeit das Andenken des Cardinals Mazarin in Ehren hielten, und nichts bey dieser Gelegenheit vergaßen, was den Verfasser bey dem Könige verhaßt machen konnte. Ihre Vorstellungen machten Eindruck auf den Prinzen. Er gab Befehl, den Saint-Evremond in die Bastille zu setzen, der aber noch zu rechter Zeit Nachricht davon bekam, daß er sich mit der Flucht aus dem Lande retten konnte.

III.

Saint-Evremond hatte lange Zeit die Erlaubniß zu seiner Rückkehr nach Frankreich vergebens gesucht. Er dachte weiter an nichts, als seine Tage ruhig in Engeland zu beschließen, als er Briefe von dem Grafen von Grammont erhielt, der ihm meldete, daß der König gesagt habe, er könne nun wieder zurück kommen, und solle wohl aufgenommen werden. Saint-Evremond schlug die ihm angebotene Gnade aus, weil ihm der

König Willhelm III. mit ungemeiner Achtung begegnete.

IV.

Als Saint-Evremond eines Tages einem italieniſchen Comödianten, Namens Cinthio, vorwarf, daß in ihren Theaterſtücken zu wenig Wahrſcheinlichkeit ſey, antwortete ihm dieſer: Wenn mehr Wahrſcheinlichkeit darinne wäre, ſo würde man gute Comödianten bey guten Comödien verhungern ſehen.

V.

Saint-Evremond, ob er gleich ein ſchlechter Poet war, ſtand dennoch in ſo großem Rufe, daß man ihm fünf hundert Louis anbot, wenn er ſeine Comödie, Sirpolitik, wollte drucken laſſen.

VI.

Als der Graf von Grammont ſehr gefährlich krank lag, ſchickte der König, weil er wußte, daß er nicht viel Frömmigkeit hatte, den Marquis von Dangeau zu ihm, um ihm zu ſagen, daß er an Gott gedenken ſolle. Der Herr von Grammont wandte ſich dabey gegen ſeine Gemahlinn, die allzeit ſehr viel Frömmigkeit gehabt hatte, und ſagte: **Gräfinn, wo Sie nicht Achtung geben, ſo wird er Ihnen meine Bekehrung vor der Naſe wegnehmen.** Nachdem der Graf wieder geſund geworden war, ſchrieb Saint-Evremond an ihn, und vergaß den ſcherzhaften Einfall nicht, den er in ſeiner Krankheit gehabt hatte:

Bis-

Bisher, sagt er, sind Sie mein Held gewesen, und ich Ihr Philosoph; wir theilten unter einander diese seltenen Eigenschaften. Aber, nun haben Sie alles beysammen: Sie haben mir meine Philosophie geraubt. Ich wollte, daß ich gestorben wäre, und sterbend das gesagt hätte, was Sie in den letzten Zügen gesagt haben. Man spricht von Ihrem scherzhaften Einfalle an allen europäischen Höfen.

VII.

Die Werke des Saint-Evremond hatten erstaunenden Beyfall; es wurden daher verschiedene Stücke unter seinem Namen gedruckt, an denen er keinen Theil hatte. Der Buchhändler, Barbin, gieng eines Tages zu einem Autor, der ganz artig schrieb: Ey, mein Herr, sagte er zu ihm, machen Sie etwas im Geschmack des Saint-Evremond; ich will Ihnen 30 Pistolen dafür geben: Sie haben mir dergleichen schon gemacht, und ich bin ganz wohl damit zufrieden.

VIII.

Als Sylvester eines Tages zu dem Saint-Evremond sagte, daß, da er sich nicht die Mühe nehmen wollte, seine Werke noch einmal durchzugehen, er wenigstens seinen Lesern den Gefallen thun, und die Stücke anzeigen sollte, die er nicht für die seinigen erkennete, gab er ihm zur Antwort: Es steckt bey mir vielleicht ein wenig Eitelkeit darhinter; es ist manches Stück unter meine Werke gedruckt, welches ich gern für das mei-

nige annehmen möchte, und weit besser ist, als das, was ich wirklich gemacht habe.

IX.

Man findet wenig Leute, die gut lesen können. Saint-Evremond sagte, daß er deren in seinem Leben nur drey gekannt habe.

X.

Saint-Evremond konnte nicht leiden, daß man über die Religion spottete. Der Wohlstand, sagte er, und die Achtung, die man seinen Mitbürgern schuldig ist, verbieten es.

XI.

Saint-Evremond fängt einen seiner Briefe an die Ninon von Lenclos, folgender Gestalt an: Ihr Leben, meine Freundinn, ist zu berühmt gewesen, daß es nicht bis ans Ende auf eben diese Art sollte fortdauern. Erschrecken Sie nicht über die Hölle des Herrn de la Rochefoucault: er erfand diese Hölle selbst, um aus ihr eine Maxime zu machen. Nennen Sie daher den Namen der Liebe ohne Furcht, und lassen dagegen den Namen des Alters nie aus ihrem Munde hören.

Ein Autor hat daher Gelegenheit genommen, den Saint-Evremond für einen Religionsspötter auszugeben. Um diesen großen Schriftsteller zu rechtfertigen, darf man nur anführen, daß der Herzog de la Rochefoucault, als er sich eines Tages

mit

mit der Mademoiselle Lenclos unterhielt, zu ihr gesagt habe, die Hölle des Frauenzimmers ist das Alter. Diese Erklärung hebt alle Zweydeutigkeit auf.

XII.

Saint-Evremond liebte in einem sehr hohen Alter die jungen Leute ungemein, und da er nicht immer welche um sich haben konnte, so füllte er sein Haus mit Hunden, Katzen, und dergleichen Thieren an, ohne daß ihm ihre Unreinlichkeit beschwerlich ward, indem er sagte, er müsse, um sich die lange Weile des Alters zu vertreiben, etwas lebendiges und lebhaftes um sich haben.

XIII.

Saint-Evremond war ein großer Freund von einer guten Mahlzeit, und machte sich durch seinen auserlesenen Geschmack in Speisen berühmt. Er, und einige andere Wollüstlinge, suchten es einander in feinen und ausgesuchten Erfindungen zuvor zu thun. Der Herr de Lavardin, Bischof zu Mans, war mit in dieser Gesellschaft. Als eines Tages Saint-Evremond bey ihm speisete, fieng der Bischof an, ihn mit seiner Delicatesse aufzuziehen, und dabey sich auch über den Grafen d'Olonne und den Marquis von Bois-Dauphin lustig zu machen. Diese Herren, sagte der Prälat, übertreiben alles, da sie alles recht fein heraus bringen wollen. Sie essen kein Kalbfleisch, als von Kälbern aus der Normandie; ihre Rebhühner müssen aus Auvergne, und ihre Kaninchen

von Roche-Guyon seyn. Sie sind in Ansehung der Früchte eben so eigensinnig; und was den Wein anbetrifft, wollen sie sonst keinen trinken, als von den drey Weinbergen zu Ay, zu Hautvilliers und zu Avenay. Saint-Evremond meldete seinen Freunden, was der Bischof gesprochen hatte, und diesen war es eine große Freude, eine so gute Gelegenheit zu finden, einen Prälaten zu demüthigen, dessen Geschmack bey ihnen nicht viel galt. Sie wiederholten das, was er von den Weinbergen gesagt hatte, so oft, und scherzten bey so mancher Gelegenheit darüber, daß man sie insgemein die drey Weinberge nannte.

XIV.

Saint-Evremond giebt in einem seiner Werke eine Beschreibung von einer Precieuse, und vergißt dabey die Definition nicht, die Ninon von Lenclos der Königinn in Schweden davon gab, daß nemlich die Precieusen die Jansenisten in der Liebe wären.

XV.

Madame Mazarin, deren Lebensart nicht die beste war, und die von der Religion des Saint-Evremond nicht die vortheilhaftesten Begriffe hatte, sagte eines Tages: „Ich wünschte doch diesen „Freygeist auf dem Todbette zu sehen, um auf sei„ne Mine Achtung zu geben, und ob er mit kal„tem Blute sterben würde.„

XVI. Ein

XVI.

Ein Spottvogel schrieb auf das Grab des Saint-Evremond: Sanctus Evremontius tandem Ecclesiam ingressus est.

XVII.

Hier ist das Portrait des Saint-Evremond, wie er es im Jahr 1676 selbst entworfen hat. Wenn du die Grabschrift des Grafen von Grammont gelesen hast, sagt er, und begierig bist, den zu kennen, der es gemacht hat, so will ich dir seinen Character beschreiben.

Er ist ein Philosoph, der eben so weit vom Aberglauben als von der Atheisterey entfernt ist; ein Wollüstiger, der nicht weniger Abscheu vor der Schwelgerey, als Neigung zum Vergnügen hat; ein Mensch, der den Mangel nie gefühlt, und nie den Ueberfluß gekannt hat. Seine Lebensart ward verachtet von denen, die alles haben; beneidet, von denen die nichts haben, und gebilligt von denen, die ihr Glück in sich selbst suchen. Jung hat er die Verschwendung verabscheuet, aus Ueberzeugung, daß man zu einem langen und bequemen Leben viel haben müsse; alt wird es ihm sauer, sparsam zu seyn, weil er den Mangel wenig zu fürchten glaubt, wenn man nur noch kurze Zeit, elend zu seyn, hat. Er ist mit dem zufrieden, was ihm die Natur geschenkt, und beschwert sich nicht über das, was ihm das Glück versagt hat. Er haßt das Laster, er hat gegen

die

die Fehler der Menschen Nachsicht, und Mitleiden mit den Unglücklichen.

Er sucht nicht das an den Menschen auf, was sie böses an sich haben, um sie verächtlich zu machen. Er bemerket ihr Lächerliches, um sich eine Freude mit ihnen zu machen. Er macht sich insgeheim ein Vergnügen, es zu sehen, und würde sich noch ein größeres daraus machen, wenn er es, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, andern entdecken dürfte.

Das Leben ist, seiner Meynung nach, zu kurz, um alle Arten von Büchern lesen zu können, und sein Gedächtniß mit einer unzähligen Menge von Sachen, auf Unkosten seiner Beurtheilungskraft, zu überladen.

Er wählt nicht die gelehrtesten Bücher, um gelehrt zu seyn, sondern die vernünftigsten, um seine Vernunft zu stärken. Bisweilen nimmt er die feinsten, um seinen Geschmack fein zu machen; bisweilen die angenehmsten, um sein Genie zum Angenehmen zu gewöhnen.

Es ist noch übrig, daß ich ihn auch beschreibe, wie er in der Freundschaft und in der Religion beschaffen ist. In der Freundschaft ist er beständiger, als ein Philosoph; in der Religion unschuldiger als ein junger Mensch von gutem Herzen ohne Erfahrung.

De justice & de charité
Beaucoup plus que de pénitence
Il compose sa pieté,

Met-

Mettant en Dieu ſa confiance,
Eſperant tout de ſa bonté;
Dans le ſein de la Providence
Il trouve ſon bonheur & ſa felicité.

„Mehr aus Gerechtigkeit und Liebe, als „aus Reue und Buße beſteht ſeine Fröm„migkeit. Er ſetzt ſein Vertrauen auf Gott, „und hoft alles von ſeiner Güte. Sein „Glück und ſeine Zufriedenheit findet er in „dem Schooße der Vorſehung.„

Ludewig Bourdaloue,

geb. zu Bourges 1632, geſt. 1704.

I.

Der Pater d'Arruis, ein Jeſuit, ſagte: Als der Pater Bourdaloue zu Rouen predigte, verließen die Künſtler ihre Werkſtädte, die Kaufleute ihre Läden und Gewölber, die Advocaten die Gerichtsſtube, die Aerzte ihre Kranken, um in ſeine Predigten zu laufen. Als ich aber das Jahr darauf predigte, brachte ich alles wieder in Ordnung, und kein Menſch verließ mehr ſeine Handthierung.

II.

Weil der Pater Bourdaloue vor Ludewig XIV, und hernach vor Jacob II. gepredigt hatte, ſagte

sagte einer aus der Provinz, der sich recht witzig ausdrücken wollte: Bourdaloue sey der Prediger der Könige, und der König der Prediger.

III.

Man sagte vom Bourdaloue, daß er seine Portraits vortrefflich schildern könne. Die Frau von Termes sagt: Er ist unnachahmlich, und die Prediger, die es ihm haben nachthun wollen, haben nichts als Affengesichter zu wege gebracht.

IV.

Ein Archidiaconus von Auxerre, der auf der Kanzel gewaltig schrie, sagte vom Pater Bourdaloue: Er predigt sehr gut, und ich sehr stark.

V.

Da der Graf von Grammont in den letzten Zügen lag, schickte er nach dem Pater Bourdaloue. Dieser Jesuit redete ihm zu, daß er für seine Seligkeit sorgen solle: Ja, das will ich, gab ihm der Graf zur Antwort; aber ich wollte gern auf eine galante Art selig werden. O mein Herr, versetzte der Pater Bourdaloue darauf, lassen Sie den Schluß ihrer Periode weg.

VI.

Der Pater Bourdaloue bereitete einen vornehmen Herrn a) zum Tode, dessen Gemahlinn sehr gottsfürchtig war. Mein Herr, sagte der Jesuit zu ihm, das müssen Sie glauben, und

das

das müssen Sie glauben. Der Sterbende wandte sich hierauf zu seiner Gemahlinn, und fragte: Ist es wahr, Gräfinn? Ja, ja, antwortete sie ihm. Nun gut, so will ichs geschwind glauben, war seine Antwort.

a) Ohnfehlbar ist es eben der Graf von Grammont gewesen.

VII.

Der Pater Bourdaloue predigte die Fasten über zu Saint-Sulpice. Als er eines Tages auf sich warten ließ, plauderte indessen alles in der Kirche, bis er kam; und da die Versammlung sehr stark war, so war auch das Gewäsche sehr groß. Der große Conde rief also ganz laut, so bald er den P. Bourdaloue kommen sahe: Der Feind kommt! der Feind kommt!

VIII.

Die Frau von Montespan, die in Ansehung der Prediger sehr eigensinnig war, sagte zu dem P. Bourdaloue, daß er gut genug predige, um ihr alle andern Prediger verhaßt zu machen; aber noch nicht gut genug, um den Begriff, den sie sich von einem Prediger mache, zu erreichen.

IX.

Der P. Bourdaloue sagte vom Abt Boileau, daß er um die Hälfte weniger Witz haben sollte, um gut zu predigen.

X. Eine

X.

Eine Hofdame fragte den P. Bourdaloue, als sie bey ihm beichtete, ob es Sünde sey, in die Comödie zu gehen, und Romane zu lesen. Das ist es, Madame, was Sie mir sagen sollten, antwortete der scharfsinnige Jesuit.

XI.

Despreaux, und der P. Bourdaloue, stritten eines Tages über eine gewisse Materie, so hartnäckig, daß der Jesuit, da er dem Satyrenschreiber nichts mehr entgegen zu setzen wußte, zu ihm sagte: Es ist wohl wahr, daß alle Poeten Narren sind. O nein, mein lieber Pater! antwortete ihm Boileau; gehen Sie nur ins Narrenhospital, und Sie werden gewiß zehn Prediger gegen einen Poeten darinne antreffen.

XII.

Einer von denen Hofleuten, die weiter nichts wissen, als was alle Tage Neues in der Stadt passirt, sagte in Gegenwart eines alten und geschcuten Hofmannes: Ich war gestern beym Könige, als er zu Bette gieng, und hörte von ihm diese Neuigkeit. Und ich, sagte der alte Hofmann, war gestern in der Predigt des P. Bourdaloue, und hörte da sehr gute Sachen.

XIII.

Man sagte insgemein, daß verschiedene Prediger unter den Jesuiten die Anwartschaft auf den Ruhm des P. Bourdaloue suchten.

XIV. Man

XIV.

Man erzählt vom P. Bourdaloue, daß er alle Jahre den heil. Paulus, den heil. Chrysostomus, und den Cicero durchgelesen, und daß er hauptsächlich aus diesen drey Quellen seine männliche Beredsamkeit geschöpft habe.

Jacob Benignus Bossuet,

geb. zu Dijon 1627, gest. 1704.

I.

Als der Herr de Bossuet noch ein kleiner Knabe war, hielt er schon bisweilen mit einer sehr angenehmen Art kleine Predigten. Die Frau Marquisinn de Rambouillet hatte Lust ihn zu hören, und beredete noch andere angesehene und verständige Leute darzu, die bey ihr zusammen kamen. Man holte den jungen Bossuet Abends um eilf Uhr, und er hielt seine Rede mit vieler Dreustigkeit. Voitüre, der auch dabey war, sagte: In Wahrheit, ich habe niemals weder so früh noch so spät predigen hören.

II.

Dem Könige gefielen die Predigten des Herrn Bossuet so wohl, daß er an den Vater desselben schreiben, und ihm zu dem Beyfalle seines Sohnes Glück wünschen ließ.

III.

Man fragte den Herrn Bossuet um seine Meynung über zween Prediger unter den Jesuiten, den Pater Girou und Bourdaloue; der erste predigte fürs Herz, und der andere mehr für den Verstand. Ich wünsche, a) sagte er, den P. Girou nur gehört zu haben, und den P. Bourdaloue wünsche ich zu verstehen.

a) Diese Antwort des Herrn Bossuet ist etwas dunkel; ich habe sie so übersetzt, wie sie mir das zu sagen schien, was sie sagen sollte. Sie ließe sich aber auch auf ein paar andere Seiten wenden; ein ieder, der Französisch versteht, kann die Probe damit machen. Ich will die Stelle hersetzen: Je voudrois avoir oüi le Pere Girou, & je voudrois entendre le Pere Bourdaloue.

IV.

Als Bossuet Bischof zu Condom, und Lehrmeister des Dauphins war, hielt er um das Bischofthum Beauvais an. Der König schlug es ihm aber, unter dem scheinbaren Vorwande, daß seine Gegenwart dem Dauphin nöthig wäre, ab; aber in der That wollte man nur nicht einen zum Pair machen, der bürgerlichen Standes war; wenigstens hat man es insgemein so ausgelegt.

V.

Das Buch, Exposition de la foi, das heut zu Tage so bewundert wird, wollte anfänglich einigen Catholicken nicht recht gefallen, weil sie nicht alle ihre Meynungen darinne zu Glaubensartickeln

gemacht

gemacht sahen. Maimburg war einer von ihnen; und seiner Gewohnheit nach, machte er in der Geschichte des Lutherthums das Portrait des Herrn Bossuet, und eine Critik über sein Buch, unter dem Namen des Cardinals Contarini: er sagte, daß weder die eine noch die andere Parthey damit zufrieden gewesen wäre. Verschiedene andere solche Freyheiten sind Ursache, daß die Werke des Maimburg in Vergessenheit gerathen sind. Man sagt, daß ein Edelmann, aus dem Gefolge des Nuntius, einen Gelehrten zu Paris besucht, und das Gespräch auf die alten und neuern Geschichtschreiber gelenkt habe. Der Franzose fragte den Italiener, was man in seinem Lande vom Maimburg sagte? Man sagt von ihm, gab er zur Antwort, daß er unter den Geschichtschreibern das sey, was Momus unter den Göttern ist; und daß er nur da sey, Geschichte und Erzählungen vorzubringen, bey denen man stehend einschläft.

VI.

Zu der Zeit, als Bossuet vom innern Leben nach den Grundsätzen der Heiligen schrieb, wo er den Bischof zu Cambray zum Gegner hatte, sagte der König zu ihm: Welche Parthey würden Sie ergreifen, wenn ich dem Bischoffe von Cambray beystiele? Ich würde noch weit lauter schreyen, antwortete Bossuet.

Claudius Menetrier,

geb. zu Lyon 1631, gest. 1705.

I.

Als die Königinn von Schweden, Christina, durch Lyon nach Rom gieng, wollte sie sich selbst überzeugen, ob alles wahr wäre, was man ihr von dem erstaunenswürdigen Gedächtnisse des Jesuiten Menetrier gesagt hatte. Die Königinn ließ in seiner Gegenwart dreyhundert Worte, so sonderbar und verworren man sie nur erdenken konnte, hersagen und aufschreiben; er wiederholte sie so gleich alle in der Ordnung, als sie waren aufgeschrieben worden, und hernach auch in einer iedweden andern Ordnung, wie man es von ihm verlangte.

II.

Ein Freund des P. Menetrier machte folgendes Anagramma auf seinen Namen:

Claude Menetrier,
Miracle de nature.

„Claudius Menetrier, ein Wunder der „Natur.„

Der Jesuit antwortete ihm folgender Gestalt:

Je ne prens pas pour un Oracle,
Ce que mon nom vous a fait prononcer,
Puisque, pour en faire un miracle;
Il a fallu le renverser.

„Ich nehme das als kein Orakel an,
„was ihr aus meinem Namen heraus ge-
„bracht habt; weil, um ein Wunder dar-
„aus zu machen, man ihn hat umkehren
„müssen.„

Adrianus Baillet,

geb. zu Neuville in Beauvoisis 1649, gest. 1706.

I.

Der bloße Zufall hat diesen Gelehrten gezeugt. Es war nicht weit von dem Dorfe, wo er gebohren worden, ein Franciscanerkloster, wo der junge Baillet öfters hingieng. Er wartete daselbst des Vormittags den Priestern vor dem Altare auf, und leistete ihnen hernach die übrige Zeit des Tages alle kleinen Dienste, deren er fähig war, so wohl dem Küster, als den andern Patern der Gesellschaft. Der Küster, dem diese dienstfertige Neigung gefiel, gewann den jungen Baillet lieb, und lernte ihm lesen und schreiben. Ob er gleich damals nicht älter als acht oder neun Jahr war,

so sahe man doch schon an ihm die große Neigung, die er stets zu den Büchern gehabt hat. Die gemeinen Ergötzlichkeiten der Jugend waren nicht nach seinem Geschmack: er liebte die Einsamkeit, und wandte alle Zeit, die er seinen kleinen Geschäfften entziehen konnte, zum Lesen und Schreiben an. Der Superior des Klosters, der diese in so einem Alter ungewöhnliche Neigung sahe, und dabey einen sehr lebhaften Geist, und eine große Fähigkeit zum Studiren an dem Kinde bemerkte, glaubte dem Orden des heil. Franciscus einen großen Vortheil zu verschaffen, wenn er den jungen Baillet bey sich behielte, und ihn von seinen Aeltern ausbäte. Der Vater, der weiter nichts, als ein kleines Gütchen besaß, das er mit eigenen Händen bauete, war nicht ungeneigt, ihn den Franciscanern zu überlassen; aber sein Pfarrer, den er deßwegen um Rath fragte, war nicht der Meynung. Er bekam selbst Lust, den jungen Baillet genauer zu untersuchen, und hatte sein Vergnügen an dem Scharfsinne, und der schon erlangten Geschicklichkeit dieses Knabens. Dieses bewog ihn, ihn selbst zu sich zu nehmen; und nachdem er ihm die Fundamente der lateinischen Sprache beygebracht hatte, schickte er ihn in eine öffentliche Schule.

Johann

Johann Foy Vaillant,

geb. zu Beauvais 1632, gest. 1706.

I.

Als der Herr Vaillant von Marseille auf einem Schiffe nach Rom gehen wollte, ward er unterwegens von den Algierern weggekapert. Nach einer Gefangenschaft von vier und einem halben Monate, ward er wieder auf freyen Fuß gestellt. Man gab ihm zwanzig Stück goldener Medaillen wieder, die man ihm genommen hatte, und er reiste mit einer Barke wieder ab, die nach Marseille gieng. Sie hatten schon zwey Tage mit günstigem Winde gesegelt, als der Steuermann ein Raubschiff gewahr ward, das mit vollen Segeln auf sie zukam; und so angelegen er sichs auch seyn ließ, demselben zu entgehen, so erreichte sie doch der Corsar bis auf einen Canonenschuß. Vaillant, der zum zweytenmal in das Elend der Gefangenschaft zu gerathen befürchtete, verschlang die Medaillen, die er zu Algier wiederbekommen hatte. Ein starker Wind aber entriß sie dem Corsaren, und trieb sie an die catalonischen Küsten, wo sie beynahe gescheitert wären. Sie geriethen hierauf zwischen die Sandbänke, die um den Ausfluß der Rhone sind, verlohren ihre Anker, und Vaillant sprang, nebst vier andern Personen, in den Kahn, und kam glücklich ans Ufer.

Die Medaillen indeß, die er verschluckt hatte, und die fünf bis sechs Unzen wiegen mochten, machten ihm viel Ungelegenheit. Er zog zween Aerzte zu Rathe, denen dieser Umstand sehr neu war, so daß sie nicht mit einander eins werden konnten, was zu thun sey, und Vaillant that also über ihren Disputiren nichts. Die Natur half ihm indeß von Zeit zu Zeit, und er hatte schon seinen Schatz über die Hälfte wieder, als er nach Lyon kam. Er besuchte daselbst einen seiner Freunde, dem er seine Begebenheit erzählte, und wie er die Medaillen verschluckt habe. Er zeigte ihm die, die er wieder hatte, und machte ihm eine Beschreibung von denen, auf die er noch wartete. Unter diesen letztern war ein **Otho**, zu dem sein Freund so viel Lust bezeigte, daß er ihm einen gewissen Preiß bot, wenn er ihm denselben verschafte. Vaillant willigte darein, und fand sich zum Glück noch an demselben Tage im Stande, sein Versprechen zu halten.

II.

Vaillant hat sich zweymal verheyrathet, und zwar nahm er, mit besonderer Dispensation des Pabstes, zwey Schwestern hinter einander zur Ehe. Das sonderbarste dabey war, daß er mit der andern Schwester, bey Lebzeiten der erstern, schon ein Kind gezeugt hatte. Es ward ihm daher schwer, die Dispensation zu erhalten. Er mußte lange darum ansuchen, und ehe er sie erhielt, eine geraume Zeit als ein Handlanger an der Peterskirche zu Rom mit arbeiten helfen.

III. Vail-

III.

Vaillant las die Aufschriften der Medaillen, so verwischt und verrostet sie auch waren, mit solcher Leichtigkeit, daß man insgemein sagte: Vaillant lieſt eine Medaille wie Manceau einen Roman lieſt.

Theodor von Riupeirous,

geb. zu Montauban 1664, geſt. 1706.

I.

Riupeirous, Verfasser des Trauerspiels Hipermnestra, trug anfänglich den geistlichen Habit. Der Herr de Barbezieux, der sein guter Freund war, zog ihm selbst denselben eines Tages über Tische aus, weil er glaubte, daß er sich zum geistlichen Stande nicht schicke. Gacon machte darauf folgendes Sinngedicht:

Certain Abbé, las de paſſer ſa vie,
Et ſans verre & ſans Abbaye,
Brigue, obtient dans l'épée un poſte bien renté;
Et Barbezieux, par cette grace,
Delivre en même tems l'Egliſe & le Parnaſſe,
D'une grande incommodité.

„Ein gewiſſer Abt, der sein Leben ohne Genie
„und Abtey zuzubringen satt war, hielt an,

„und erhielt ein einträglich weltliches Amt, „und Barbezieur befreyet zu gleicher Zeit „die Kirche und den Parnaß von einer gros„sen Beschwerde.„

II.

Riupeirous war Secretair bey dem Marquis von Crequi. Dieser Herr sollte bey dem Könige spielen, und bestimmte darzu tausend Louis. Da er nun nicht glaubte, daß er sie so lange würde aufheben können, gab er sie dem Riupeirous in die Hände, und befahl ihm, daß er sie ihm nicht eher wieder heraus geben sollte, bis er bey dem Könige würde spielen sollen. Riupeirous fieng indessen selbst an zu spielen, und verlohr sie alle mit einander.

Peter Bayle,

geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix 1647, gest. 1706.

I.

Bayle verstand nichts von der Geometrie, und gestand, nach dem Bericht des Clericus, daß er nie die Demonstration des ersten Problems im Euclides habe begreifen können.

II.

Bayle war vollkommen uneigennützig, und nahm die Geschenke, die man ihm machte, sehr ungern an. Als ein vornehmer Engländer einem Freunde des Bayle zu verstehen gegeben hatte, daß er hundert und funfzig Guineen geben wollte, wenn ihm Bayle sein Wörterbuch zuschriebe, so wollte es dieser Autor doch nicht thun, so sehr ihm auch sein Freund anlag. Er glaubte, daß er zu stark wider die schmeichlerischen und kriechenden Zueignungsschriften geschrieben habe, um in eben den Fehler zu verfallen. Der Herr de Maiseaux hält dieses für einen leeren Vorwand. Der wahre Grund des langen und hartnäckigen Widerstandes, den Bayle bey dieser Gelegenheit äuserte, war, daß er niemanden, der an dem Hofe Willhelms III. etwas zu bedeuten hatte, schmeicheln oder loben wollte, weil er Ursache hatte, sich über ihn zu beschweren; und dieser Herr war damals Staatssecretair.

III.

Als der Mylord Shaftsbury bemerkte, daß Bayle keine Uhr hatte, kaufte er eine in Engeland, um sie ihm zu schenken; wenn er wieder nach Rotterdam kommen würde. Es war aber nur die Frage, ob sie Bayle annehmen würde. Als sie nun einander besuchten, zog Shaftsbury die Uhr immer aus der Tasche, und Bayle nahm sie endlich selbst in die Hand, um sie recht zu besehen, und konnte sich nicht enthalten, sie zu loben. Der

My-

Mylord bediente sich dieser Gelegenheit, um ihm dieselbe anzubieten. Aber Bayle, der sich ein wenig beleidigt fand, daß er das, was er ohne alle Absicht gesagt hatte, als eine versteckte Bitte um seine Uhr ansähe, wollte sie durchaus nicht annehmen. Sie stritten sich lange herum, und der Mylord versicherte ihn, daß er sie mit Fleiß aus Engeland mitgenommen, um sie ihm zu schenken. Zum Beweise dessen, was er sagte, mußte er ihm seine eigene Uhr zeigen, die er bey sich hatte.

IV.

Bayle sagt in einem seiner Briefe: Man schreibt mir, daß der Herr Despreaux Geschmack an meinem Werke finde. Ich erstaune eben so sehr darüber, als ich mich freue. Mein Wörterbuch scheint mir, gegen ihn gehalten, nichts anders als eine Gegend, wo die Caravanen reisen; man legt zwanzig und dreyßig Meilen zurück, ohne einen fruchttragenden Baum, oder einen Brunnen anzutreffen.

V.

Bayle schrieb an den P. Tournemine: Ich bin der Jupiter, der Wolken zusammen treibt. Meine Geschicklichkeit ist, Zweifel zu erregen; aber diese Zweifel bedeuten bey mir nicht viel.

VI.

Die Werke des Bayle waren nur die scheinbare Ursache, weßwegen er seines Dienstes entsetzt ward, und seine Besoldung verlohr. Als der

Bür-

Bürgermeister zu Dordrecht, Halevuyn, ohne Vorbewußt des Staats, sich mit dem französischen Gesandten in der Schweitz, dem Herrn Amelot, in eine Art der Unterhandlung eingelassen, um den Frieden mit dieser Krone zu Stande zu bringen, ließ ihn der König von Engeland, der noch keinen Frieden haben wollte, deßwegen in Verhaft nehmen, auf Zeitlebens ins Gefängniß bringen, und alle seine Güter einziehen. Bayle gerieth dabey in Verdacht, daß er durch seine Schriften viel Leute in die Absichten des Bürgermeisters gezogen, und der Rath zu Rotterdam erhielt Befehl, ihm seine Professorstelle und seine Besoldung zu nehmen. Man gehorchte den Befehlen des Königs Willhelm, weil der Rath meistentheils aus Kreaturen von ihm bestand. Doch scheint es, daß sie sich ihres Verfahrens wegen schämten, weil sie dem Bayle die Ursache davon nicht entdeckten. Es scheinet so gar, daß die, die um das Geheimniß wußten, die hintergehen wollten, die es nicht wußten, indem sie ihnen zu bereden suchten, daß das Buch von den Kometen Ursache sey, welches Jurieu mit aller Heftigkeit, deren er nur allein fähig war, angegriffen hatte.

VII.

Der Abt d'Olivet glaubt den Ursprung der hitzigen Zänkereyen des Jurieu und Bayle entdeckt zu haben. Er giebt vor, daß Bayle, da er noch die Philosophie zu Sedän lehrte, das Geheimniß gefunden habe, sich bey der Madame

Ju-

Jurieu in besondere Gunst zu setzen. Als nun im Jahr 1681 die Akademie zu Sedan aufgehoben ward, sahe sich die Frau des Jurieu genöthigt, ihrem Manne außer dem Reiche zu folgen. Bayle wäre zwar gern in Frankreich geblieben; aber die Augen der Madame Jurieu durften ihm nur einen Wink geben, um den Philosophen zu bestimmen, daß er gleichfalls sein Vaterland verließ. Rotterdam konnte einen so vertrauten Umgang nicht lange ansehen, ohne übel davon zu urtheilen; und man demonstrirte endlich dem Jurieu, daß er, der so viel Dinge in der Offenbarung Johannis sähe, nicht gewahr würde, was in seinem Hause vorgienge. Ein Cavalier würde in diesem Falle den Degen ziehen; ein Rath einen Proceß erheben; und ein Poet eine Satyre schreiben: aber Jurieu, als ein Theologe, klagte Baylen als einen Gotteslaugner an, und führte zum Beweise das Buch, Avis aux réfugiés, an, nicht als ob etwas atheistisches darinne enthalten wäre, sondern blos, daß es dem Calvinismus nicht günstig sey. Bayle hätte sich vertheidigen und sagen können, daß das Buch nicht von ihm, sondern vom Herrn de la Roque sey; aber er wollte seinem Freunde nicht Verdruß machen, und sagte nichts.

VIII.

Als Bayle den Herrn Fagon, ersten königlichen Leibarzt, bey einer Krankheit zu Rathe zog, schrieb ihm dieser nur eine gute Diät vor, ohne einige Arzeney dabey zu verordnen. Er schloß sein

medi-

mediciniſches Gutachten mit dieſen Worten: „Ich wünſchte ſehr, daß ich Sie mit dieſem „Zwange verſchonen könnte, und daß es möglich „wäre, ein eben ſo auserleſenes Mittel zu finden, „als die Verdienſte desjenigen ſind, der es ver„langt.„ Bayle war aber ſchon tod, als dieſe Verordnung in Rotterdam ankam.

IX.

Leibnitz hat folgenden Vers des Virgils auf den Bayle angewandt:

Sub pedibusque videt nubes & ſydera Daphnis.

X.

Das Parlament zu Toulouſe hat dem Bayle eine ſonderbare Ehre erwieſen, indem es ſein Teſtament beſtätigt hat, welches den Geſetzen nach, als von einem Vertriebenen herrührend, ungültig war.

Franciſcus Maucroix,

geb. zu Noyon 1619, geſt. 1708.

I.

Man wollte den Maucroix bereden, ſich zu verheyrathen, worauf er folgendes Sinngedicht machte:

Ami

Ami je vois beaucoup de bien
Dans le parti qu'on me propoſe:
Mais toutefois ne preſſons rien;
Prendre femme eſt étrange choſe,
Il faut y penſer mûrement:
Gens ſages en qui je me fie,
M'ont dit que c'eſt fait prudemment
Que d'y ſonger toute ſa vie.

„Mein Freund, ich ſehe zwar viel Gutes „in der Parthey, die man mir vorſchlägt: „aber wir wollen uns dem ohngeachtet „nicht übereilen; eine Frau nehmen, iſt „eine ſchwere Sache, man muß ſie wohl „überlegen. Verſtändige Leute, denen ich „gern folge, haben mir geſagt, daß es weis„lich gehandelt ſey, es ſo lange zu bedenken, „als man lebt.„

II.

Der Herr de Meaucroix hatte das Buch vom Alter, von der Freundſchaft, und das erſte Buch der tuſculaniſchen Fragen des Cicero, nebſt dem Geſpräch, de cauſis corruptæ eloquentiæ, überſetzt; er wollte ſie zuſammen drucken laſſen, und hatte ſie ſchon in die Cenſur zur Approbation geſchickt. Der Herr Dübois, der ebenfalls die beyden Traktate von der Freundſchaft und dem Alter überſetzt hatte, beredete die Cenſores, daß ſie das Manuſcript des Meaucroix ein ganzes Jahr aufhielten, und ließ unterdeſſen ſeine Ueberſetzung dru-

drucken. Meaucroix, der schon manchesmal auf die Langsamkeit der Censoren zu Paris geschmält hatte, erfuhr endlich den Streich, den ihm Dübois gespielt hatte, und zerriß aus Bosheit seine Uebersetzungen.

Johann Mabillon,

geb. in Champagne 1632, gest. 1708.

I.

Der Minister Colbert, dem das Werk von der Diplomatik zugeeignet war, kannte die Güte des Werks noch ehe es heraus kam. Er hatte den Dom Mabillon schon öfters bey alten Handschriften zu Rathe gezogen, und es nie so weit bringen können, daß er eine Belohnung von ihm angenommen hätte. Der Minister, der nicht gewohnt war, sich etwas abschlagen zu lassen, glaubte, daß nunmehro seine Uneigennützigkeit wohl aufhören würde, wenn er ihm eine ansehnliche Besoldung anböte, und wollte den Versuch mit ihm machen. Aber der zufriedene Geistliche gab ihm beständig zur Antwort, daß ihm in der Gesellschaft seines Ordens nichts abgienge, und er die Ehre nicht verdiene, die man ihm habe erweisen wollen.

II.

Als der Herr le Tellier, Erzbischof zu Rheims, den P. Mabillon wider seinen Willen mit nach Hofe brachte, sagte er zum Könige: Sire, ich habe die Ehre, Eurer Majestät den geschicktesten und bescheidensten Mönch in Ihrem Königreiche vorzustellen.

III.

So bald der Pabst Clemens XI den Tod des Dom Mabillon erfahren hatte, schrieb der Cardinal Colloredo auf seinen Befehl an die Benedictiner: Der heil. Vater hat mir zu verstehen gegeben, daß ihr ihm einen großen Gefallen thun würdet, wenn ihr diesen Mann an den ehrwürdigsten Ort begrübet, weil sein Ruf sich allenthalben ausgebreitet hat, und kein Gelehrter nach Paris reisen wird, der nicht fragen sollte, wo ihr ihn hin begraben habt. Er sieht voraus, wie groß ihr Verdruß seyn würde, wenn sie die Asche eines so berühmten Mannes mit andern vermischt, und nicht unter einem köstlichen Marmor, mit einer so herrlichen Ueberbleibseln gemäßen Aufschrift, gesammlet finden sollten.

Antonius Lafosse,

geb. zu Paris 1653, gest. 1708.

I.

Lafosse, Verfasser des Manlius, und viel anderer Poesien, war einer von den zerstreutesten Menschen, die man iemals gesehen hat. Der berühmte Titon du Tillet führt darüber den Beweiß mit diesen Worten: Ich hatte ihn gebeten, bey mir, nebst noch andern gelehrten Männern, zu speisen. Er versprach, sich zu Mittage bey mir einzufinden; da wir aber bis um zwey Uhr auf ihn gewartet hatten, setzten wir uns endlich zu Tische. Unser Poet kam endlich um vier Uhr, ganz ermüdet, und entschuldigte sich, daß er so spät käme; er versicherte mich aber, daß er gegen eilf Uhr aus seinem Hause, das nicht weit von meiner Wohnung war, gegangen sey; er habe aber den Kopf von fünf bis sechs Versen aus der Iliade, die er ins Französische übersetzen wollte, so voll gehabt, daß er vor meiner Thüre vorbey gegangen sey, und sich nicht mehr besonnen habe, daß ich ihn zu Tische gebeten gehabt. Er habe sich, setzte er weiter hinzu, mitten auf dem freyen Felde vor Ivry befunden, als ihn der Hunger aufgeweckt, und an das Mittagsmahl erinnert habe, zu welchem er von mir eingeladen war. Wir waren froh, daß er da war, und setzten ihm vor, daß er

seinen Appetit stillen konnte. Monsieur Boivin, der ältere, der mit bey Tische war, sagte zu ihm: Mein Herr de la Fosse, ich errathe es beynahe, welche Verse im Homer ihnen so viel zu schaffen gemacht haben, und sagte ihm dieselben, nach der Aussprache der Universität zu Paris, her. Nein, mein Herr, antwortete Lafosse, ich will sie ihnen sagen, und sagte sie ihm, nach der Aussprache des Jesuitercollegii, her. Nun ja doch, versetzte Boivin, das sind eben diese Verse; Sie sprechen sie nur anders aus, als ich.

Pechantre,

geb. zu Toulouse ums Jahr 1638, gest. 1708.

I.

Man trägt sich mit einer lustigen Erzählung, zu welcher das Trauerspiel, der Tod des Nero, Gelegenheit gegeben. Pechantre hatte in einem schlechten Wirthshause einen Zettel auf dem Tische liegen lassen, auf welchem oben einige unleserliche Buchstaben, und unten die Worte standen: Hier muß der König umgebracht werden. Der Gastwirth, dem ohnedem die Physionomie des Poeten und seine Zerstreuung bedenklich vorkamen, glaubte, daß er dieses Papier der Obrigkeit zeigen müßte, welche, um in einer so wichtigen Sache

Sache nichts zu vernachläßigen, ihm befahl, es nochmals zu melden, wenn der Fremde wieder ins Wirthshaus käme. Er kam wirklich einige Tage darnach wieder, und kaum hatte der arme Pechantre zu essen angefangen, als er sich von einer Häscherschaar umringt sahe, und den Commissar dabey, der ihm den schriftlichen Beweiß seines Verbrechens der beleidigten Majestät vorlegte. Ach, mein Herr, rief Pechantre, es ist mir lieb, daß ich das Papier wieder finde, das ich schon seit etlichen Tagen suche. Ich arbeite an einem Trauerspiele, und es steht eben die Scene darauf, wo ich den Tod des Nero hinein bringen will. Man erkannte daraus, das Pechantre unschuldig war.

II.

Pechantre hatte einen Ring, der hundert Pistolen werth war, und ein Freund rieth ihm, denselben zu verkaufen. Campistron hatte Lust ihn zu kaufen, und bat, ihn nur noch einige Tage zu behalten. „Man führt ietzt mein neues Trauer„spiel auf, sagte er, wir wollen hernach schon mit „einander richtig werden.„ Pechantre, der noch mehr Käufer fand, wollte nicht gern auf den Verlauf des Trauerspiels warten; er gieng demnach so gleich in die erste Vorstellung desselben. Das Trauerspiel ward sehr schlecht aufgenommen, und Pechantre ward von ohngefehr den Campistron gewahr, der sich in der dritten Reihe der Logen hinter einen Pfeiler versteckt hatte. Er stieg zu ihm

hinauf, und sagte: Willst du noch meinen Ring haben? ich habe ihn aufgehoben.

III.

Baron ist nur der Pflegevater der meisten Werke, die unter seinem Namen heraus gekommen sind. Er wollte gern für den Verfasser des Geta gehalten werden. Als Pechantre ihm dieses Trauerspiel gezeiget hatte, ermangelte Baron nicht, es so sehr herunter zu machen, als er konnte; und als er es nun genug verachtet hatte, bot ihm der Comödiant endlich zwanzig Pistolen dafür an. Pechantre, der ein einfältiger Mensch, und nicht in den besten Umständen war, nahm sein Anerbieten an. Als aber Champmele diesen Vorfall erfahren, und das Stück gelesen hatte, fand er es des Beyfalls würdig, den es hernach erhalten hat, und liehe dem Pechantre zwanzig Pistolen, um sein Stück wieder zurück zu nehmen.

Thomas Corneille,

geb. zu Rouen 1625, gest. 1709.

I.

Als Corneille in der rhetorischen Classe war, machte er in lateinischen Versen ein Stück, das der Regent so sehr nach seinem Geschmacke fand, daß er es als seine Arbeit annahm, und es anstatt

anstatt des Stücks brauchte, das seine Schüler alle Jahre vorstellen, und um den Preiß streiten mußten.

II.

Peter und Thomas Corneille hatten zwey Schwestern geheyrathet, die im Alter um eben so viel Jahre von einander unterschieden waren, als die beyden Brüder. Es hatte einer so viel Kinder, als der andere. Sie hatten beyde nur ein Haus inne, und einerley Bedienten. Nach einer fünf und zwanzig jährigen Ehe hatten die beyden Brüder noch nicht das Vermögen ihrer Weiber zu theilen begehrt; es bestand in liegenden Gründen, die in der Normandie lagen, woher diese eben so wohl, als jene, gebürtig waren. Diese Theilung geschahe nicht eher, als bis Peter Corneille tod war; und da konnte sie auch nicht länger verschoben werden.

III.

Die Trauerspiele des Corneille giengen erstaunend stark. Timokrates ward achtzigmal vorgestellt. Der Zulauf war beständig außerordentlich, und die Comödianten mußten ohne Aufhören das nemliche Stück wiederholen. Diese Herren wurden es endlich am ersten satt, und ein Acteur trat eines Tages ganz vor auf das Theater, und sagte zu den Zuschauern: „Meine Herren, „Sie werden gar nicht müde, den Timokrates zu „sehen; wir aber sind müde, ihn vorzustellen. „Wir sind in Gefahr, unsere andern Stücke zu

„vergessen; erlauben Sie demnach, daß wir ihn „nicht weiter aufführen.„

IV.

Man sagt, daß die Ariana, das Trauerspiel, das dem Corneille das liebste war, ihm nicht mehr als siebzehn Tage gekostet habe, und daß der Graf Essex in weniger als vierzig Tagen fertig geworden sey.

V.

Ein verständiger Mann, der die Lecouvreur im Graf Essex hatte spielen sehen, ward von ihrer edlen Art, ihre Rolle auf dem Theater zu machen, so eingenommen, daß er sagte: Ich habe eine Königinn unter den Comödianten gesehen.

VI.

Ach! armer Thomas! rief eines Tages Boileau aus; deine Verse, mit den Versen deines ältern Bruders verglichen, zeigen deutlich, daß du nur ein Muttersöhngen aus der Normandie bist.

VII.

Gacon machte folgende Verse unter das Bildniß des Thomas Corneille aus dem Stegereif:

Voyant le Portrait de Corneille,
Gardez-vous de crier merveille;
Et dans vos transports n'allez pas
Prendre ici Pierre pour Thomas.

„Hütet

„Hütet euch, wenn ihr das Bildniß des „Corneille sehet, in Erstaunen zu gerathen; „und haltet in der Zerstreuung nicht den „Thomas für Petern.„

Johann Franciscus Regnard,

geb. zu Paris 1647, gest. 1709.

I.

Die Neigung zum Reisen, die Regnard sehr zeitig bey sich verspürte, trieb ihn in verschiedenen Gegenden von Europa herum. Als er aus Italien zurück kam, ward er von zwey Raubschiffen gefangen genommen, und nebst seinen unglücklichen Reisegefehrten nach Algier gebracht. Da er stets ein großer Liebhaber von gutem Essen und Trinken gewesen war, so verstand er sich selbst sehr gut auf die Küche, und diese Geschicklichkeit bewog den Herrn, in dessen Hände er fiel, daß er ihn zu seinem Koche machte. Seine gute Mine, sein aufgeräumtes und angenehmes Wesen, machte ihn auch bey den Frauenzimmern seines Herrn beliebt. Da aber der Herr seine Intriguen merkte, übergab er ihn der Obrigkeit, um ihn nach den Gesetzen abstrafen zu lassen, welche einen Christen, der sich mit einer Mahometanerinn einläßt, zur Strafe des Feuers verdammen, wenn er nicht selbst ein Mahometaner wird. Der Consul der französi-

schen Nation, der seit kurzem eine beträchtliche Summe erhalten hatte, um ihn aus der Gefangenschaft loszukaufen, erfuhr, was sich zutrug, und bediente sich seines Ansehens gegen den Herrn des Regnard, der aber anfänglich von nichts hören wollte. Der Consul ließ sich dadurch nicht abschrecken, und stellte ihm vor, daß nichts betrüglicher sey, als der Schein; daß, wenn auch die Sache wahr wäre, es ihm doch wenig Ehre machen würde, seinen Sclaven am Leben zu strafen; daß außerdem, wenn er dieses thäte, er eine beträchtliche Summe verlöhre, die er ihm für seine Loslassung zu bezahlen hätte. Dieses letzte Argument war wirksamer, als alle die andern. Der Herr ließ sich bereden, foderte den Regnard vom Divan zurück, und sagte, daß es nur ein leerer Verdacht gewesen sey, weßwegen er ihn angeklagt hätte, und daß sein Verbrechen durch kein tüchtiges Zeugniß bewiesen werden könnte. Er nahm das Geld, das ihm der Consul versprochen hatte, und ließ ihn wieder in Freyheit.

II.

Regnard wollte auf einer seiner Reisen sich auch in Lappland umsehen. Er kam bis ans Eismeer, und man kann sagen, daß er nicht eher Halte machte, als wo das Erdreich aufhörte. An diesem Orte war es, wo er nebst seinen Reisegefehrten, folgende vier Verse auf einen Stein, und ein Stück Holz eingrub:

Gallia nos genuit, vidit nos Affrica, Gangem
Hauſimus, Europamque oculis luſtravimus omnem,
Caſibus & variis acti terraque marique,
Hic tandem ſtetimus nobis ubi defuit orbis.

III.

Regnard und Riviere Düfreni verfertigten faſt zu gleicher Zeit ein ieder eine Comödie, der Spieler betittelt. Dieſe beyden Autoren warfen einander vor, daß ſie ſich unter einander abgeſchrieben hätten, und dieſes gab Gelegenheit zu folgendem Sinngedichte:

Un jour Regnard & de Riviere
En cherchant un ſujet que l'on n'eut point traité,
Trouvèrent qu'un joueur ſeroit un caractere
Qui plairoit par ſa nouveauté.
Regnard le fit en vers, & de Riviere en proſe.
Ainſi pour dire vrai la choſe
Chacun vola ſon compagnon.
Mais quiconque aujourd'hui voit l'un & l'autre ouvrage,
Dit que Regnard a l'avantage,
D'avoir été le bon Larron.

„Regnard und de Riviere ſuchten eines „Tages eine Materie zu einer Comödie, die „noch niemand bearbeitet hätte, und fanden, „daß

„daß ein Spieler ein Character sey, der „durch seine Neuheit gefallen würde. Reg„nard machte ihn in Versen, und de Ri„viere in Prosa, und einer, wenn man die „Wahrheit sagen soll, schrieb den andern ab. „Wenn man aber heut zu Tage beyde Wer„ke mit einander vergleicht, so muß man sa„gen, daß Regnard den Vorzug habe, der „Hauptdieb gewesen zu seyn.„

IV.

Despreaux sagte vom Regnard, daß seine lustigen Einfälle mehr als mittelmäßig wären. Wem Regnard nicht gefällt, sagt der Herr von Voltaire, der ist nicht werth den Moliere zu bewundern.

Alexander Lainez,

geb. in Haynault = = = gest. 1710.

I.

Lainez wohnte zu Chimay, wohin er sich, nachdem er hier und da herum gereist war, endlich gewendet hatte. Er war arm, und lebte daher ein paar Jahr sehr eingezogen, bis er durch eine sonderbare Begebenheit bekannt ward. Der Abt Fautrier, ein Mann von Genie, der Aufseher im Haynault war, und sich zu Maubeuge aufhielt, er-

erhielt Befehl vom Herrn de Louvois, daß er den Lauf gewisser anzüglichen Schriften, die damals in Flandern häufig heraus kamen, zu hemmen suchen, und die Verfasser in Verhaft nehmen sollte, wenn er dahinter kommen könnte. Der Herr Fautrier erfuhr, daß sich zu Chimay ein Mensch aufhielte, der gar nicht aus seinem Hause käme, und nichts thäte, als schreiben. Er begab sich also mit einer Bedeckung von funfzig Mann dahin, und fand den Lainez in einem zerrissenen Schlafrocke unter einem Haufen Papieren sitzen. Man untersuchte sie ein wenig, und fand nichts, als angenehme Erzählungen, und niedliche Verse. Der Aufseher umarmte ihn endlich, da er so artige Sachen fand, sagte ihm, daß er hier sehr am unrechten Orte sey, und bat ihn, mit ihm zu gehen. Lainez sagte ihm gerade heraus, daß er weiter kein Kleid habe, als seinen Schlafrock. Steigen Sie immer, wie Sie sind, in meinen Wagen, erwiederte der Abt, ehe drey Tage vergehen, sollen Sie Kleider und alles haben, was Ihnen fehlt. Dieser angenehme Poet fand, von dem Tage an, in dem Hause des Aufsehers alle Bequemlichkeit.

II.

Wenn Lainez zu Paris war, miethete er sich eine Stube in einem Hause bey der Abtey Saint-Germain des Pres, welches niemand zu finden wußte. Wenn er nach Hause gefahren ward, es mochte bey Tage oder bey Nacht seyn, stieg er allemal auf der neuen Brücke aus, und gieng zu Fuße

vollends

vollends nach Hause. Man hat noch nie einen Menschen gekannt, dem seine Freyheit so sehr am Herzen gelegen hätte.

III.

Lainez theilte seine Zeit in Essen und Studiren. Als einer seiner Freunde ihm einst sein Erstaunen bezeugte, da er ihn nach einer Abendmahlzeit, die die ganze Nacht hindurch gedauert hatte, auf die königliche Bibliothek gehen sahe, um daselbst bis auf den Abend zu bleiben, sagte ihm der Poet das lateinische Distichon her, das er aus dem Stegereif machte:

a) Regnat nocte calix, volvuntur biblia mane:
Cum Phœbo Bacchus dividit imperium.

a) Eine Nachahmung der bekannnten virgilianischen Verse, durch welche sich Bathyllus so lächerlich machte, da er sich für den Verfasser derselben ausgab.

IV.

Man erstaunte öfters über den großen Appetit, den Lainez beständig hatte. Als er eines Tages fünf bis sechs Stunden bey einer Mittagsmahlzeit zugebracht hatte, und er sich einen Augenblick darnach wieder zu Tische setzte, fragte man ihn, ob er denn zu Mittage nichts gegessen habe? **Mein Magen hat kein Gedächtniß**, gab er zur Antwort.

V.

Lainez war für allerhand Arten von Leuten ein so guter Gesellschafter, daß sie öfters ihre Geschäfte und Amtsverrichtungen über ihn vergaßen. Er traf einst früh Morgens seinen Freund, Moreau, einen Musikus, der Lectionen zu geben hatte, auf der Straße an, und sagte zu ihm: Kommen Sie einen Augenblick mit in das Haus, um eine Bouteille Wein zu trinken, der erst angekommen, und vortrefflich ist. Moreau ließ sichs gefallen; und da eine Bouteille leer war, foderte man die zwote. Indessen kamen ein paar Tanzmeister geritten, die ebenfalls Lectionen zu geben hatten, und Lainez, der sie wohl kannte, bat sie, einmal zu trinken. Diese Herren stiegen ab, banden ihre Pferde im Hofe an, und kamen zum Lainez ins Zimmer. Es gefiel ihnen da so wohl, daß sie nicht allein beym Frühstück blieben, sondern auch eine Mittagsmahlzeit zusammen hielten, die bis um sechs Uhr des Abends dauerte; worüber sie nicht allein ihre Schüler, sondern auch ihre Pferde vergessen hatten, die sich endlich vom Zügel losrissen, und in die Kammer der Magd kamen, wo sie das Stroh aus dem Bette fraßen.

VI.

Als einst der Herzog von Orleans den Lainez zu Fontainebleau antraf, bat er ihn bey sich zur Tafel. Lainez bedankte sich aber, indem fünf bis sechs Personen, wie er sagte, im Gasthofe auf ihn warteten, und daß Ihro Königl. Hoheit ohnfehlbar

eine

eine schlechte Meynung von ihm bekommen würden, wenn er seinen Freunden nicht Wort hielte.

VII.

Lainez las einst der Gräfinn de Verrüe einige ungemein artige Verse vor. Ein berühmtes Mitglied der Akademie, das dabey gegenwärtig war, glaubte dem Poeten ein angenehmes Compliment zu machen, und sagte zu ihm: Warum sucht ein Mann von ihrem Verdienste nicht von unserer Gesellschaft zu seyn? Ey, mein Herr, gab ihm Lainez trocken zur Antwort, wer wäre alsdann ihr Richter?

VIII.

Da Lainez seine Verse niemand abzuschreiben gab, und man sie sehr unvollkommen im Gedächtnisse behielt, so sagte er bisweilen: Ich werde noch ein Invalidenhaus für meine Verse, die man allenthalben verstümmelt, müssen bauen lassen.

IX.

Man berichtete einst den Lainez, daß ein witziger Kopf, den er kennen würde, über zwey Verse aus einem seiner Stücke, einen ganzen Band geschrieben habe; wo er erst von seinen angenehmen Beschäfftigungen, von seiner Art sich zu vergnügen, spricht, und endlich von ihm, unter der Person eines angenehmen Epicuräers sagt:

Le débauche le fuit,
La volupté le suit.

„Die Schwelgerey fliehet ihn, die Wollust „begleitet ihn.„

Da

Da Lainez hörte, wie dieser Autor seine beyden Verse angewandt hatte, antwortete er: Es ist ein Spaßvogel, der einen Tropfen von meiner Essenz genommen, und in ein ganzes Maaß Wasser gethan hat.

X.

Als Lainez die letzte Oelung bekommen hatte, ließ der Geistliche, dem er gebeichtet hatte, in der Nacht ein Kästchen wegnehmen, das voller ungezogenen Gedichte war. Der Kranke erwachte darüber, und schrie, Räuber! er ließ einen Gerichtscommissarius kommen, verklagte den Priester, und dieser mußte endlich den Kasten in Person wieder bringen; da ihm denn Lainez derb die Wahrheit sagte. Der Kranke ließ sich hierauf den Augenblick in das Kirchspiel Saint-Roch bringen, wo er auch starb. Er hatte den thörichten Einfall gehabt, sich auf das freye Feld nach Montmartre bringen zu lassen, und da zu sterben, um noch einmal die Sonne aufgehen zu sehen.

Esprit Fleschier,

geb. zu Pernes in der Grafschaft Venaissin 1632, gest. 1710.

I.

Als der Herr von Montauzier ins Bad reisen wollte, suchte er einen gelehrten Mann zu

seiner Gesellschaft. Man schickte den Abt Fleschier zu ihm, und er nahm ihn mit sich. Den ersten Tag gab der Abt Fleschier zu allem seinen Beyfall, was der Herr von Montauzier sprach, welcher sich darüber einigen Verdruß merken ließ, und immer heimlich sagte: Lauter Schmeichler! lauter Schmeichler! Der Abt Fleschier lernte dadurch den Character dieses Herrn kennen, und den folgenden Tag widersprach er ihm beynahe so sehr, als er den Tag vorher bejahet hatte. Dem Herrn von Montauzier gefiel dieses so wohl, daß er von der Zeit an sorgte, das Glück des Abts zu machen.

II.

Fleschier hatte seinen Geschmack damit verbessert, womit ihn ein anderer würde verdorben haben. Er las öfters die Werke des du Belay, und italienische und spanische Postillen; doch nur zu seinem Vergnügen. Er nannte sie im Scherz seine Hofnarren, und gestand, daß das Lächerliche dieser Predigtbücher seinen Geschmack habe reinigen und auf das wahre gründen helfen, ohne welches nichts schön, nichts in der Beredsamkeit stark genannt zu werden verdient.

III.

Zwey große Redner haben Lobreden bey der Leiche des Marschalls von Türenne gehalten: der P. Mascaron aus der Gesellschaft des Oratorii, der nachher Bischof zu Agen ward, und der Abt Fleschier, nachheriger Bischof zu Nimes. Von

diesen

diesen beyden schönen Reden erhielt die erste mehr Beyfall, als sie gehalten ward, und die andere, als sie gedruckt war. Der Herr de Luxemburg, der das Jahr darauf, anstatt des Marschalls von Türenne, die Anführung der Truppen übernahm, legte nicht viel Ehre ein; der Prinz von Conde sagte daher: Der Herr von Luxemburg hat eine noch bessere Lobrede auf den Türenne gehalten, als Mascaron und Fleschier.

IV.

Ludewig XIV sagte zum Fleschier, da er ihn zum Bischof von Nimes ernannte: Erstaunen Sie nicht, daß ich Ihre Verdienste so spät belohne; ich fürchtete, das Vergnügen, Sie zu hören, zu verliehren, wenn ich Sie zum Bischof machte.

V.

Der Herr Fleschier hatte einige Tage bey der Marquise von Toiras, eine Meile von Nimes, zugebracht. Das Pfingstfest fiel ein, und er verließ sie, um in der bischöflichen Kirche das hohe Amt zu halten. Kaum aber war er wieder nach Hause gekommen, als man ihn bat, dieser Dame den Tod ihres Gemahls zu hinterbringen. Er reiste, und traf sie an, als sie eben ausgehen wollte. Wo wollen Sie hin? fragte er, nachdem er ihr über seine Wiederkunft die gewöhnlichen Complimente gemacht hatte. In die Messe, antwortete die Marquise. Sie sind demnach eine Christinn? Madame, erwiederte der Prälat; nun, wohlan, der Marquis von Toiras ist geblieben: kommen

Sie, wir wollen zu Gott um die Ruhe seiner Seele beten. Diese entschlossene Art, eine traurige Nachricht zu überbringen, machte, daß die Frau von Toiras sich ungemein faßte.

Nicolaus Boileau-Despreaux,

geb. zu Paris 1636, gest. 1711.

I.

Da der König einst den Despreaux fragte, wenn er gebohren wäre, gab der Poet zur Antwort, daß die Zeit seiner Geburt, der glorreichste Umstand seines Lebens sey: Ich bin ein Jahr eher auf die Welt gekommen, sagte er, als Eure Majestät, um die Wunder von Dero Regierung zu verkündigen. Dem Könige gefiel diese Antwort, und die Hofleute ermangelten nicht, ihr ihren Beyfall zu geben. Despreaux hat es seitdem stets für seine Schuldigkeit gehalten, das, was er einmal in Gegenwart des ganzen Hofes gesagt hatte, und so wohl war aufgenommen worden, zu behaupten. Er hat daher allemal, wenn er von seiner Geburt zu reden Gelegenheit gehabt hat, das Jahr 1637 angegeben.

II.

Da der Vater des Despreaux einst die Gemüthsneigungen seiner Kinder untersuchte, und ein

ein überaus sanftmüthiges oder gar einfältiges Wesen an unserm Poeten bemerkte, sagte er insgemein von ihm, im Gegensatz von den andern: Es ist ein gutes Kind, der niemals andern etwas böses nachreden wird.

III.

Man hatte für den jungen Despreaux ein Thürmchen auf dem väterlichen Hause gebaut, und einige Zeit darnach, als man ihn nicht wollte so hoch steigen lassen, bauete man ihm ein kleines Kabinet auf dem Oberboden; weßwegen er sagte: Ich bin herunter gezogen, ich wohne auf dem Oberboden.

IV.

Despreaux wollte sich anfänglich auf die Rechtsgelehrsamkeit legen; er fand sich öfters an der Gerichtsstädte ein, und hielt so gar in einer Sache eine Rede, die aber sehr schlecht ablief. Der Procurator trat zu ihm, als er anfangen wollte, und erinnerte ihn, nicht zu vergessen, daß er die Parthey über einzelne Artickel zu vernehmen, bitten müsse. Und warum das, fragte ihn Boileau, ist denn dieses nicht schon geschehen? Wenn nicht alles schon besorgt ist, so muß man mich nicht hertreten und reden lassen. Der Procurator fieng an laut zu lachen, und sagte zu seinen Mitbrüdern: Da haben wir einen Advocaten, der es mit der Zeit weit bringen wird; er hat eine große Anlage darzu.

V.

Die Universität entwarf im Jahr 1674 ein Bittschreiben ans Parlament, daß die Philosophie des Cartesius zu lehren solle verboten werden. Man sprach davon bey dem Oberpräsidenten von Lamoignon, welcher sagte, daß man sich nicht enthalten könnte, einen Befehl, dieser Bitte gemäß, ergehen zu lassen. Despreaux, der dabey war, sann auf einen lächerlichen Befehl, und brachte ihn, nebst dem Racine und Bernier, seinen beyden Freunden, zu Papiere. Herr Dongois, Vetter des Despreaux, übersetzte ihn in die Kanzleysprache, und schob ihn unter die andern Sachen, die er dem Oberpräsident, bey dem er sehr wohl stand, zur Unterschrift vorzulegen hatte. Der Herr von Lamoignon ließ sich aber nicht hintergehen. Kaum hatte er die Augen auf diesen Befehl geworfen, als er ausrief: Ha, ha! ein Streich vom Despreaux! Dieser burlesque Befehl war von einer Wirkung, die vielleicht ein ernsthaftes Stück nicht gehabt hätte. Der Philosoph und der Präsident blieben bey Ehren.

VI.

Despreaux hatte in seiner Jugend die Gabe, den Leuten alles, ihren Gang, ihre Geberden, ihre Stimme, vollkommen nachzumachen. Er hat erzählt, daß, als er einmal einen Mann einen gewissen schweren Tanz halten sahe, und denselben nachmachen wollte, er diesen Tanz mit eben der Richtigkeit nachgetanzt habe, ob er gleich niemals

tanzen

tanzen gelernt hatte. Der König sahe ihm einsmals mit Vergnügen zu, wie er alle Comödianten nach agirte. Der König verlangte, daß er es auch dem Moliere, der dabey war, nachthun sollte, und fragte hernach den Moliere, ob er damit zufrieden wäre. Wir können, antwortete Moliere, von dem nicht urtheilen, was uns gleicht; wenn er mich aber so gut nachgeahmt hat, als die andern, so ist die Nachahmung vollkommen.

VII.

Despreaux bat und erhielt vom römischen Hofe ein Beneficium, das er acht Jahre lang genoß, ohne sich in den geistlichen Stand zu begeben, und ohne sich große Mühe zu geben, einen guten Gebrauch mit diesem Gelde zu machen. Als der Oberpräsident von Lamoignon, der viel Religion und Frömmigkeit hatte, nun eines Tages mit ihm sprach, gab er ihm zu verstehen, daß er dieses Beneficium nicht mit gutem Gewissen behalten könnte, wenn er sich nicht anders aufführen wollte, als bisher. Despreaux überzeugte sich davon, und sagte sich bey dem Bischof zu Beauvais los davon. Noch mehr: er rechnete nach, wie viel er die Zeit über, als er es genossen hatte, bekommen habe, und diese Summe, die sich ohngefehr auf sechstausend Livres belief, ward zu Werken der Barmherzigkeit angewandt.

VIII.

Despreaux machte insgemein den zweeten Vers eher als den ersten. Das ist eins von den

größten Geheimnissen der Poesie, um einem Gedichte mehr Stärke und Nachdruck zu geben. Er gab dem Racine den Rath, eben dieser Methode zu folgen, und sagte deßwegen: Ich habe ihm das Reimen ein wenig schwerer gemacht.

IX.

Wenn man dem Boileau vorstellte, daß er sich, wenn er sich auf Satyrenschreiben legte, Feinde machen würde, die allenthalben auf ihn Achtung geben, und verkleinern würden: Meinetwegen, gab er zur Antwort, ich werde ein ehrlicher Mann seyn, und mich vor ihnen nicht fürchten.

X.

Einige Zeit darnach, als die Satyren herausgekommen waren, kam Fernando Nuget, Großadmiral von Spanien, nach Frankreich, und fand, ob er gleich ein Fremder war, dennoch viel Geschmack an einem Werke, welches damals der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung war. So bald er nach Madrit wieder zurück kam, schickte er dem Despreaux zwey Pfund von dem besten Tabac, und eine kostbare Dose zum Geschenk, für das Vergnügen, das ihm seine Satyren gemacht hatten.

XI.

Obgleich Despreaux und Racine keine Hofbedienung hatten, vermöge deren sie bey Hofe hätten erscheinen müssen, so waren sie doch alle beyde daselbst

daselbst sehr wohl aufgenommen. Der Minister Colbert war ein großer Freund von ihnen. Als er eines Tages mit ihnen ganz allein auf seinem Landhause zu Seaux war, meldete man einen Bischof bey ihm an; er aber gab aus Verdruß zur Antwort: Man zeige ihm alles, nur mich nicht.

XII.

Despreaux erzählte öfters, daß einer seiner Anverwandten, dem er seine Werke geschenkt hatte, nachdem er sie gelesen, zu ihm gesagt habe: Warum ist aber nicht alles von Ihnen in Ihren Werken? Ich habe zwey Briefe an den Herrn von Vivonne darinne gefunden, von denen der eine vom Balzac, der andere vom Voitüre ist.

XIII.

Als Despreaux bey einem seiner Freunde auf dem Lande war, und das Osterfest einfiel, gieng er bey dem Pfarrer des Orts zur Beichte, welcher, ehe er seine Beichte anhörte, ihn fragte, was seine gewöhnlichen Verrichtungen wären. Ich mache Verse, antwortete Despreaux. Das ist schlimm, sagte der Pfarrer; aber, was für Verse? Satyren, erwiederte der Dichter; das ist noch schlimmer, antwortete der Beichtvater; und wider wen denn? Wider alle die, die schlechte Verse machen; wider die Laster der gegenwärtigen Zeit; wider ärgerliche Schriften; wider die Romane; wider die Opern — Ach! sagte der Pfarrer, das

ist nichts böses; dawider habe ich nichts einzuwenden.

XIV.

Despreaux liebte das Kegelspiel, und war sehr glücklich darinne, so daß er öfters alle neune schob. Ich muß gestehen, sagte er dabey, daß ich zwey Talente habe, die der menschlichen Gesellschaft und dem Staate beyde gleich nützlich sind: das eine, daß ich gut Kegel schiebe; das andere, daß ich treffliche Verse mache.

XV.

Als Ludewig XIV dem Despreaux eine Besoldung von zwey hundert Pistolen gegeben hatte, nachdem seine Satyren kurz zuvor heraus gekommen waren, sagte ein vornehmer Mann, der vielleicht der Herr de Montauzier ist, der König würde nun wohl auch bald den Straßenräubern Pensionen geben.

XVI.

Despreaux, der sich seine Besoldung aus dem königlichen Schatze wollte auszahlen lassen, übergab die Verordnung einem Zahlmeister, welcher bey den Worten: **Die Besoldung, die wir dem Despreaux gegeben, wegen des Vergnügens, das wir über seine Arbeiten empfunden haben**, ihn fragte, von welcher Art seine Arbeiten wären? Es ist Mäurerarbeit, gab Despreaux zur Antwort; ich bin ein Baumeister.

XVII. De-

XVII.

Despreaux sagt von einem großen Schriftsteller: **Er gefällt allen, nur sich nicht.** Das ist, sagte Moliere zu ihm, indem er ihm die Hand drückte, das ist die schönste Wahrheit, die Sie iemals gesagt haben. Ich bin zwar nicht von der Zahl der großen Geister, von denen Sie reden; aber ich mag seyn wie ich will, so habe ich doch in meinem Leben noch nichts gemacht, womit ich vollkommen zufrieden wäre. Santeuil dachte von seinen Poesien ganz anders. Er gestand es so gar dem Despreaux, welcher aber zu ihm sagte: Sie sind also der einzige außerordentliche Mensch, der mit seinen Werken vollkommen zufrieden gewesen ist. Santeuil, der etwas schmeichelhaftes in dem Titel eines **außerordentlichen Menschen** fand, und sich dieses Lobspruchs würdig zeigen wollte, gestand endlich, daß er nie vollkommen mit seinen Werken, so viel er deren gemacht hätte, zufrieden gewesen sey.

XVIII.

Als Dubroceßin erfuhr, daß Despreaux eine Satyre auf ein Festin machte, suchte er ihn davon abzuhalten, und sagte, daß es kein Gegenstand sey, worüber man spotten müßte. „Machen Sie lie„ber eine Satyre auf die Heuchler, sagte er im „ganzen Ernst zu ihm, so werden alle rechtschaffe„ne Leute auf ihrer Seite seyn: aber wo geschmauset „wird, rathe ich ihnen, mit ihrem Spotte zu Hause „zu bleiben.„ Fürcroix, ein berühmter Advocat,

ließ

ließ sich eines Tages einfallen, eine Gasterey zu geben, die in allem der ähnlich war, die in der dritten Satyre beschrieben wird. Aber die Gäste waren nicht sehr damit zufrieden; sie meynten alle, daß so eine Gasterey besser zu beschreiben, als wirklich anzustellen wäre.

XIX.

Despreaux hatte den Traiteur Mignot einen Giftmischer geheißen, und dieser verklagte ihn deßwegen bey der Obrigkeit, welche ihn aber abwieß, und sagte, daß die Injurie, über die er klagte, ein bloßer Scherz sey, über den er zuerst hätte lachen sollen. Anstatt aber sich dadurch befriedigen zu lassen; ward er nur noch aufgebrachter. Er wollte sich nun selbst Genugthuung verschaffen. Das Mittel, zu dem er griff, ist sehr sonderbar. Mignot stand im Rufe wegen des vortrefflichen Biscuits, den er machte, und ganz Paris ließ dergleichen bey ihm holen. Nun erfuhr er, daß der Abt Cotin eine Satyre wider den Despreaux gemacht hatte; diese ließ Mignot auf seine Kosten drucken, und wenn iemand Biscuit bey ihm holte, so nahm er allemal eine gedruckte Satyre zum einwickeln, damit sie allenthalben herum kommen sollte; und auf diese Weise kam er mit seinem Talente dem Talente des Abts Cotin zu statten. Wenn Despreaux sich mit seinen Freunden ein Vergnügen machen wollte, so ließ er Biscuit bey Mignot holen, um eine Satyre des Cotin mit zu bekommen. Der Zorn des Mignot ließ unterdessen

dessen nach, da er sahe, daß die Satyre des Despreaux, anstatt ihm zu schaden, ihn vielmehr erst recht berühmt gemacht hatte. Es wollte in der That, von der Zeit an, alles bey ihm speisen. Mignot gewann Geld bey seinem Gewerbe, und machte es sich zur Ehre, zu gestehen, daß er sein Glück dem Despreaux schuldig sey.

XX.

Ein angesehener Mann fällte einst in Gegenwart des Despreaux ein lächerliches Urtheil, und behauptete seine Meynung mit vielem Stolze. Despreaux, der ihm nicht gern auf eine beleidigende Weise antworten wollte, sagte zu ihm: Sie wissen wohl, mein Herr, daß ich Recht habe; nun sagen Sie sich nur selbst, was Sie mir sagen würden, wenn Sie an meiner Stelle wären.

XXI.

Ludewig XIV wollte vom Despreaux wissen, welche Stelle in seinen Gedichten er am höchsten schätzte. Der Poet, nachdem er den König vergebens gebeten hatte, ihn mit dieser Frage zu verschonen, antwortete, daß er mit dem Ausgange eines gewissen Briefes, den er an Seine Majestät zu richten sich die Freyheit genommen, am meisten zufrieden wäre, und sagte ihm die vier Verse her, womit sich dieser Brief schloß. Dem König gefielen sie außerordentlich; sein ganzes Gesicht ward heiter: Ey, das ist sehr schön, sagte er, das ist vortrefflich; ich wollte Sie noch mehr loben, wenn Sie mich nicht so sehr gelobt hätten. Das

Publi-

Publicum wird Ihren Werken die Lobsprüche geben, die sie verdienen. Aber ich darf es nicht bey bloßen Lobsprüchen bewenden lassen; ich gebe Ihnen eine Pension von zweytausend Livres; ich will dem Colbert befehlen, daß er sie voraus bezahlen soll, und ich gebe Ihnen auch noch das Privilegium zum Druck Ihrer gesammten Werke.

XXII.

Ein Freund, der den Despreaux bereden wollte, seine Dichtkunst heraus zu geben, sagte zu ihm, daß das Publicum mit Ungeduld darauf warte. Das Publicum, antwortete er, wird aber nicht nach der Zeit fragen, die ich darauf verwandt habe. Ein andermal sagte er eben dieses von der Nachwelt.

XXIII.

Mademoiselle de Lamoignon fand es nicht für gut, daß Despreaux Satyren machte, weil sie die christliche Liebe beleidigen: Aber wollten Sie mir nicht erlauben, sagte er eines Tages zu ihr, Satyren wider den Großtürken, einen ungläubigen Prinz und Feind unserer Religion, zu machen? Wider den Großtürken? erwiederte die Lamoignon, das ist ein regierender Herr, und man muß nie die Achtung aus den Augen setzen, die man Personen von diesem Range schuldig ist. Aber wider den Teufel? das werden Sie mir doch erlauben, fuhr Despreaux fort: Nein, antwortete sie, nachdem sie es ein wenig überlegt hatte, man muß von gar niemand übels reden.

XXIV. De-

XXIV.

Despreaux befand sich in einer Frauenzimmergesellschaft, wo man von der Eroberung der Festung Mons sprach. Da er aufstand und fortgehen wollte, hielt ihn eine von den Damen zurück, und sagte: Mein Herr, wir lassen Sie nicht von der Stelle, bis Sie uns ein Quatrain auf diese neue Eroberung unsers großen Königs gemacht haben. Despreaux wehrte sich, so viel er konnte; da es ihm aber nichts half, ließ er folgende vier Verse laufen:

Mons etoit, disoit-on, pucelle,
Qu'un Roi gardoit avec le dernier soin;
Louis le Grand en eut besoin:
Mons se rendit; vous auriez fait comme elle.

„Mons war, wie man sagt, eine Jungfer, die von einem Könige mit äußerster „Sorgfalt gehütet ward; Ludewig der „große wollte sie gern haben: Mons ergab sich; ihr würdet es eben so gemacht „haben.„

XXV.

Despreaux sagte zu seinem Bruder, dem Abt, dessen Schreibart freyer als seine Sitten waren, daß er sich zur italiänischen Comödie geschickt hätte, wenn er nicht ein Doctor der Sorbonne wäre.

XXVI.

XXVI.

Die größten Männer sind die, die ihre Fehler am besten einsehen, und sich am wenigsten dieselben zu gute halten. **Die Critiken, die ich am meisten fürchte, sagte Despreaux, sind die, die ich mir selber mache.**

XXVII.

Despreaux pflegte zu sagen: Da die Kaufleute doch eine gemalte Tafel vor ihren Laden setzen müssen, so ist ein schlechter Maler immer noch zu etwas nütze; aber ein mittelmäßiger Poet ist zu nichts zu gebrauchen.

XXVIII.

Als der Herzog von Montausier den Despreaux bey Hofe antraf, sagte er zu ihm: Ich habe Ihre Werke mit Vergnügen gelesen; niemand kann sie höher achten, als ich; aber ich muß Ihnen noch sagen, daß Sie zu viel Personen angreifen. Der Marschall von Crequi, der eben gegangen kam, blieb stehen, um diese Unterredung mit anzuhören. Was! sagte er zum Herzog von Montausier, Sie tadeln den Despreaux, daß er so viel schlechte Poeten tadelt? Wir sollten uns alle bey ihm bedanken; sie werden sich bessern, oder er wird sie uns vom Halse schaffen.

XXIX.

Liniere, den man den Atheisten von Senlis nannte, war in nichts glücklich, als in Gedichten wider die Religion und die Sitten. Despreaux

sagte

sagte daher eines Tages zu ihm, daß er weiter keinen Witz habe, als wider Gott.

XXX.

Als einst Racine bey mir zu Auteuil war, sagt Despreaux, kam Tourreil und zog uns über eine Stelle des Demosthenes zu Rathe, die er auf sechserley Art übersetzt hatte, von denen immer eine unnatürlicher und schwülstiger als die andere war: Ha! der Stümper, sagte Racine heimlich zu mir, der wird den Demosthenes erst zum starken Redner machen.

XXXI.

Ein junger Geistlicher, der mit dem Despreaux von geistlichen Pfründen sprach, und nicht zufrieden war, daß einer viele zugleich besaß, sagte: Wie ist es möglich, daß diese und jene, die für geschickte Leute gehalten werden, und es in der That sind, sich so verblenden können, als sie wirklich thun? Wenn sie die Lehre der Apostel, die Aussprüche der Concilien, für wahr annehmen, so müssen sie auch wissen, was für Gefahr mit dem Besitz vieler Beneficien zugleich verbunden ist. Ich habe den geistlichen Stand ergriffen, und bin, ohne mich zu rühmen, aus einem der vornehmsten Häuser in Touraine; ein Mann von gutem Stande hat eine Art von Pflicht, seiner Geburt gemäß zu leben; aber, ich versichere Sie, daß ich zufrieden seyn will, wenn ich eine Abtey erhalten habe, sollte sie mir auch nicht mehr als tausend Thaler eintragen; nichts, wenn es auch noch so viel Reize

hätte, soll meinen Entschluß wankend machen. Einige Zeit darnach zeigte sich eine Abtey mit siebentausend Livres Einkünften, die er durch Vermittelung seines Bruders erhielt. Den folgenden Winter war wieder eine da mit achttausend Livres, und er erhielt sie gleichfalls. Unterdessen ward wieder ein schlechtes Priorat von sechstausend Livres ledig; der Wind war ihm bisher günstig gewesen: er versuchte es also noch einmal, und fand Mittel, darzu zu gelangen. Despreaux, der ihn so wichtige Beneficien, eins nach dem andern wegschnappen sah, besuchte ihn, und sagte: Nun, mein Herr Abt, wo sind die Zeiten der Redlichkeit und der Unschuld hin, wo Sie den Besitz vieler Beneficien für so gefährlich hielten? Ach! mein Herr, antwortete ihm der Abt, wenn Sie wüßten, wie gut sichs leben läßt! O ich zweifle nicht daran, erwiederte Despreaux, daß sichs gut leben läßt: aber sterben, mein Herr Abt, sterben? . .

XXXII.

Der Herr de Saignelai ließ sich eines Tages mit dem Despreaux in einen Streit über eine poetische Materie ein. Da er nun den Poeten mit allerhand Argumenten, die nicht viel werth waren, eine Weile herumgezogen hatte, und ihn in die Enge getrieben zu haben glaubte, sagte er mit einer höhnisch lachenden Mine: Nun, antworten Sie, antworten Sie mir darauf! Da Boileau sahe, daß man sich zu viel darauf zu gute that, hatte er das Herz, zu sagen: „Mein Herr,

„ich

„ich habe aus der Poesie mein Hauptstudium ge„macht; man räumt mir auch durchgängig ein, „daß ich mit einiger Einsicht davon geschrieben „habe: Wenn Sie nun wollen, daß ich Ihnen „antworten soll, so müssen Sie sich zuvor wenig„stens drey Tage hinter einander unterrichten las„sen.„ Der Poet führte ihm hierauf sechs der wichtigsten Lehren des Aristoteles an; und der Minister sahe, daß er nichts dagegen aufbringen konnte. Die ganze Gesellschaft lachte heimlich, und Racine sagte im Weggehen zum Despreaux: O Sie sind ein braver Mann! Achilles selbst hätte nicht tapferer gefochten, als Sie.

XXXIII.

Der Marschall de la Feuillade zeigte dem Despreaux einige Verse, die diesem nicht gefielen. Sie sind sehr zärtlich, sagte der Marschall zu ihm, daß Sie ein Gedicht nicht billigen wollen, das der König und die Dauphine vortrefflich befunden haben. Ich zweifle nicht, antwortete Despreaux, daß der König nicht sehr geschickt sey, Städte zu erobern, und Schlachten zu gewinnen; ich zweifle eben so wenig, daß die Dauphine nicht eine verständige und Einsichtsvolle Prinzessinn sey; aber mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr Marschall, ich glaube, daß ich mich auf die Verse eben so gut verstehe, als Sie. Der Marschall läuft damit so gleich zum Könige, und sagt ihm voller Eifer und Aergerniß: Sire, erstaunen Sie nicht über die Unverschämtheit des Despreaux, der sich ein wenig

besser auf die Verse zu verstehen vorgiebt, als Eure Majestät? O! wenn es das ist, antwortete der König, so thut mir es leid, daß ich Ihnen sagen muß, daß Despreaux Recht hat.

XXXIV.

Despreaux beschrieb einen Menschen, der sehr langsam redete, folgender Gestalt: Ja und Nein sind lang, wenn er sie ausspricht, und diese beyden einsylbichten Wörter werden in seinem Munde zu Perioden. Der Marschall von Grammont hält dieses für das beste, was Despreaux in seinem ganzen Leben gesagt hat.

XXXV.

Ein Mensch, der einen sehr guten Kopf, aber nichts studirt hatte, sagte einst in Gegenwart des Despreaux, er wolle lieber einen Bart scheeren, als ein Gedicht machen lernen. Was ists mit den Versen, sagte er, und was fängt man damit an? Eben darinne, erwiederte Despreaux, bewundere ich die Poesie, daß, da sie zu nichts nütze ist, sie dennoch das Vergnügen aller vernünftigen Leute macht.

XXXVI.

Despreaux folgte dem Könige auf dem Feldzuge nach Gent. Da er unterwegens mit dem Sohne des großen Conde zusammen kam, sagte dieser Prinz zu ihm: In Wahrheit, die Menschen sind doch große Thoren, daß sie so der Ehre nachlaufen, die doch im Grunde nichts als eine Chimäre

märe ist, die man nicht eher als nach dem Tode genieſt. Welcher Mensch, fuhr er fort, kann sich schmeicheln, den Ruhm eines Alexanders zu erreichen? Dieser Name hat und wird stets die größten Namen verdunkeln. Kennen Sie einen, der unter den Menschen so viel Aufsehens gemacht habe? Ja, Monseigneur, antwortete Despreaux, und Sokrates ist es. Dieser Philosoph, ob er gleich nichts geschrieben hat, gehet dennoch mit dem Weltbezwinger in gleichem Schritte, was den Ruhm anbetrifft. Der Herzog rufte hierauf zum Spaß einen Bauer, und fragte ihn, ob er den Alexander kennete? O ja, gnädiger Herr, gab dieser zur Antwort, es war ja wohl ein großer König. Und wer war Sokrates? der Bauer schüttelte den Kopf, und schwieg. Der Herzog glaubte damit gewonnen zu haben; aber Despreaux sagte: Ich appellire an einen andern Bauer.

XXXVII.

Als Despreaux dem Könige ein Stück aus seiner Lebensgeschichte in Gegenwart einiger Hofleute vorlas, hieß ihn Se. Majestät bey dem Worte rebrousser, welches dieser Prinz nicht leiden konnte, inne halten. Es betraf die Begebenheit, da der König nach Flandern zu marschiren sich stellte, plötzlich aber umgekehrt war, (avoit rebroussé chemin) und sich nach Deutschland gewendet hatte. Alle Hofleute stimmten dem Einwurfe des Prinzen bey, und selbst Racine redete die Hofsprache auf Unkosten seines Freundes.

Aber Despreaux vertheidigte den Ausdruck mit geziemender Ehrerbietung, indem er dem Könige sagte, daß man, wenn nur ein Wort in der Sprache eine Sache auszudrücken wäre, dieses Wort behalten müsse, so rauh und widerwärtig es auch klingen möchte.

XXXVIII.

Despreaux aß nirgends, selbst bey seinen besten Freunden nicht, wenn er nicht gebeten war. Er pflegte zu sagen, daß der innerliche Stolz das Eigenthum rechtschaffener Leute; der äußerlich affectirte Stolz aber nur eine Eigenschaft der Thoren sey.

XXXIX.

Unter allen Sinngedichten, die iemals sind gemacht worden, achtete Despreaux das folgende am meisten:

Cy git ma Femme: Ah qu'elle est bien!
Pour son repos, & pour le mien.

„Hier liegt mein Weib: Wie wohl ist ihr!
„Sie ruhet sanft: wie wohl ist mir!

XL.

Als Pulmorin von zween reichen Juden zu Gaste gebeten war, suchte er zu Mittage seinen Bruder Despreaux auf, und bat ihn, mitzugehen, indem es diesen Herren sehr lieb seyn würde, ihn kennen zu lernen. Despreaux, der eben den Kopf voll hatte, sagte ihm, daß er nicht aufgeräumt genug

nug zum Schmausen wäre. Puimorin setzte ihm aber so lange zu, daß endlich Despreaux ungeduldig ward, und in einem hitzigen Tone zu ihm sagte: Ich mag nicht mit solchen Schelmen essen, die unsern Heyland gekreuzigt haben. Ach, mein Bruder, rief Puimorin aus, und stampfte mit dem Fuß auf die Erde, warum erinnern Sie mich nicht eher daran, als bis das Essen schon auf dem Tische steht, und diese armen Leute auf mich warten.

XLI.

Der große Conde ließ öfters gelehrte Leute zu sich nach Chantilli kommen, und unterhielt sich mit ihnen von ihren Arbeiten, über die er sehr gut zu urtheilen wußte. Wenn er bey dergleichen gelehrten Unterredungen Recht hatte, so sprach er überaus gnädig und leutselig; wenn er aber Unrecht hatte, so mußte man sich auch sehr in Acht nehmen, daß man ihm nicht widersprach. Sein Feuer ward dabey so heftig, daß man wohl sahe, wie gefährlich es sey, ihm den Sieg streitig zu machen. Despreaux erschrack einst so sehr über seine funkelnden Augen, als er sich mit ihm stritt, daß er aus Klugheit nachgab, und heimlich zu seinem Nachbar sagte: Künftig werde ich allezeit der Meynung des Prinzen seyn, wenn er Unrecht hat.

XLII.

Boileau liebte die Gesellschaft, und fand sich allemal pünctlich ein, wenn er bestellt war: Ich lasse nie auf mich warten, sagte er, weil ich ange-

merkt habe, daß die Fehler eines Menschen sich stets vor den Augen desjenigen zeigen, der auf ihn wartet.

XLIII.

Der Buchhändler Barbin hatte sich eine Freude daraus gemacht, den Despreaux auf einem sehr kleinen Landhause, das ihm aber ungemein gefiel, zu bewirthen. Als sie gegessen hatten, führte er ihn in den Garten, der sehr zierlich, aber eben so klein als das Haus war. Despreaux, der darinne rings herum gegangen war, rufte seinen Kutscher, und befahl ihm anzuspannen. Ey, warum denn? sagte Barbin, warum wollen Sie mich so bald verlassen? Um in die freye Luft nach Paris zu kommen, antwortete Boileau.

XLIV.

Despreaux hatte eines Tages einen sehr heftigen Streit mit seinem Bruder dem Canonicus, welcher ihm ziemlich dreust Lügen strafte. Ihre gemeinschaftlichen Freunde wollten wieder Friede zwischen ihnen stiften, und baten den Despreaux, es seinem Bruder zu vergeben: Von Herzen gern, antwortete er, weil ich mich in der Gewalt gehabt, und ihm keine Grobheit gesagt habe; wenn mir aber eine entfahren wäre, so würde ich ihm Zeitlebens nicht vergeben.

XLV.

In den gelehrten Streitigkeiten, die sich in der Akademie erhoben, fand Despreaux insgemein die stär-

stärkere Anzahl wider sich; weil er mit Mitbrüdern umgeben war, die wenig geneigt waren, seiner Meynung zu seyn. Doch hatte er eines Tages einmal gesiegt, und wenn er diesen Sieg erzählte, setzte er mit lauter Stimme hinzu: Alle waren meiner Meynung, und ich erstaunte darüber, denn ich hatte Recht, und ich war es, der Recht hatte.

XLVI.

Despreaux war im Umgange nicht satyrisch; weßwegen die Frau von Sevigne sagt, er sey nur in Versen grausam.

XLVII.

Vom Marquis de Termes sagte Despreaux, daß er beständig nach dem Sinne anderer sey, und daß darinne die Kunst zu leben bestünde.

XLVIII.

Despreaux las seine Verse vollkommen gut, und gab stets im Lesen auf seine Zuhörer Achtung, um die Stellen zu merken, durch die sie am meisten gerührt wurden. Eines Tages hatte er den Oberpräsident von Harlai zum Zuhörer, der unbeweglich saß, und nachdem das Stück vorgelesen war, ganz frostig sagte: Das sind schöne Verse. Die heftigste Critik würde weniger anzüglich gewesen seyn, als dieser Lobspruch.

XLIX.

Der Brief über die falsche Schamhaftigkeit, ist an den Herrn Arnauld gerichtet. Der Poet,

der insgemein sehr spät aufstand, war noch im Bette, da er diesen Brief das erstemal dem Doctor vorlas. Als er zu diesem Verse gekommen war,

Le moment où je parle est déja loin de moi.

„Der Augenblick, in dem ich rede, ist schon „weit von mir weg.„

las er ihn in einem flüchtigen und schnellen Tone her, um die Geschwindigkeit der Zeit auszudrücken, mit welcher sie flieht. Der ernsthafte Arnauld, der über die Leichtigkeit dieses Verses erstaunte, fuhr vom Stuhle auf, lief in dem Zimmer geschwind hin und her, wie ein fliehender Mensch, und wiederholte immer den Vers:

Le moment où je parle est déja loin de moi.

Dieser Vers ist eine Uebersetzung von einem Verse des Persius:

Fugit hora, hoc quod loquor inde est.

L.

Als man dem Despreaux die Nachricht brachte, daß er die Geschichte des Königs zu schreiben ernannt sey, und eine gute Besoldung erhalten solle, sagte er: Als ich das Handwerk eines Satyrenschreibers trieb, das ich doch so ziemlich verstand, so drohete man mir mit Stockschlägen; iezt giebt man mir eine Besoldung, um das Handwerk

eines

eines Geschichtschreibers zu ergreifen, von dem ich gar nichts verstehe.

LI.

Als Despreaux den König bey der Armee begleitete, und von einem langen Marsche sehr müde geworden war, warf er sich, da sie ins Quartier kamen, auf ein Bette, ohne daß er etwas zu essen begehrte. Der Herr de Cavoye gieng, nachdem der König gespeist hatte, zu ihm, und sagte mit einer bestürzten Mine, daß er ihm eine schlimme Nachricht zu bringen habe: der König, fuhr er fort, ist mit Ihnen nicht zufrieden; er hat heute etwas bemerkt, das Ihnen großen Schaden thut. Und was denn? fragte Boileau ganz erschrocken. Ich unterstehe mich kaum, es Ihnen zu sagen, antwortete Cavoye, ich kann meine Freunde nicht gern traurig machen. Nachdem er ihn nun eine Weile in Unruhe gelassen hatte, sagte er: Nun, weil ich es Ihnen denn sagen soll, so wissen Sie nur, der König hat bemerkt, daß Sie ganz die queere auf dem Pferde sitzen. O wenn es weiter nichts ist, antwortete Boileau, so lassen Sie mich immer schlafen.

LII.

Der König sagte eines Tages zum Despreaux: was ist denn das für ein Prediger, den man le Tourneux nennt? Man sagt, daß ihm alles zuläuft; ist er denn so geschickt? Sire, antwortete Despreaux, Eure Majestät wissen, daß man allemal dem nachläuft, was neu ist: es ist ein Prediger,

diger, der das Evangelium predigt. Der König verlangte, daß er ihm seine Meynung im Ernst sagen sollte, und Boileau gab zur Antwort: Wenn er auf die Kanzel kommt, so erschrickt man für seiner Heßlichkeit, daß man ihn lieber wieder herunter gehen sähe; und wenn er angefangen hat zu reden, so wünscht man, daß er droben bleiben möchte.

LIV.

Als Despreaux ein neues Werk herausgegeben hatte, und man ihm sagte, daß die Kunstrichter sehr schlecht davon urtheilten, antwortete er: desto besser, von schlechten Werken nimmt man sich nicht die Mühe zu reden.

LV.

Obgleich Despreaux sein Haus zu Auteuil sehr lieb hatte, und eben nicht Geld brauchte, so ließ er sich doch vom Herrn le Verrier bereden, es ihm zu verkaufen, der ihm aber dabey versprach, daß er beständig Herr darinne seyn, und sich ein Zimmer auslesen möchte, welches er bewohnen könnte, so oft, oder so lange er wollte. Vierzehen Tage nach dem Verkauf kam Boileau wieder dahin, gieng in den Garten, und da er den bedeckten Gang, unter welchem er sich aufzuhalten pflegte, wenn er über etwas nachdachte, nicht fand, rufte er den Gärtner Anton, und fragte, wo sein Gang wäre. Anton sagte, daß er ihn auf Befehl des Herrn le Verrier habe wegschaffen müssen. Despreaux besann sich einen Augenblick, stieg wieder in seinen

Wagen,

Wagen, und sagte: Was will ich hier, da ich nicht mehr Herr bin? und nach diesem kam er auch nicht wieder.

LVI.

Die Antrittsrede, die Despreaux in der französischen Akademie hielt, fand nicht großen Beyfall, und gab Gelegenheit zu folgendem Sinngedichte:

Boileau nous dit dans son Ecrit,
Qu' il n'est pas né pour l'éloquence;
Il ne dit pas ce qu' il en pense,
Mais je pense ce qu' il en dit.

„Boileau sagt uns in seiner Rede, daß „er zur Beredsamkeit nicht gemacht sey; er „sagt nicht, was er denkt; aber ich denke, „was er sagt.„

LVII.

Despreaux hörte sich gern loben, aber er wollte es fein und am rechten Orte haben. Wenn man ihn zur Unzeit und gerade zu lobte, pflegte er zu sagen: Man macht mich nicht stolz. (impertinent.)

LVIII.

Als Despreaux einst den Chapelle fragte, was er von seinen Werken hielte, gab ihm dieser witzige Trinker zur Antwort: Du bist ein Ochse, der seine Furchen gut zu ziehen weiß.

LIX.

Despreaux, der dem Liniere gern eins versetzen wollte, sagte, die beste Handlung, die Liniere in seinem ganzen Leben gethan habe, sey gewesen, daß er das Wasser aus einem Weyhfasse ganz ausgetrunken habe, in welches eine seiner Maitressen die Spitze ihres Fingers getaucht hatte.

LX.

Als Carl XII, König in Schweden, die Stelle in dem ersten Briefe des Boileau las, wo er Alexandern einen Unsinnigen nennt, zerriß er das Blatt aus Bosheit.

LXI.

Ueber die letzten Werke des Boileau, die weit unter den andern stehen, hat man folgendes Triolet gemacht:

Ce Boileau, qui fut autrefois
Le Chasse-coquin du Parnasse,
N'est plus sur l'Helicon françois
Ce Boileau qui fut autrefois.
Phébus le voyant aux abois,
Dit aux Muses: Vite qu'on chasse
Ce Boileau, qui fut autrefois
Le Chasse-coquin du Parnasse.

„Der Boileau, der ehemals Bettelvogt „auf dem Parnaß war, ist nicht mehr auf „dem französischen Helicone. Phöbus, der „ihn ganz von Kräften gekommen sah, sagte

„zu

„zu den Musen: Geschwind jagt mir den „Boileau fort, der ehemals Bettelvogt auf „dem Parnaß war.„

LXII.

Despreaux ward unter einer sehr zahlreichen Begleitung zur Erde bestattet, und eine gewisse Frau, die sich darüber wunderte, sagte: Er muß doch viel Freunde gehabt haben; man sagt gleichwohl, daß er allen Leuten alles Böse nachgeredet habe.

LXIII.

Robin, ein Poet aus Languedoc, der einige sehr artige Werkchen verfertigt hat, ist der Verfasser von folgendem Sinngedichte:

Ce critique fameux qu'on appelloit Boileau,
Pour le droit qu'il avoit de boire en l'hypocrene,
Comme dans les eaux de la Seine,
Repose avec sa Muse au creux de ce tombeau.
Mais quand nos voeux pourroient le placer près des Anges,
En disant pour son ame un seul *De profundis*:
Passant, que feroit-il étant en Paradis,
Où l'on n'est occupé qu'à chanter des louanges?

„Der berüchtigte Kunstrichter, den man „Boileau nannte, der das Recht hatte, aus „der

„der Hypocrene, so wie das Wasser aus der „Seine zu trinken, ruhet mit seiner Muse „in der Höhle dieses Grabes. Sage „Wanderer, wenn wir auch durch ein ein„ziges De profundis seiner Seele in den „Himmel helfen könnten, was er da ma„chen sollte, wo man nichts als Loblieder „singt?„

LXIV.

Ein gewisser Schriftsteller wünscht, daß alle, die in Versuchung gerathen, Verse zu machen, das Bildniß des Boileau mit dieser Ueberschrift vor sich haben möchten:

Tel fut notre grand Satyrique.
Quiconque à la rime s'applique,
Doit avoir un portrait si beau;
Et pour mieux se tenir en garde,
Ecrire au-dessous du tableau:
Rimeur, Despreaux te regarde.

„So sahe unser großer Satyrenschreiber „aus. Ein ieder, der sich aufs Versema„chen legt, sollte ein so schönes Bildniß be„sitzen; und um sich besser in Acht zu neh„men, unter dasselbe schreiben: Reimer, „Despreaux sieht dich an.

LXV. *

Man liest vom Boileau, daß er als ein Kind auf dem Hofe gespielt und gefallen sey. Es über-

überschlug sich dabey sein Röckchen, und ein kalekutischer Hahn hackte denselben mit seinem Schnabel verschiedenemal auf einen sehr zarten Theil des Leibes. Boileau empfand sein ganzes Leben hindurch diesen schmerzlichen Zufall; und man will behaupten, daß seine Strenge der Sitten, sein Mangel am Gefühl der Zärtlichkeit, seine Satyre wider die Weiber, wider den Lully, Quinault, und alle verliebte Gedichte, daher rühre.

Richard Simon,

geb. zu Dieppe 1638, gest. 1712.

I.

Simon, der bisher sich bey den Vätern des Oratorii aufgehalten hatte, und kein Predigeramt hatte annehmen wollen, mußte endlich seinem General gehorchen, und sich nach Meaux begeben, um daselbst ordinirt zu werden. Er kam daselbst gegen Mittag, nebst zwey andern Candidaten an. Als der Herr de Ligni, der damals Bischof der Diöces war, diese Patres zu so ungewöhnlicher Stunde kommen sah, glaubte er, daß es Ignoranten wären, die so durchschlüpfen wollten. Er befahl also einem von den Examinatoren, den er bey sich zu Tische behalten hatte, daß er sie nicht schonen solle. Nachdem das Zeichen gegeben, und die gewöhnlichen Complimente ge-

macht waren, wandte sich der Examinator an den Pater Simon, den er für den besten unter den dreyen hielt, und sagte mit großer Ernsthaftigkeit zu ihm: Ich will nicht erst fragen, ob sie Latein verstehen; ich weiß, daß man bey ihnen guten Unterricht, nach der neuern Methode, darinne giebt, und daß so wenig Pedanterey in ihren Schulen herrscht, daß viel andere eifersüchtig darauf werden. Doch, dem sey wie ihm wolle: Horaz wird immer seine Schwierigkeiten haben. Erklären Sie mir die erste Satyre; hier haben Sie das Buch. Da der Herr Simon diese Satyre sehr gut erklärt hatte, fuhr der Examinator fort: Aber, wie stehts mit der Philosophie aus; es wird Ihnen daran nicht fehlen. Simon, der wirklich die Philosophie lehrte, antwortete ihm ganz bescheiden, daß er, was die Philosophie anbeträfe, noch alle Tage darinne studire. Der Examinator legte ihm darauf ein spitziges Argument vor. Simon nahm es an, trieb es durch ein subtiles distinguo auseinander, und schlüpfte, wie durch eine Bresche in der Mauer, durch. Ha! Sie haben Philosophie, sagte der Examinator; hüten Sie sich nur vor einer gewissen närrischen und seltsamen cartheſischen Philosophie, welche viel Leuten die Köpfe verrückt. Ich bin ein Peripatetiker, antwortete Simon, damit ich zu leben habe; und ich, damit ich Geld verdiene, setzte der Examinator hinzu. Ich will nicht eben sagen, fuhr er fort, als ob Carteſius, wenn er in griechischer Sprache, fein dunkel, und vor zweytausend Jahren geschrieben

ben hätte, so daß seine Lehrsätze von niemand gelesen und verstanden würden, mehr Anhänger haben würde, als er ietzt hat, da ihn alle Welt liest und versteht — Doch dieses bey Seite gesetzt: Sie verstehen doch auch Theologie? ich zweifle zwar nicht, ihre ersten Väter waren alle Doctoren und große Theologen, und ein Prediger des Oratorii ohne Theologie, wäre schlimmer, als ein Franciscaner ohne Latein. Nachdem dieser Einfall ein wenig belacht worden war, that der Examinator eine Frage, wie sie damals Mode war, an ihn, um seinen Glauben zu erforschen; da er ihn aber orthodox, und nicht als einen Jansenisten fand, verließ er diese spitzigen Fragen, um auf etwas gründlicheres zu kommen. Man findet, rief er aus, Philosophen und Theologen genug unter dem geistlichen Stande; man sieht aber nicht, daß sich iemand auf die orientalischen Sprachen legt, und daß man die heil. Schrift in ihrer Grundsprache liest. Ach, welch Vergnügen, Monseigneur! setzte er hinzu, indem er sich gegen den Prälaten wandte, welch Vergnügen, die heiligen Bücher in ihrer Originalsprache zu lesen, und was für Süßigkeit, was für Reize hat die hebräische Sprache für die Gelehrten! Der Prälat, der ein wenig die Augen niederschlug, antwortete: Ich habe es immer von denen Herren de Muys und de Flavigni so gehört, welche alle beyde sehr gelehrte Hebräer waren. Der Examinator, der sich nun wieder zu dem Herrn Simon wandte, fragte ihn, ob er keinen Geschmack an dieser schönen Sprache

hätte? Simon, dem der Mund voll Wasser lief, antwortete, daß er ein weniges davon verstünde, und daß er von Jugend auf die heiligen Bücher fleißig und gern gelesen hätte. Ey, das erfreuet mich, erwiederte der Examinator, und wie wenig Leute giebt es, die so richtig und anständig denken, als Sie! Nun, weil es denn so ist, so will ich gegen Sie mit dem nicht zurück halten, was ich davon weiß. Sermonem habes non publici saporis, & quod rarissimum est, amas bonam mentem, non fraudabo te arte secreta. Sagen Sie mir unterdessen wie das erste Buch Mosis auf hebräisch heißt? Auf hebräisch, antwortete Simon, heißt es **Bereschit.** Nun hub sich der Streit an; man gieng tiefer in die Materie hinein; man erhitzte sich zu beyden Theilen; man schrie, was man schreyen konnte; man bezog sich auf die Polyglotten, auf die alten und neuen Rabbinen. Der Examinator, der über eine so tiefe Gelehrsamkeit ganz tämisch ward, wußte kaum mehr zu antworten. Simon drang immer schärfer auf ihn ein, stieß ihn hin und her, und gab ihm keinen Pardon. Der Examinator wankte, stolperte und fiel zu Boden. Simon schonte noch nicht, und hieb immer noch tapfer auf ihn los. Der Prälat, der sich bald zu tode lachen wollte, hätte es gern gesehen, daß der Streit noch lange gedauert hätte; aber der Haushofmeister, dem er zu lange währte, murrete, und sagte, daß das Essen auf dem Tische stünde, und kalt werden würde. Der Herr de Ligni, der endlich zum Mitleiden gegen den

Ueber-

Ueberwundenen bewogen ward, da er ihn so tüchtig zugedeckt sahe, gab dem Herrn Simon seinen Segen, mit der Versicherung, daß er ihn und seine Mitbrüder, ohne weiteres Examen, den folgenden Tag ordiniren wolle. Der Prälat setzte sich zur Tafel, der Examinator trat zum Feuer und trocknete sich den Schweiß ab, und Herr Simon lachte im Herzen, und gieng mit seinen Begleitern wieder in sein Quartier.

II.

Der Herr Simon war schon seit einiger Zeit wieder nach Dieppe zurück gekehrt, und lebte da in einer sehr großen Einsamkeit, da er überhaupt alles Geräusche und Lärmen hasste, als er von der Krankheit überfallen ward, an welcher er starb. Der Herr de la Martiniere erzählt uns die Ursache davon. Er hatte einen beträchtlichen Haufen von Anmerkungen über die heil. Schrift bey sich. Dadurch war er bey dem Aufseher des Orts verdächtig gemacht worden, so daß ihn dieser zu sich kommen ließ, und ihn über die Werke, die er unter den Händen hätte, zur Rede setzte; er ließ sich dabey verlauten, als ob man sich seiner Papiere bemächtigen, und dieselben untersuchen würde. Simon, der darüber in Unruhe und Furcht gerieth, packte seine Papiere in einige große Fässer, ließ sie in der Nacht über die Mauern der Stadt, wo sie sehr niedrig waren, rollen, und verbrannte sie auf einer Wiese, ohne daß er seinen Freunden ein Wort davon sagte, die ohne Zweifel bessere Mittel würden

gewußt haben, seine Schriften von der ihnen gedrohten Untersuchung zu retten. Der Gram über einen so beträchtlichen Verlust, und die Unruhe, die ihm die Ausführung seines Entschlusses gemacht hatte, verursachten ihm ein Fieber, das ihn ins Grab stürzte.

III.

Simon hatte auf die Trennung der Griechen vom Pater Maimbourg geschrieben: Wenig Zeug, viel Stickerey.

Nicolaus Malebranche,

geb. zu Paris 1638, gest. 1715.

I.

Der Pater Malebranche legte sich auf die Kirchengeschichte, und zwar auf Anrathen des P. le Cointe, Verfassers der Jahrbücher der französischen Kirche; aber die verschiedenen Begebenheiten wollten sich nicht in seinem Kopfe neben einander vertragen; eine verdrang vielmehr die andere, und eine unnütze Arbeit machte ihm bald die ganze Sache zum Ekel. Der Pater Simon wollte diesen Deserteur der Geschichte für die Critik anwerben, und der P. Malebranche betrat unter seiner Aufführung diese neue Bahn, die wenig von der andern unterschieden ist. Er machte auch darinne nicht große Progressen. Als er eines Ta-

ges

ges in den Buchladen kam, zeigte ihm der Buchhändler den neu herausgekommenen Tractat über den Menschen vom Carteſius. Er war 26 Jahr alt, und kannte den Carteſius nur dem Namen nach, und aus einigen Einwürfen, die bisher wider ſeine philoſophiſchen Schriften waren gemacht worden. Er fieng an in dem Buche zu blättern, und ſahe gleichſam ſeinen Augen ein neues Licht aufgehen. Er fand eine Wiſſenſchaft darinne, von der er noch gar keinen Begriff hatte, und glaubte, daß ſie ſich für ſeinen Geſchmack ſchicke. Die ſcholaſtiſche Philoſophie, die er bisher mit vielem Fleiße ſtudirt hatte, war ihm kaum ſo viel nütze geweſen, als das bloße Anſchauen eines einzigen Bandes vom Carteſius. Er kaufte demnach das Buch, las es, und zwar, welches kaum zu glauben, mit ſolcher Begierde und Entzückung, daß ihm das Herz zu ſchlagen anfieng, ſo daß er es einigemal hinlegen mußte. Er legte ſich von Stund an blos auf die carteſianiſche Philoſophie, und legte alle andern Wiſſenſchaften bey Seite. Wenn ihm ſeine Freunde und Mitbrüder, die Geſchichtſchreiber und Critiker, denen dieſes alles ſehr düſtern vorkam, Vorwürfe darüber machten, fragte er ſie, ob Adam nicht eine vollkommene Wiſſenſchaft beſeſſen habe; und da ſie dieſes nach der gemeinen Meynung der Theologen eingeſtanden, ſo ſagte er ihnen, daß dieſe vollkommene Wiſſenſchaft nicht in der Critik oder Geſchichtskunde beſtanden habe, und daß er ſonſt nichts wiſſen möchte, als was Adam gewußt habe.

II.

Als der Herr Arnauld einige Schriften wider den P. Malebranche herausgegeben hatte, so schrieb dieser einen kleinen Traktat, in welchem er beweisen wollte, daß der Doctor keins von den Büchern, die unter seinem Namen wider den P. Malebranche herausgekommen wären, geschrieben habe. Man brauche, sagt er, dieses zu beweisen, weiter nichts, als anzunehmen, daß Arnauld die Wahrheit gesagt habe, wenn er vor Gott bezeugt, daß er stets ein aufrichtiges Verlangen gehabt, die Meynung derer zu treffen, wider die er gestritten, und daß er sich stets gehütet habe, falsche Vorstellungen von den Büchern und ihren Verfassern zu machen.

Nun aber legt ihm der Pater Malebranche einen Haufen Stellen vor, die er theils verstümmelt, theils vorsetzlich verdreht hat, und beweißt daraus, daß der, der den Schwur gethan hat, diese Bücher nicht könne geschrieben haben.

III.

Der P. Malebranche unterredete sich mit dem Despreaux wegen des Streits mit dem Herrn Arnauld über die Ideen, und gab vor, daß ihn Arnauld niemals verstanden habe. Ey! gab ihm Boileau zur Antwort, von wem verlangen Sie denn, daß er Sie verstehen soll?

IV.

Der P. Malebranche sagte, wenn man ihm wider die Journalisten zu Trevoux, die ihn angegriffen

griffen hatten, zu schreiben rieth: Ich streite mich nicht mit Leuten, die alle Wochen oder alle Monate ein Buch fertig machen.

V.

Es kam kein fremder Gelehrter nach Paris, der nicht dem P. Malebranche seinen Besuch gab. Man sagt, daß deutsche Prinzen ihm zu Gefallen nach Frankreich gereist sind; und in dem Kriege mit dem Könige Willhelm, sagte ein englischer gefangener Officier, daß er sich damit tröste, daß er nach Paris gekommen sey, weil er beständig gewünscht habe, den König Ludewig den XIV und den Pater Malebranche zu sehen.

VI.

Der P. Malebranche stellt in seinen Betrachtungen über die præmotionem physicam, dieselbe unter einem Gleichnisse vor, das wenigstens eben so bündig, und gewiß zehnmal begreiflicher ist, als alle metaphysische Schlüsse. Ein Künstler, sagt er, hat eine Statüe gemacht, deren Kopf, vermittelst eines Gelenkes, beweglich ist, und sich ehrerbietig vor ihm beugt, wenn er an einem Bindfaden zieht. Er freuet sich über das Neigen der Bildsäule, so oft er an dem Bindfaden gezogen hat; aber da es ihm einmal nicht gelegen ist zu ziehen, so macht ihm auch die Statüe kein Compliment, und er schlägt sie im Zorn entzwey.

VII. *

Als man einst wider den Pater Malebranche behauptete, daß die Thiere dem Gefühl des Schmerzens unterworfen wären, gab er scherzend zur Antwort: **Sie werden wahrscheinlicher Weise von dem verbotenen Heu gefressen haben.**

Franciscus Salignac de la Motte Fenelon,

geb. in Perigord 1651, gest. 1715.

I.

Niemand liebte sein Vaterland mehr, als Fenelon; unterdessen konnte er nicht leiden, daß man ihm auf Unkosten der Rechte, die die Menschlichkeit fodert, zu dienen suchte, oder daß man die Verdienste anderer Völker herunter machte, um seine Nation zu erheben: Ich liebe, sagte er, meine Familie mehr als mich selbst; ich liebe mein Vaterland mehr als meine Familie; das menschliche Geschlecht aber liebe ich noch mehr als mein Vaterland.

II.

Der Herr de Fenelon sprach beständig mit Achtung und Bescheidenheit von seinen Widersachern. Als ich eines Tages mit ihm von den engli-

englischen Schriftstellern sprach, sagt der Herr de Ramsai, fragte er mich um den Charakter des Locke. Ich machte ihm eine Beschreibung von diesem Philosophen, und schloß mit diesen Worten: Es war mit einem Worte, ein Mann, wie der Bischof zu Meaux. Seine Scharfsinnigkeit kam mit seiner weitläuftigen Wissenschaft nicht überein: die Oberfläche war groß, aber ein sehr seichter Grund. Der Bischof von Cambray gab mir hierüber einen strengen aber zugleich sanftmüthigen Verweiß, prieß mir die Verdienste des Herrn Bossuet an, und suchte mich zu überführen, daß dieser Prälat nicht allein eine unermeßliche Gelehrsamkeit, sondern auch einen Verstand besäße, der alles zu ergründen und zu erreichen fähig sey.

III.

Der Bischof Fenelon nahm die Fremden eben so wohl auf, als Franzosen. Er unterredete sich gern mit ihnen von ihren Sitten, von ihren Gesetzen, von ihrer Regierungsart, und von den berühmten Männern ihres Landes. Er ließ sich nie etwas merken, wenn ihre Sitten das Feine der französischen nicht an sich hatten. Ja, er sagte ihnen wohl öfters, es sey bey allen Nationen eine artige Lebensart zu finden; man habe zwar verschiedene Arten sie zu zeigen, in der Sache selbst aber laufe es auf eins hinaus.

IV.

Der Pabst Innocentius XII, der den Herrn de Fenelon sehr hochschätzte, ward weniger durch das

Buch

Buch Maximes des Saints, geärgert, als durch die Hitze einiger Prälaten, die es verdammt haben wollten. Er schrieb demnach an sie: Peccavit excessu amoris divini, sed vos peccastis defectu amoris proximi. Fenelon hat aus Ueberfluß der göttlichen Liebe gesündigt; ihr aber aus Mangel der Liebe zum Nächsten.

V.

Man hatte von Paris aus einen gelehrten Mann nach Cambray geschickt, der, unter dem Vorwande, den Erzbischof zu besuchen, auf seine Aufführung Achtung geben, und Bericht davon abstatten sollte. Dieser Mann hielt sich verschiedene Monate zu Cambray auf, und ward endlich von den Verdiensten dieses Prälaten, von seinem leutseligen Betragen, von seiner erbaulichen Aufführung, so eingenommen, daß, als er eines Tages mit dem Erzbischoffe sprach, er ihm mit Thränen das verhaßte Geheimniß entdeckte, und nach Paris zurückkehrte, voll vom Abscheu gegen die, die diesen rechtschaffenen Mann verdächtig machen wollten.

VI.

Der Herr de Fenelon ward in auswärtigen Reichen noch mehr geliebt und bewundert, als in Frankreich. Der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough erwiesen ihm, während des blutigen und unglücklichen Krieges von 1701 alle Arten von Achtung. Sie stellten Wache um seine Wiesen und Felder; sie ließen so gar sein Getrayde

bis

bis nach Cambray escortiren, damit es nicht von den Soldaten, die auf Fouragierung geschickt wurden, weggenommen werden sollte. Als die feindlichen Partheyen hörten, daß er in seiner Diöces eine Reise zu thun habe, ließen sie ihm wissen, daß er keiner französischen Bedeckung nöthig hätte, sondern daß sie ihn selbst bedecken wollten; und die kayserlichen Husaren leisteten ihm wirklich diesen Dienst. So viel Gewalt hat die wahre Tugend über die Gemüther der Menschen.

VII.

Herr Cousin, der den Telemach censiren mußte, lobte ihn als getreu aus dem Griechischen übersetzt.

VIII.

Ein Säufer, der den Telemach gelesen hatte, sagte: Ich bin so vergnügt, als wenn ich zehn Paßgläser Wein getrunken hätte.

IX.

Ein Spaßvogel machte auf den Herrn de Fenelon folgende Grabschrift:

Cy git, qui deux fois se damna
L'une pour Molinos, l'autre pour Molina.

„Hier liegt der, der zweymal sich ver-
„dammte, einmal für den Molinos, das an-
„dere mal für den Molina.„

X. Ein

X.

Ein witziger Philosoph sagte vor einigen Jahren, der Krieg sey aus der Mode gekommen; wir würden lange Zeit in Europa von keinem hören, und der Telemach, den alle Prinzen und Minister gelesen hätten, sey es, der dem menschlichen Geschlechte den Geschmack daran benommen. Er setzte hinzu, daß, wenn die Türken und Perser fortfahren sollten, sich zu bekriegen, so geschehe es blos, weil sie den Telemach nicht kennen.

Jacob Sauveur,

geb. zu Fleche 1653, gest. 1716.

I.

Sauveur ist der erste, der die Geometrie aus der Dunkelheit gezogen, und Mode gemacht hat, ob er gleich kein Talent zum Reden hatte. Als er eines Tages den Herzog von Orleans mit diesen Materien, in Gegenwart zween anderer Gelehrten, unterhielt, nöthigten sie ihn zum Stillschweigen, weil sie sein Gestottere nicht länger mehr anhören konnten, und erklärten das vollends, was er angefangen hatte. Als sie fertig waren, sagte der Herzog zu ihnen: Sie haben geglaubt, daß Sauveur sich selbst nicht versteht, weil es ihm so schwer wird zu reden; aber ich gab Achtung, und verstand

ihn

ihn vollkommen. Sie haben weit beredter gesprochen, als er; aber ich habe Sie nicht verstanden, und vielleicht verstunden Sie sich selbst auch nicht.

II.

Sauveur ist zweymal verheyrathet gewesen. Er bediente sich das erstemal einer sehr sonderbaren Vorsicht. Er wollte seine Braut nicht eher sehen, als bis er bey einem Notarius gewesen wäre, und die Bedingungen hätte aufzeichnen lassen. Er befürchtete, nicht genug Herr über sie zu seyn, wenn er sie gesehen hätte. Das zweytemal war er schon besser abgerichtet.

III.

Sauveur hatte von der Wissenschaft, in welcher er vortrefflich war, nicht eben die vortheilhafteste Meynung; er sagte insgemein, daß das, was ein Mensch in der Mathematik wüßte, ein anderer schon lange gewußt habe.

Caspar Abeille,

geb. zu Cuers in Provence 1648, gest. 1718.

I.

Der Abt Abeille war einer von den angenehmsten und berühmtesten Männern seiner Zeit.

Bey

Bey seinem ersten Trauerspiele, **Argelie**, trug sich ein sonderbarer Streich zu. Zwo Prinzessinnen erschienen gleich Anfangs auf dem Theater. Die erste eröfnet die Scene mit dem Verse:

Vous souvient-il, ma Soeur, du feu Roi notre pere?

„Erinnert ihr euch, meine Schwester, des „verstorbenen Königs, unsers Vaters?„

Zum Unglück konnte die andere Actrice nicht gleich darauf antworten, und ein lustiger Kopf auf dem Parterre nahm das Wort, und sagte laut:

Ma foi, s'il m'en souvient, il ne m'en souvient guere.

„Bey meiner Treue, wenn ich mich auch „erinnere, so kann ich mich doch nicht gleich „besinnen.„

Dieses verursachte ein so heftiges Gelächter, daß es den Comödianten nicht möglich war, fortzufahren. Es giebt indessen Leute, die diese Anecdote für falsch ausgeben.

II.

Der Abt Abeille hat ein Trauerspiel, Cato, gemacht, welches dem Prinzen von Conti so wohl gefiel, daß er sagte: Cato von Utica, wenn er wieder aufstehen sollte, würde nicht mehr Cato seyn, als der Cato des Abeille.

III. Der

III.

Der Abt Abeille hat einen Brief über die Beſtändigkeit verfertigt, in welchem nicht viel richtige Begriffe herrſchen, wenn man das Sinngedicht des Abts Chaulieu als einen Beweiß kann gelten laſſen.

Eſt-ce Saint-Aulere ou Toureille,
Ou tous deux qui vous ont appris
A confondre, mon cher Abeille,
Dans vos très-ennuyeux écrits,
Patience, vertu, conſtance?
Apprenez cependant comme on parle à Paris;
Votre longue perſéverance
A nous donner de méchans vers,
C' eſt ce qu' on appelle *conſtance*,
Et dans ceux qui les ont ſoufferts,
Cela s' appelle *patience*.

„Iſt es Saint-Aulere oder Toureille, „oder alle beyde, die euch, mein lieber Abeille, „in euren ſehr ekelhaften Schriften, die Begriffe von **Geduld**, **Tugend**, und **Beſtändigkeit** haben verwirren gelernt? „Lernet unterdeſſen, wie man zu Paris redet: eure lange anhaltenden Geſchenke mit „elenden Verſen, nennt man **Beſtändigkeit**, und bey denen, die ſie geduldet haben, nennt man es **Geduld**.„

IV.

Herr Olivier, Mitglied der Akademie zu Marseille, hat eine Grabschrift auf den Herrn Abeille gemacht, welche eine Anspielung auf den ersten Vers seines Trauerspiels Argelie enthält:

Cy git cet Auteur peu fêté,
Qui crut aller tout droit à l'immortalité;
Mais sa gloire & son corps n'ont qu'une même bierre,
Et lorsque Abeille on nommera,
Dame postérité dira:
Ma foi, s'il m'en souvient, il ne m'en souvient guere.

„Hier liegt der wenig berühmte Schrift„steller, der gerades Weges nach der Ewig„keit zu gehen glaubte; Aber sein Ruhm „und sein Körper liegen hier in einem Sar„ge beysammen, und wenn man den Abeille „nennen wird, so wird die Frau Nachwelt „sagen: Bey meiner Treu, wenn ich mich „auch seiner erinnere, so kann ich mich doch „selten auf ihn besinnen.„

Eusebius Renaudot,

geb. zu Paris 1646, gest. 1720.

I.

Theophrast Renaudot, der Großvater des Abts dieses Namens, hat die Zeitungen in Frankreich eingeführt. Er machte das Project davon im Jahr 1631 dem Cardinal Richelieu bekannt, und erhielt ein Privilegium darüber.

II.

Der Abt Renaudot war so uneigennützig, daß er ein Priorat nicht annehmen wollte, das ihm der Pabst Clemens IX zu Bezeugung seiner Hochachtung gab. Das Anliegen des Pabstes, die nicht allzustarken Einkünfte, und eine Art von Befehl vom Cardinal de Noailles, siegten endlich über seine Zärtlichkeit, so daß er das Beneficium annahm.

III.

Man giebt vor, daß der Abt Renaudot siebzehn Sprachen verstanden, und die meisten davon ohne Schwierigkeit gesprochen habe.

Philipp de Courcillon,
Marquis de Dangeau,
geb. zu Paris 1638, geb. 1720.

I.

Der Marquis von Dangeau hatte die Gabe, daß er mehr als einerley Sache zugleich in Gedanken haben und genau ausrechnen konnte. Als er eines Tages mit dem Könige spielen sollte, bat er Seine Majestät um eine Wohnung in einem gewissen Gebäude, das zum Hofe gehörte; der König konnte ihm diese Gnade nicht so leicht erzeigen, weil nicht viel Wohnungen in dem Gebäude waren; doch versprach er sie ihm, wenn er ihn in hundert Versen, die er während dem Spiele machen sollte, darum bitten würde; es mußten aber genau hundert Verse, nicht weniger und nicht mehr seyn. Als das Spiel zu Ende war, wo er nicht mehr als gewöhnlich beschäftigt gewesen zu seyn geschienen hatte, sagte er dem Könige die hundert Verse vor. Er hatte sie gemacht, genau gezählt, ins Gedächtniß gefaßt, und diese drey Dinge hatten doch nicht verhindert, daß er nicht mit aller nöthigen Aufmerksamkeit sollte gespielt haben.

II.

Die Gabe Verse zu machen, verhalf dem Marquis Dangeau zu einer Begebenheit, die für einen

Hof-

Hofmann eine Sache von Wichtigkeit war, der da weiß, daß an dem Orte, wo er lebt, nichts eine Kleinigkeit ist. Der König und die verstorbene Königinn hatten sich beredet, Verse mit einander um die Wette zu machen. Sie zeigten einander, was sie gemacht hatten, und fanden es zu gut. Sie geriethen darüber auf den Verdacht, daß sie sich alle beyde hätten helfen lassen; und sie konnten sich nicht genug verstellen, daß es nicht wäre verrathen worden, daß der Marquis von Dangeau Verfasser von beyden Sorten war. Sie hatten es ihm als ein großes Geheimniß vertraut, und gebeten, die Verse nicht gar zu gut zu machen; aber das Vergnügen, sich gegen einander gehalten zu sehen, machte, daß er sich nicht so streng an die Vorschrift band; und wer weiß, ob er sich nicht mit Fleiß angriff, um desto eher entdeckt zu werden?

III.

Die französische Akademie erwarb sich durch eine herzhafte Handlung viel Ehre in den Augen der Welt und des Königs. Ein Hausbedienter eines großen Herrn, suchte auf Vorspruch des Dauphins, um einen erledigten Platz in derselben an, und der Prinz hatte so viel Gnade für ihn, daß er dem Marquis de Dangeau alles anzuwenden befahl, um ihm darzu zu helfen. Der Marquis that es mit allem Eifer eines Hofmannes; daß er sich so gar von Versailles aus bis in die Akademie tragen ließ, indem er einen heftigen An-

fall von der Gicht hatte. So viel Mühe aber als er sich an dem Wahltage im Namen eines Prinzen gab, der von den Franzosen angebetet ward, so konnte er doch die Stimmen nicht auf seine Seite bringen. Der Dauphin ward dadurch keinesweges beleidigt, sondern lobte die Standhaftigkeit der Akademie öffentlich.

Bernhard de la Monnoye,

geb. zu Dijon 1641, gest. 1720.

I.

Das Probestück, das de la Monnoye in der französischen Poesie ablegte, war das abgeschafte Duell, welches den Preiß von der französischen Akademie erhielt. Als den Tag vor der Austheilung der Preiße Perrault einige Verse aus diesem Gedichte, dessen Verfasser man nicht wußte, vorgelesen hatte, prieß er dieses Werk ungemein, und gestand, daß er ihm seine Stimme zugedacht habe. Da man nun wußte, daß er und Despreaux nicht Freunde zusammen waren, nahm einer von den Umstehenden das Wort, und sagte: Wenn aber das Stück vom Despreaux wäre? Und wenn es vom Teufel wäre, gab Perrault zur Antwort, so verdient es den Preiß, und soll ihn haben.

II.

La Monnoye war von Natur aufgeweckt, und hatte bisweilen lustige Einfälle. Als Lainez zu Dijon war, nahm er ihn Abends mit sich in ein Weinhaus, wo er, bey Wein und einer lustigen Gesellschaft, bis an den andern Morgen um neun Uhr sich aufhielt. Die Frau des la Monnoye, die über das Außenbleiben ihres Mannes in Unruhe gerieth, suchte ihn so lange, bis sie auch in das Weinhaus kam. Lainez, der sie von weitem sahe, rief dem la Monnoye zu: Deine Frau kommt! La Monnoye, der sie noch nicht sahe, weil er ein schlecht Gesicht hatte, sagte zu ihm: Ach, mein Freund, das ist der erste gute Dienst, den mir mein Gesicht erweist.

Anna Lefevre,

nachherige Madame Dacier,

geb. zu Saumür 1651, gest. 1720.

I.

Der Herr Lefevre hatte einen Freund, der sehr viel auf die Sterndeuterey hielt. Er bat ihn daher an dem Tage da seine Tochter Anna gebohren ward, ihr die Nativität zu stellen, und gab ihm die Stunde ihrer Geburth genau an. Nachdem nun der Sterndeuter lange an seiner Figur

gearbeitet hatte, sagte er zu dem Herrn Lefevre, er habe ihn hintergangen, und die Stunde nicht richtig angezeigt; denn, sagte er, ich finde in dieser Geburth ein Glück und einen Glanz, der einem Mädchen gar nicht gemäß ist. Anna Lefevre hat beständig diese Begebenheit angeführt, um das Nichtige dieser Kunst zu zeigen, die so große Dinge in der Nativität eines Mädchens gefunden hatte, die eben nicht glücklich war. Andere im Gegentheil haben diese Vorhersagung als richtig befunden, und sich ihrer zur Vertheidigung der Kunst bedienet, indem sie das Glück und den Glanz in dem großen Namen suchten, den sie sich in der Welt gemacht hatte.

II.

Der Herr Lefevre hatte gar nicht die Absicht, seine Tochter gelehrt zu machen, und sie ward es blos von ohngefehr. Er hatte einen Sohn, den er sehr sorgfältig erzog. Wenn er Lectionen mit ihm hielt, so war die kleine Anna, die damals eilf Jahr alt war, stets gegenwärtig, und übte sich in der Stickerey. Es trug sich eines Tages zu, daß, als der Knabe nicht recht geantwortet hatte, ihm die Schwester einhalf, und ihm die Antwort in den Mund legte. Der Vater, der das hörte, vergnügte sich daran, und beschloß, sie an den Lectionen ordentlich Theil nehmen zu lassen. Sie nahm in kurzer Zeit so zu, daß ihr Vater, der über ihre große Fähigkeit sein Vergnügen hatte, sich stets mit ihrer Unterweisung beschäftigte. Sie ward

bald

bald aus seiner Schülerinn, seine Rathgeberinn, so daß er nichts that, ohne sie erst darum zu fragen.

III.

Der Herr Dacier und seine Frau hatten Zweifel über die calvinische Religion, in welcher sie alle beyde gebohren waren. Sie beschlossen, sich nach Castres zu wenden, um sich mit mehrerer Bequemlichkeit in einer so wichtigen Sache zu unterrichten. Ihre Freunde suchten sie zwar von dieser Reise abzuhalten, und der Herr von Charleval, der die Ursache, weßwegen sie Paris verlassen wollten, in ihren schlechten Umständen suchte, überbrachte ihnen zehntausend Livres in Golde, die er anzunehmen bat. Sie bewunderten dieses Beyspiel der Großmuth, das so selten ist; wollten aber das Angebotene nicht annehmen; und um den wahren Bewegungsgrund ihrer Reise nicht zu verrathen, gaben sie vor, daß die Madame Dacier ein groß Verlangen trage, die Familie ihres Mannes kennen zu lernen.

IV.

Die Madame Dacier hatte einen Sohn, der es im zehnten Jahre schon weiter gebracht hatte, als andere im zwanzigsten. Man kann es aus diesem einzigen Umstande ersehen. Sie hatte ihn den Herodotus lesen lassen. Da nun seine Neigung zu den Wissenschaften ausnehmend, und seine Begierde zum Lesen unersättlich war, so hatte er ihr einen Polybius heimlich weggenommen, und

las ihn. Es ward verrathen, und als man ihn fragte, welchen von beyden Schriftstellern er für den besten hielte, so antwortete das Kind: **Herodotus ist ein großer Zauberer; aber Polybius ein Mann von großem Verstande.**

V.

Die Bescheidenheit der Madame Dacier kann man aus einer einzigen Sache, die man von ihr erzählt, ersehen. Die nordischen Gelehrten pflegen auf ihren Reisen in fremden Ländern berühmte Gelehrten fleißig zu besuchen, und führen ein Buch mit sich, in welches sie sich die Namen derselben, nebst einer Sentenz, einschreiben lassen. Ein deutscher Gelehrter von Adel besuchte die Madame Dacier, übergab ihr sein Stammbuch, und bat, daß sie ihm eine Sentenz und ihren Namen einschreiben möchte. Sie fand in diesem Buche die Namen der berühmtesten Gelehrten in Europa; sie erstaunte darüber, und sagte, daß sie, ohne roth zu werden, ihren Namen nicht unter so viel berühmte Namen setzen könnte. Der Edelmann ließ aber nicht nach, und da sie ihm nicht weiter widerstehen konnte, nahm sie die Feder, und schrieb nebst ihrem Namen den Vers des Sophocles in das Buch, welcher ohngefehr sagt: **Das Stillschweigen ist eine Zierde des weiblichen Geschlechts.** Der Fremde erstaunte darüber, woraus er ihren Character erkannte, und verließ sie mit voller Bewunderung.

VI.

Als Madame Dacier sich an die Uebersetzung des Terenz machte, suchten verschiedene sie davon abzuhalten, indem sie ihr vorstellten, daß der Terenz des Portroyal in solcher Achtung stünde, daß der ihrige, wenn er auch besser seyn sollte, dennoch das Vorurtheil wider sich haben, und sie das Mißvergnügen erfahren würde, ihre Absicht mißlungen zu sehen. Aber alle diese Vorstellungen hinderten sie nicht nur nicht, sondern bestärkten sie noch mehr in ihrem Vorhaben. Sie gab sich unsägliche Mühe, um über dieses Vorurtheil zu siegen. Sie stand im härtesten Winter früh um fünf Uhr auf, und brachte vier Comödien zu Stande. Als sie aber einige Monate darnach ihre Arbeit wieder überlas, und sie mit dem Originale nochmals verglich, fand sie, daß ihr großer Fleiß ihr mehr geschadet als genutzt hatte, und daß sie weit von den Annehmlichkeiten, von der Naivetät und der edlen Einfalt ihres Autors entfernt war. Dieser mißlungene Versuch, und ihre große Arbeit, verdrossen sie dermaßen, daß sie die vier Comödien ins Feuer warf, und wieder vom neuen anfieng. Sie gieng nun mit einer ganz andern Verfassung zu Werke, und brachte endlich eine so vollkommene Uebersetzung zu Stande, die selbst von denen bewundert ward, die ihr am meisten davon abgerathen hatten.

VII.

Die Wolken des Aristophanes, die Madame Dacier übersetzt hat, gefielen ihr so sehr, daß sie versichert, sie habe dieses Stück mit Vergnügen bis auf zweyhundertmal gelesen. Vielleicht wird dieses von einigen Personen mehr für ein Zeichen des Vorurtheils für die Schriften der Alten, als für einen Beweiß der Vortrefflichkeit dieses Stücks angesehen.

VIII.

Der Abt Terrasson sagt, daß die Madame Dacier anfänglich eine blos wörtliche Uebersetzung von der Iliade gemacht habe, daß aber der Telemach, der zu eben der Zeit heraus kam, und großen Beyfall erhielt, sie wegen ihres Homers besorgt gemacht, und sie bewogen habe, ihre ganze Uebersetzung umzuschmelzen, um die Iliade in die Schreibart des Telemachs einzukleiden. Madame Dacier hingegen hat diesem Vorgeben in dem Streite, den sie mit dem Herrn de la Motte hatte, widersprochen.

IX.

Während den Zänkereyen über den Homer, in welchem sich die Madame Dacier so eifrig bewieß, machte man folgendes Distichon:

In vetulum pugnat juvenis non unus, Homerum;
Una tot in juvenes pro sene pugnat anus.

X.

Obgleich la Motte einen ziemlich lebhaften Streit über den Homer mit der Madame Dacier gehabt hatte, so hielt er doch ihr zu Ehren die Lobrede in der französischen Akademie, als sie mit Tode abgegangen war. Er sagt in derselben, daß diese Gelehrte, die gegenwärtig auf dem Parnaß sey, deutlich sehe, ob sie, oder er, sich in ihrer Meynung über den Homer geirret habe.

Willhelm Amerius de Chaulieu,

geb. zu Fontenay in Vexinnormand 1639, gest. 1720.

I.

Der Abt de Chaulieu wollte gern in die französische Akademie aufgenommen werden, und bediente sich zu dieser Absicht der Vorsprache des Herzogs von Vendome. Man weiß nicht, womit er den Herrn de Tourreil beleidigt haben mochte; so viel aber ist gewiß, daß der Herr de Tourreil, der damals Director der Akademie war, und das Ansuchen des Abts Chaulieu fruchtlos machen wollte, noch an eben dem Tage, da die Wahl vor sich gehen sollte, den Oberpräsidenten de Lamoignon in Vorschlag brachte. Der Name dieses berühmten Mannes war kaum genannt worden, als die ganze Gesellschaft so gleich auf seine Seite

trat.

trat. Aber der Herzog schickte noch den Abend, da er erwählt worden war, zu ihm, und ließ ihn inständigst bitten, daß er die ihn getroffene Wahl nicht annehmen sollte, weil er dadurch die Akademie zu zwingen glaubte, den Abt Chaulieu an seiner Stelle zu erwählen. Die Welt erfuhr nachher, daß der Herr de Lamoignon die Ehre, ein Mitglied der Akademie zu seyn, ausgeschlagen habe, aber niemand wußte die Ursache. Der König, der der Akademie eine kleine Schande verhüten wollte, sahe sich selbst nach einer Person um, die durch ihre Geburth, ihre Würden, ihre natürlichen und erlangten Eigenschaften das ersetzen könnte, was sie durch die Verachtung des andern verlohren hatte. Der Cardinal de Rohan war es, dem der König befahl, um die erledigte Stelle anzuhalten, und der sie auch so gleich erhielt.

Johann Palaprat,

geb. zu Toulouse 1650, gest. 1721.

I.

Palaprat war Secretair des Herrn von Vendome, Großpriors von Frankreich, mit welchem er in großer Vertraulichkeit lebte. Der Herr de Catinat, der ihn sehr liebte, sagte eines Tages zu ihm: Die Wahrheiten, die Sie gegen den Großprior laufen lassen, machen mich Ihrentwegen

wegen besorgt. O seyn Sie ruhig, gab ihm Palaprat zur Antwort, das ist mein Gehalt.

II.

Palaprat wohnte in dem Hause des Großpriors, wo man bisweilen zu Mittage gar nichts zu essen fand, und ein andermal unmäßige Mahlzeiten that. Palaprat sagte daher: In diesem Hause muß man entweder an der Unverdaulichkeit oder mit leeren Magen sterben.

III.

Palaprat hatte eine Comödie, **der Murrkopf**, in einem Act verfertigt, und Brueys, dem er sie zuschickte, machte drey Acte daraus. Palaprat sagte deßwegen: Ich hatte dem Bärenhäuter eine kleine artige englische Uhr geschickt, und er hat mir einen Bratenwender daraus gemacht.

Der Abt Brueys erzählte aber die Sache anders. Als er eines Tages mit dem Palaprat in Gesellschaft war, fieng einer an vom Murrkopf zu reden, und lobte dieses Stück: Der Murrkopf! fiel ihm Brueys ins Wort, es ist ein gutes Stück. Der erste Act ist vortrefflich, er ist ganz von mir; der zweyte ist so, so: Palaprat hat daran gearbeitet; der dritte aber ist nicht dem Teufel nütze: ich habe ihn diesen Schmierer allein machen lassen. Der Schelm! sagte Palaprat alsdann, so spielt er mir alle Tage mit, und ich bin so ein Narr, daß ich nicht einmal böse auf ihn werde.

IV. Pa-

IV.

Palaprat schlug einst seinen Bedienten; der Großprior kam darzu, und gab ihm einen ziemlich derben Verweiß. Wie? mein Herr, gab ihm der Poet zur Antwort, Sie schelten mich? Wissen Sie wohl, daß ich, der ich nur einen einzigen Bedienten habe, fast eben so schlecht bedient werde, als Sie, der Sie deren dreyßig haben.

V.

So bald das Buch des la Bruyere heraus war, so sprach alles von Caracteren. Ich hatte die Ohren so voll davon, sagt Palaprat, daß, als ich eines Tages mit einem solchen Schwätzer speisete, der eine Millionmal dieses Wort im Munde führte, ich mich nicht enthalten konnte, mich über ihn aufzuhalten, und in einem wichtigen Tone zu sagen, daß ich an den Bratwürsten, die wir eben aßen, einen sehr eindringenden Caracter bemerkte.

VI.

Ich ward vom Großprior an den Marschall Catinat geschickt, als er eben die Zurüstungen zu einer Schlacht machte, sagt Palaprat. Nachdem ich meine Commission ausgerichtet hatte, begab ich mich wiederum weg. Der Marschall rufte mich zurück, und sagte: „Sie werden „mir eine Sache nicht glauben wollen, unterdessen ist es doch gewiß wahr.„ Ich war neugierig, zu hören, was auf dieses Vorspiel folgen würde,

würde, und erstaunte nicht wenig, da er mir die große Wahrheit sagte: „Es ist schon länger als „acht Tage, daß ich nicht einem einzigen Verse „habe nachdenken können.„ Er gieng hierauf ruhig wieder in sein Kabinet, ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen.

VII.

Als ich eines Tages in dem Zelte des Herrn de Catinat war, sagt Palaprat, sprach man von den verschiedenen Eigenschaften der Generale. Ich sagte, indem ich einen Blick auf den Marschall warf, daß ich einen so gleichgültigen kennete, der den Augenblick nach einer gewonnenen Schlacht, ganz ruhig Kegel schieben würde. Kaum hatte ich ausgeredet, als der Herr de Catinat mir frostig zur Antwort gab: Ich würde ihn nicht weniger schätzen, wenn er eben das nach einer verlohrnen Schlacht thäte.

VIII.

Ich habe dem lächerlichen, in das so viel Leute verfallen, wenn sie ein großes Glück gemacht haben, zuvor kommen, sagt Palaprat, und mich meiner gesunden Vernunft bedienen wollen, ehe sie noch durch eine schleunige Verwandelung verderbt ward. Ich machte also ein Manifest zur Vorsicht, als eine anticipirte Widerlegung dessen, was ich etwan behaupten könnte, wenn mir der Kopf verrückt wäre. Hier sind einige Artickel: Wenn ich reich werde, und mein Geschlecht von den Grafen von Toulouse herleite, so werde

ich lügen. Wenn ich prächtige Beschreibungen von den Aemtern und Gütern, die meine Familie besessen hat, mache, so sind das eben so viel Unwahrheiten. Wenn ich von der guten Erziehung, die ich von meinen Aeltern gehabt, von meinem Hofmeister, von der Summe, die mir zu meinen kleinen Ergötzlichkeiten gegeben worden, viel Redens mache, so ist nicht ein Wort wahr. Wenn ich vorgebe, daß ich große Summen verthan habe, um dem Herrn von Vendome auf meine Unkosten zu dienen, so ist dieses so falsch, daß ich nicht mehr als funfzig Pistolen hatte, als ich mich in seine Dienste begab. Mein Manifest ist aber nicht nöthig gewesen; das Glück hat mich nicht heimgesucht, und ich bin immer bey Verstande geblieben.

Peter Daniel Huetius,

geb. zu Caen 1630, gest. 1721.

I.

Huetius beschäftigte sich mehr mit seinen Büchern, als mit seinem bischöflichen Amte. Ein Bauer, den man dreymal hinter einander abwieß, daß er den Bischof nicht sprechen könnte, weil er studirte, gab zur Antwort: Nu, warum hat uns aber der König nicht einen Bischof gegeben, der schon studirt hat?

II.

Die Demonstratio evangelica des Huetius ward für ein Werk voller Gelehrsamkeit, und dagegen leer von Beweisen gehalten. Man sagte daher insgemein, daß in dem ganzen Buche nichts weiter bewiesen wäre, als daß der Verfasser ein sehr belesener Mann sey.

III.

Racine war mit dem Huetius nicht zufrieden, daß er seine weltliche Gelehrsamkeit zu sehr zum Vortheil der Religion anwenden wollte. Er wandte auf die demonstrationem evangelicam desselben den Vers des Terentius an:

Te cum tua
Monstratione magnus perdat Jupiter.

IV.

Als Huetius die Critik über die cartheſianiſche Philoſophie ſchrieb, war er wider die Cartheſianer aufgebracht. Er konnte nicht leiden, daß dieſe Philoſophen die, die ihren Verſtand zu beſſern ſuchen, denen ſo unendlich weit vorzogen, die nur ihr Gedächtniß zu ſtärken ſuchen. Was? ſagte er, wir ſollten die Cartheſianer über uns ſpotten laſſen, weil wir gelehrte Leute ſind?

V.

Es ſagte einſt einer zu dem Menage, daß die Verſe des Huetius artig wären. Sie ſind mehr als artig, antwortete Menagius, und Sie kommen

mir vor, wie der, der zum erstenmal das Meer sahe, und sagte, daß es ein artig Ding wäre.

VI.

Man siehet, sagt Huetius, heut zu Tage nicht mehr solche Riesen, als man ehemals sahe. Man findet nicht mehr so große Ahornbäume, die mit ihren Schatten, sagt man, eine ganze Armee bedeckten; nicht mehr so große Weintrauben, als die Kundschafter des Moses aus dem Lande Canaan mitbrachten. Die Deutschen sind nicht mehr so groß, als ehemals, und die Leibesgestalt der Gallier übertrifft nicht mehr so gar viel die Gestalt der Römer. Da nun, schließt dieser Gelehrte, das Genie von der Natur kömmt, und die Natur viel von ihren Kräften verlohren hat, so ist es nicht möglich, daß die Neuern eben so viel Geist als die Alten haben sollten.

VII.

Die Gelehrten, die vor zweyhundert Jahren lebten, sagt Huetius, scheinen mir, wegen der wenigen Hülfsmittel, weit schätzbarer, als die heutigen Gelehrten. Ich finde zwischen einem damaligen und ietzigen Gelehrten eben den Unterschied, als zwischen dem Christoph Columbus, der die neue Welt entdeckte, und einem kleinen Schiffer, der alle Tage von Calais nach Douvres fährt.

VIII.

Huetius glaubte, daß alles, was, seit die Welt stehet, geschrieben worden, in neun bis zehen Folianten

lianten könne gebracht werden, wenn alles nur einmal gesagt würde. Er nahm nur das, was über die Geschichte geschrieben wird, davon aus.

IX.

Huetius hatte eine besondere Meynung über die Liebe, die ich mit seinen eigenen Worten vortragen will. Die Liebe, sagt er, ist nicht eine bloße Leidenschaft der Seele, so wie der Haß und der Neid, sondern auch eine Krankheit des Körpers, so wie das Fieber. Sie hat ihren Sitz im Blute und in den Lebensgeistern, die sich erhitzen und in eine heftige Bewegung gerathen; man könnte sie demnach nach den Gesetzen der Medicin behandeln, und nach einer gewissen Methode curiren. Ich glaube, daß starkes Schwitzen und häufiges Aderlassen gute Dienste thun sollte, wo mit der Feuchtigkeit zugleich die erhitzten Lebensgeister abgeführt, das Blut gereinigt, das Aufwallen gestillt, und alles wieder in seinen natürlichen Zustand versetzt würde. Es ist dieses keine bloße Muthmaßung, sondern ein Vorschlag, der sich auf Erfahrung gründet. Ein großer Prinz, der gegen ein liebenswürdiges Frauenzimmer von der heftigsten Liebe entbrannt war, mußte schleunig zur Armee abgehen. Seine Leidenschaft erhielt sich während der Abwesenheit, durch eine beständige Erinnerung, und einen Briefwechsel, der bis zu Ende des Feldzugs fortdauerte, wo der Prinz in eine gefährliche Krankheit verfiel. Er ward wieder gesund; aber seine Liebe war verschwunden, und

ohne daß er es bemerkt hatte, mit den häufigen Evacuationen fortgegangen. Er suchte sich zu bereden, daß er verliebt wäre; aber er war es nur noch in der Erinnerung; Er war in der That kaltsinnig, und ohne Leidenschaft im Umgange mit dem Gegenstande, den er noch zu lieben glaubte.

Jacob Lelong,
geb. 1665, gest. 1721.

I.

Lelong gieng, ehe er sich unter die Versammlung des Oratorii begab, nach Malta, um bey den Ordensrittern Dienste zu suchen. Kaum war er auf dieser Insel angekommen, als die Pest daselbst zu regieren anfieng. Der junge Lelong, der von ohngefehr den Leuten begegnete, die im Begriff waren, einen an der Pest verstorbenen zu begraben, gieng aus Neugier mit. Kaum aber war er wieder nach Hause gekommen, wo er nebst andern Franzosen wohnte, als man die Thüren des Hauses zumauerte, damit er die Krankheit nicht weiter bringen sollte, von der man ihn selbst angesteckt glaubte. Diese Art der Gefangenschaft rettete ihm indeß das Leben. Denn während daß die Pest eine große Menge Menschen in den benachbarten Häusern wegriß, befanden sich der junge Lelong, und die, die mit ihm eingesperrt waren, vollkommen wohl.

II. Der

II.

Der Pater Malebranche tadelte bisweilen den Herrn Lelong im Scherz, wegen der Mühe, die er sich gab, um ein Datum zu berichtigen, oder hinter eine Begebenheit zu kommen, die die Philosophen für eine Kleinigkeit ansahen. Die Wahrheit ist so liebenswürdig, gab Lelong darauf zur Antwort, daß man selbst in den geringsten Kleinigkeiten sich keine Mühe verdrießen lassen muß, um sie zu finden.

III.

Hier sind einige Anecdoten von einigen guten Freunden des Lelong in der Gesellschaft des Oratorii.

Der P. Hubert, ein berühmter Prediger, traf eines Tages in Gesellschaft einen vornehmen Mann an, der ihn erinnerte, daß er mit ihm zugleich studiret habe: O ich werde es nicht vergessen, antwortete der P. Hubert, Sie hatten die Gütigkeit, mich mit Büchern zu versorgen, und mir von ihren Kleidern etwas zu schenken.

IV.

Der P. Thomassin war von Natur so furchtsam, daß, wenn er Conferenzen zu Saint-Magloire hielt, man einen Vorhang zwischen ihn und die Zuhörer ziehen mußte, damit er nicht erschrecken und stecken bleiben möchte.

V.

Die Demuth des Herrn Tillemont war so groß, daß der Bischof von Meaux bey Gelegenheit eines Streits, den Tillemont mit dem Pater Lami über das Osterfest der Christen hatte, ihn bat, er solle doch nicht immer vor dem Pater auf den Knien liegen, sondern auch bisweilen aufstehen.

VI.

Der Tod des P. Lami hat etwas sehr erbauliches. Ein junger Mensch, der durch die Lesung seiner Bücher bekehrt worden war, hatte sich unter seine Direction begeben, und dadurch in den Wissenschaften und der Frömmigkeit sehr zugenommen. Der P. Lami machte sich die größte Hofnung von ihm, als er erfuhr, daß er wieder in seine ersten Irrthümer verfallen sey. Diese Nachricht machte ihn über die Maßen traurig; seine Gesundheit litt darunter, bis er von einem Blutsturz befallen ward, woran er starb.

Andreas Dacier,

geb. zu Castres 1651, gest. 1722.

I.

Dacier heyrathete im Jahr 1683 die Anna Faberinn. Man erzählt vom Gaston Herzog von Orleans, daß er, da er zwey Personen trauen sahe,

sahe, die wenig im Vermögen hatten, gesagt habe, der Hunger und der Durst hätten einander zur Ehe genommen. Auf eben die Weise sagte man von der Verbindung des Dacier mit der Mademoiselle Faberinn, daß es eine Ehe zwischen dem Griechischen und Lateinischen sey. Man machte bey dieser Gelegenheit folgende zween lateinische Verse:

Docto nupta viro, docto prognata parente;
Non minor Anna viro, non minor Anna patre.

II.

Man fragte eines Tages den Herrn Dacier, welcher von beyden der schönste wäre, ob Homer oder Virgil? Er gab zur Antwort, Homer sey um tausend Jahre schöner.

III.

Der Satyrenschreiber Boileau machte nicht viel aus dem Uebersetzer Dacier: Sie mögen thun und sagen was Sie wollen, sagte er zu ihm, ich nenne nur die witzige Köpfe, die selbst schöne Gedanken vorbringen, und nicht die, die anderer schöne Gedanken gut verstehen.

IV.

Eben Boileau sagt auch vom Dacier: Er flieht die Grazien, und die Grazien fliehen ihn.

V.

Dacier beschwert sich über einen Poeten, der das, was er andern stiehlt, für seine eigene Arbeit ausgiebt, und von einer Ode, die er geplündert hat, sagt: Meine Ode. Er vergleicht ihn mit einem Räuber, der auf der neuen Brücke einen Hofmann in seiner Karosse anhielt, da indeß seine Kameraden sich mit dem Kutscher und den Laquayen zu schaffen machten. Der Hofmann, der ie eher ie lieber eine so schlechte Gesellschaft los seyn wolite, zog in aller Eil sein prächtiges Kleid aus, riß aber dasselbe darüber entzwey, und der Spitzbube sagte: Warum zerreissen sie denn unser Kleid?

VI.

Dacier und seine Frau waren für die Alten so eingenommen, daß sie sich lieber selbst alles Herzeleid hätten anthun, als dem Homer, dem Socrates, dem Plato u. s. w. übel begegnen lassen. Das, was sich mit ihnen bey Gelegenheit der Satyre, **die Zweydeutigkeit**, die Despreaux ihnen vorlas, zutrug, ist eine von den sonderbaren Begebenheiten, die das, was ich sage, besser beweisen, als aller Eifer, den sie gegen die Partheygänger der Neuern gezeigt haben. Der Anfang dieser Satyre ward sehr gelobt; die beyden Zuhörer schienen entzückt davon; als aber Despreaux den Vers hersagte, der den Socrates betrifft:

Très-équivoque ami du jeune Alcibiade!

„Sehr zweydeutiger Freund des jungen Al-
„cibiades.„

fand sich das gelehrte Paar sehr beleidigt. Man hielt es für sehr schlecht, daß der Verfasser den geringsten Verdacht gegen die Tugend des Philosophen habe blicken lassen. Man vertheidigte ihn mit allen den Gründen, die Plato angebracht hat, um zu zeigen, daß die Freundschaft dieses großen Mannes gegen den jungen Athenienser auf Tugend gegründet gewesen sey. Man bat den Despreaux sehr ernstlich, diesen Vers zu ändern; und da er nicht nachgeben, noch ihnen etwas gewisses versprechen wollte, so nahm die Unterredung ein Ende, und das weitere Vorlesen der Zweydeutigkeit unterblieb.

VII.

Despreaux nannte die sonderbaren Erklärungen die Dacier über die alten Poeten machte, **Offenbarungen des Herrn Dacier.**

VIII.

Dacier und seine Frau waren mit Loben sehr sparsam. Despreaux sagte deßwegen bismeilen im Scherz zu ihnen: Ach! seyn Sie mitleidig; nehmen Sie nicht alles für sich; lassen Sie andere immer auch Verdienste haben! Glauben Sie mir; der Parnaß ist groß genug; es finden alle Platz darauf: Est locus unicuique suus.

IX. Pavil-

IX.

Pavillon sagte, daß er ein Buch unter dem Titel: Autorkriege, schreiben, und darinne den Dacier als einen großen Maulesel, mit dem Gepäcke des ganzen Alterthums beladen, vorstellen wolle.

Ludewig de Longverüe,

geb. zu Charleville 1652, gest. 1723.

I.

Der Abt Longverüe war mit so glücklichen Eigenschaften zum Studiren gebohren, daß seine Leichtigkeit im Lernen, und sein feuriges Genie, ihm schon in einem Alter von vier Jahren Bewunderung zuzogen. Ludewig XIV hörte, als er durch Charleville reisete, von einem so außerordentlichen Kinde reden, und wollte es sehen. Der junge de Longverüe hatte die Ehre, ihm vorgestellt zu werden, und den Vortheil, sich der Achtung gemäß zu bezeigen, die diesem großen Prinzen gegen ihn beygebracht worden war. In einem Alter von zwanzig Jahren wiederfuhr ihm eine Begebenheit, die er selbst mit folgenden Worten erzählt: Als ich bey einem meiner Anverwandten, der ein Hugenot war, mich aufhielt, kam der Prediger, Claudius, dahin zum Besuch.

Da

Da er nun mich, als einen jungen Geistlichen, da antraf, fieng er an von den orientalischen Sprachen zu reden, von denen man ihm ohnfehlbar gesagt hatte, daß sie mein Hauptstudium wären. Ich merkte aber bald, daß er nicht verstand, was er sagte; ich wagte es, ihn zurecht zu weisen, und that es so nachdrücklich, daß er nun aufs complimentiren gerieth, und vom Hause des Marschalls von Schomberg zu reden anfieng, wo man ihn als ein Orakel verehrte.

II.

Man hat angemerkt, daß sich unter den Büchern des Abts de Longvcrüe kein einziges poetisches Buch befand. Nicht als ob er gar keine Poeten gelesen hätte: denn was hatte er nicht gelesen? Sondern die Poeten schienen ihm nicht wichtig genug, um einen Platz in seiner Bibliothek zu verdienen. Ich besuchte ihn in meiner Jugend, sagt Racine, wir kamen auf die Poeten zu reden; er kannte sie alle, so wohl alte als neue, und sprach stets mit Verachtung von ihnen, als von Schriftstellern, aus denen man nichts lernen könnte. Er schien keinen zu schonen, als den Ariost: Der Narr, sagte er, hat mich noch bisweilen belustigt.

Willhelm Massieu,

geb. zu Caen 1665, gest. 1723.

I.

Massieu brachte das erstemal eine Abhandlung über den Nutzen der Poesie in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, die um fünf Uhr noch nicht weit hinein vorgelesen war. Es war fast schon Nacht, und regnete, weil es nach Märtini war. Die Zuhörer vergaßen indessen die Zeit, die Witterung, und wie spät es an der Uhr war, und nöthigten durch einen murmelnden Beyfall die akademischen Mitglieder zum Dableiben, um die Vorlesung weiter anzuhören, welche nach einer starken halben Stunde noch zu bald sich zu endigen schien.

II.

Massieu bekam in den letzten Jahren seines Lebens den Staar auf beyden Augen, und ward gänzlich blind. Nach drey Jahren gelangte der Staar zu der Reife, die zur Operation nöthig ist, und Massieu war froh, daß er durch dieses Mittel ein Auge wieder bekam, das zu seinen Arbeiten hinlänglich war. Er konnte sich nicht entschliessen, nochmals sechs Wochen oder zwey Monate Zeit zur Operation am andern Auge anzuwenden, sondern behielt es, wie er sagte, zur Reserve, wenn ihm etwann ein neues Uebel begegnen sollte.

Jacob

Jacob Basnage,

geb. zu Rouen 1653, gest. 1723.

I.

Obgleich Basnage nach Holland geflüchtet war, so behielt er doch stets eine große Neigung zu seinem Vaterlande. Man war an dem französischen Hofe so davon überzeugt, daß, als der Abt Dübois in Staatsangelegenheiten nach Holland im Jahr 1716 geschickt ward, man ihm befahl, sich bey dem Basnage Raths zu erholen. Als im Jahr 1719 der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, befürchtete, daß die Neubekehrten in Dauphine, Poitou und Languedoc sich zu einigem Aufruhre durch die Spione des Cardinals Alberoni möchten verleiten lassen, ließ er den Herrn Basnage durch den Gesandten in Holland ersuchen, an diejenigen zu schreiben, die man zu verführen suchte, und sie zur Treue gegen den König zu ermahnen. Er that es, und schickte ein Pastoralschreiben an sie, welches zu Paris, auf Befehl des Hofes, noch einmal gedruckt, und in den verdächtigen Provinzen ausgetheilt ward. Dieses Schreiben that alle die Wirkung, die man sich von demselben versprach.

II.

Basnage hatte einen sehr hitzigen Streit mit Jurieu. Weil dieser so oft seine Principia änderte,

derte, wollte ihn Basnage damit aufziehen, und ließ einen satyrischen Catalogum herum laufen von erdichteten neuen Büchern, worunter man folgende beyden Titel fand: Veränderungen und Widersprüche des Herrn Jurieu, 10 Bände. Wiederrufungen von eben demselben, 6 Bände.

III.

Basnage pflegte zu sagen, daß es, wenn man die andern Wissenschaften verließe, um sich blos auf die schönen Wissenschaften zu legen, eben so viel sey, als wenn man eine Stadt verbrennet, um die Thore derselben zu erhalten.

David Augustin Brueys,

geb zu Aix 1640, gest. 1723.

I.

Brueys war in der calvinischen Religion erzogen, aber Bossuet machte daß er dieselbe abschwor. Anstatt nun sich der Wohlthaten zu bedienen, die der König denen Neubekehrten erwieß, bat er vielmehr den Bischof zu Meaux, für ihn nichts auszubitten, damit man ihm nicht vorwerfen könnte, daß er aus Ambition oder Eigennutz sich zur römischen Kirche gewandt habe.

II. Der

II.

Der Abt Brueys hatte ein sehr schwaches Gesicht, und mußte sich so gar beym Essen der Brille bedienen. Ludewig XIV fragte ihn einst, wie es um sein Gesicht stünde: Sire, antwortete er ihm, mein Nefe Sidobre sagt, daß ich ein wenig besser sähe. Sein Freund Palaprat, der einige Zeit bey ihm wohnte, hatte kein besser Gesicht. Man sagt, daß sie, wenn sie sich das Theewasser kochten, allemal iemand, der etwan vorbey gieng, rufen mußten, um zu sehen, ob es sodt.

III.

Da die Liebeshändel Ludewigs XIV in Engeland auf dem Theater vorgestellt worden waren, so wollte Ludewig auch die Liebesbegebenheiten des Königs Willhelm vorstellen lassen. Dem Abt Brueys ward es aufgetragen, das Stück zu verfertigen. Es ward aber nicht aufgeführt, ob es gleich Beyfall fand, weil der König Willhelm eben mit Tode abgieng.

IV.

Palaprat behauptete, daß man eine gewisse Handlung nicht aufs Theater bringen könnte. Ich wollte wohl, antwortete ihm Brueys, die Thürme zu unserer lieben Frau darauf bringen, wenn ich sonst wollte.

V.

Brueys sagte, daß Baron und Champmele mehr schlechte Stücke gangbar gemacht hätten, als alle falschen Münzer im Königreiche.

VI.

Brueys verfertigte, als er sich nach Montpellier gewandt hatte, eine Comödie, unter dem Titel: **Die Stärke des Geblüts, oder, der Narr immer ein Narr.** So bald er damit fertig war, schickte er diese Comödie an seinen Freund Palaprat, damit er sie untersuchen, und den Comödianten geben sollte. Palaprat aber, entweder aus Nachläßigkeit, oder weil ihm das Stück nicht wichtig genug schien, ließ es bey sich liegen. Brueys schrieb deßwegen verschiedenemal an seinen Freund, und Palaprat, der Alters und Schwachheit halber nicht so rüstig seyn konnte, als es sein Freund verlangte, fieng an, dem nachzukommen, was man von ihm verlangte, als ihn der Tod hinweg nahm. Brueys, der erst den Verlust eines Freundes beweinte, dachte nun auch an die Angelegenheiten seiner Muse; und weil er besorgte, daß die Copie von **dem Narren immer ein Narr**, etwan möchte verlohren gegangen und in andere Hände gekommen seyn, so schickte er eine andere an den Herrn B . . . mit dem er zu Montpellier Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser Freund, der ohnfehlbar glaubte, daß das Stück auf dem italienischen Theater mehr Beyfall erhalten möchte, als auf dem französischen, beschloß, es den erstern zu geben. Er zeigte es ihnen; man las es, und wollte es nicht anders annehmen, als wenn dieses und jenes darinne geändert würde. Herr B . . . der mit einem Autor von 78 Jahren nicht viel Zeit zu verlieh: en zu haben

glaubte

glaubte, und das Stück nicht erst an den Herrn Brueys zurück schicken wollte, weil er besorgte, daß er es nicht wieder zu sehen bekommen möchte, bat die Comödianten, daß sie selbst das nöthige daran verändern sollten, indem es dem Autor angenehm seyn würde. Da diese Veränderungen nicht viel zu bedeuten hatten, so war das Stück bald im Stande, daß es konnte vorgestellt werden, und als man darzu, so wie es gewöhnlich ist, die Erlaubniß bey dem Policeylieutenant holen wollte, erfuhr man, daß die französischen Comödianten eben dieses Stück, unter dem Titel: **Die Stärke des Geblüts, oder die Stiefmutter**, und auch schon die Erlaubniß, es zu spielen, bekommen hätten. Man verglich beyde Stücke mit einander, und fand, daß sie einerley waren. Herr B . . . zeigte seine Vollmacht vom Herrn Brueys, und die Wittwe des Palaprat, die dieses Stück den französischen Comödianten unter dem Namen ihres Mannes gegeben hatte, hatte gleichfalls Beweise ihres Rechts. Jede Parthey wollte gleichwohl nicht daß die andere das Stück auch haben sollte. Der Fall war neu, und um sie auseinander zu setzen, mußte man ein Urtheil fällen, das eben so sonderbar als die Sache selbst war. Der Policeylieutenant fand ein Mittel, den Streit zu entscheiden, so daß sich niemand beleidigt fand. Er befahl, daß dieses Stück an einem Tage auf beyden Theatern zugleich gespielt werden sollte, und daß dasjenige, welches die meisten Vorstellungen haben würde, auf dem Theater, wo es aufgeführt

worden wäre, verbleiben, das andere aber unterdrückt werden sollte. a) Dieses Urtheil ward den 21 April 1721 vollzogen, und das italiänische Theater behielt den Vortheil vor dem französischen.

a) Es gehört eben, mit Erlaubniß des Verfassers dieser langen und nicht viel bedeutenden Anecdote, kein salomonischer Geist darzu, um dieses Urtheil zu fällen; und ich zweifle, ob einem einzigen Leser der 21 April dadurch merkwürdiger wird geworden seyn. Es ist, daß ich es im Vorbeygehen bemerke, ein wesentlicher Zug in dem Charakter der französischen Nation, daß sie in Kleinigkeiten etwas wichtiges und merkwürdiges zu finden weis; vielleicht bestärken wir sie darinne, da wir so geneigt sind, sie selbst in Kleinigkeiten zu bewundern.

Johann Galbert de Campistron,

geb. zu Toulouse 1656, gest. 1723.

I.

Der Herr de Vendome hatte den Racine gebeten, die Verse zu verfertigen, die er unter das Divertissement, das er für den Dauphin zu Anet vorbereitete, mengen wollte. Racine entschuldigte sich, und schlug den Campistron vor, der durch die Oper Acis und Galathea die ihn getroffene Wahl rechtfertigte. Der Herr de Vendome war mit dem Poeten so zufrieden, daß er ihm hundert Louis

zum

zum Geschenk schickte. Dieses war damals für den Autor alles was er verlangte, und er hätte es mit aller Erkenntlichkeit angenommen, wenn ihm Champmele und Raisin nicht vorgestellt hätten, daß diese Summe für den Herrn de Vendome noch nicht hinreichend sey, und daß er eine noch weit reichlichere Belohnung von ihm erwarten könnte. Campistron wollte nicht recht daran, endlich aber folgte er ihrem Rathe, und befand sich wohl dabey. Der Prinz, der von der Uneigennützigkeit des Autors noch mehr gerührt ward, als von der Vortrefflichkeit des Stücks, nahm ihn als Secretair in Dienste, schenkte ihm nach und nach sein ganzes Vertrauen, und gab ihm endlich die Stelle eines Generalsecretairs der Galeeren.

II.

Der Herzog von Vendome, der bey Steinkerken Wunder der Tapferkeit that, fragte seinen Secretair, als er ihn an seiner Seite sahe, was er da wolle. Dieser gab ganz gleichgültig zur Antwort: Monseigneur, wollen Sie weggehen? Der Prinz fand diese Antwort schön, und trieb hernach öfters seinen Scherz damit.

III.

Campistron hatte alle Eigenschaften, die Pflichten der Aemter zu erfüllen, die ihm der Herzog von Vendome auftrug. Das einzige was man ihm vorwerfen könnte, ist die Saumseligkeit in Beantwortung der Briefe, die an ihn geschrieben wurden; und der Herzog von Vendome, der

ihn eines Tages ein ganz Paquet Briefe verbrennen sah, sagte: **Man sehe doch, wie Campistron seine Briefe beantwortet.**

IV.

Der Marquis von G . . . gieng einst zu Lyon in die Comödie, als man den Alcibiades vom Campistron spielte. Die Comödiantenbande, die ihn mehrentheils kannte, gab sich besondere Mühe, ihm zu gefallen; hauptsächlich aber suchte sich der Acteur, der die Hauptrollen spielte, an ihm einen Patron zu erwerben, der ihm zur Stelle des Baron verhelfen sollte, um welche in diesem Jahre Proben abgelegt wurden. Dieser Comödiant, der die Rolle des Alcibiades machte, trat mit der Palmis im vierten Act auf, und zeigte seine ganze Stärke in dieser Scene. Nie hatte man ihn so schön agiren gesehen. Kaum hatte er die beyden letzten Verse in dieser Scene hergesagt, als der Marquis von G . . ., mißvergnügt über die grausame Art, mit welcher Palmis einem so zärtlich liebenden und zugleich liebenswürdigen Prinzen begegnete, aufstand, und in der Entzückung ganz laut dem Comödianten zurief: **Zum Henker, du dauerst mich, armer Prinz! Gieb ihr doch nur vier Pistolen, wie ich ehemals gethan habe; ich gebe dir mein Wort, du wirst deine Absicht erreichen.**

V.

Campistron hatte einst auf dem Landhause des Erzbischofs von Toulouse gespeist. Als er nun

wieder

wieder nach Hause gieng, wollte er auf dem Marktplatze Träger haben, die ihn nach Hause tragen sollten. Diese aber machten Schwierigkeiten, weil er sehr schwer, und sein Haus weit entfernt war. Campistron drohete ihnen, und gab ihnen so gar einige Stockschläge. Der Zorn, in den er gerieth, da er zumal sich mit Essen und Trinken überladen hatte, zogen ihm auf der Stelle einen Schlagfluß zu. Man brachte ihn geschwind zu einem Barbier, der ihm zur Ader ließ; man trug ihn darauf nach Hause, und er starb nach einigen Stunden.

VI.

Da die Oper des Campistron, Alcides, oder der Sieg des Herkules, gleich nach dem Falle seiner Oper, Achilles, gefallen war, machte man folgendes Quatrain:

A force de forger on devient forgeron:
Il n'en est pas ainsi du pauvre Campistron;
Au lieu d'avancer il recule
Voyez Hercule.

„Man wird ein Schmidt, wenn man „fleißig schmiedet: aber bey dem armen „Campistron trifft es nicht ein; anstatt bes„ser zu werden, verschlimmert er sich; man „sehe nur den Herkules.„

Carl Riviere Dufreny,

geb. 1648, gest. 1724.

I.

Die gemeinste Meynung ist, daß Dufreny von vornehmer Geburth gewesen sey. Sein Großvater war von einer Gärtnerinn zu Anet gebohren, die man die schöne Gärtnerinn nannte, und von welcher man gewiß wissen will, daß Heinrich IV in sie verliebt gewesen sey.

II.

Dufreny hatte zu gleicher Zeit drey bis vier verschiedene Quartiere gemiethet, um seine Unabhängigkeit zu erhalten. So bald er merkte, daß er in einem Quartiere bekannt ward, so zog er in ein anderes.

III.

Der König gab dem Dufreny das Privilegium zu einer Glasmanufactur, die man anlegen wollte, und die mehr Fortgang gehabt hat, als man sich anfänglich von ihr versprach. Dufreny, der sich nach einigen eigensinnigen Köpfen richten sollte, verkaufte das Privilegium um einen ziemlich geringen Preiß. Da die Zeit kam, wo das Privilegium wieder erneuert werden mußte, befahl der König den neuen Entrepreneurs, dem Dufreny eine Pension von dreytausend Livres auf Zeitlebens

lebens zu geben, von welcher der verschwenderische Poet die Wiederbezahlung übernahm. Der König, der diesen letzten Umstand vom Düfreny erfuhr, sagte, daß er sich nicht für mächtig genug hielte, ihn reich zu machen.

IV.

Düfreny machte eine Comödie vom Sancho Pansa, welche nicht gedruckt ist. Am Ende des Stücks sagt der Herzog: Der Sancho fängt an mir zur Last zu werden. **Und mir auch**, rief ihm einer vom Parterre entgegen. Dieses Urtheil ward vom Publico bestätigt, und der Autor hat es nie gewagt, darwider zu appelliren.

V.

Düfreny befand es nie für gut, sich in den Streit über die Alten und Neuern zu mengen; er giebt aber seine Meynung darüber zu erkennen, wenn er in seinem Merkure sagt: Wenn ihr durch sechs und zwanzig Jahrhunderte hindurch den Homer sehet, so bildet euch ein, ein Frauenzimmer in der Ferne durch einen dicken Nebel zu sehen. Wenn sich nun einer in dieses Frauenzimmer verliebte, und euch zuriefe: Sehet doch die feinen Züge ihres Gesichts, das sanfte Feuer ihrer Augen, die fast unmerkliche Vermischung der Lilien und Rosen in ihrer delicaten Farbe! würdet ihr diesem entzückten Liebhaber nicht antworten: Ey, mein Herr, wie können Sie verlangen, daß ich das alles durch diesen dicken Nebel sehen soll?

VI.

Die Armuth ist kein Laster, sagte einer zum Dufreny; sie ist vielleicht noch schlimmer, antwortete er.

Noel Alexander,

ein Dominicaner,

geb. zu Rouen 1639, gest. 1724.

I.

Der Minister Colbert, der nichts verabsäumte, um den Abt Colbert, seinen Sohn, der nachdem Erzbischof zu Rouen ward, zum geschickten Manne zu machen, hatte eine Gesellschaft geschickter Männer ausgelesen, die zu seinem Unterricht zusammen kommen, und Unterredungen über das Kirchenwesen anstellen mußten. Colbert ließ auch den P. Alexander darzu berufen, und dieser arbeitsame und eingezogene Mann, mußte alles, was in diesen Versammlungen gesprochen ward, zu Papiere bringen. Man sagt, daß dieses der Ursprung und die Anlage zu seiner Kirchengeschichte sey, die er hernach heraus gab.

II.

Der Pabst Benedict XIII, als er noch Cardinal war, schrieb an den P. Alexander, daß das Erdbeben zu Benevent im Jahr 1688, seinen erzbischöfli-

bischöflichen Pallast umgestürzt, und seine Bibliothek verschüttet habe; daß er aber, zu allem Glück, noch die Bücher desselben gerettet, die für ihn so gut als eine ganze Bibliothek wären.

III.

Der Pabst Innocentius XI verdammte die Kirchengeschichte des P. Alexander, die damals nur bis auf das dreyzehnte Jahrhundert gieng. Dieser Gelehrte setzte sie dem ohngeachtet fort, und bewieß sich in der Fortsetzung den Grundsätzen des römischen Hofes so wenig günstig, daß man den Vers eines alten Poeten auf ihn anwandte: Potuit fulmen meruisse secundum.

Franciscus Timoleon de Choisi,

geb. zu Paris 1644, gest. 1724.

I.

Als ich, sagt der Abt Choisi, an der Geschichte Carls VI arbeitete, sagte eines Tages der junge Herzog von Bourgogne zu mir: Wie werden Sie es machen, wenn Sie werden sagen sollen, daß dieser König ein Narr war? Monseigneur, antwortete ich ihm, ohne mich lange zu besinnen, ich werde sagen, daß er ein Narr war. Der Mensch hat, so bald er tod ist, keinen Vorzug mehr, als den ihm die Tugend giebt.

II. Der

II.

Der Herzog von Beauvilliers, sagt der Abt Choisi, hat verschiedenemal zu mir gesagt, daß ich mehr gutes stiftete, wenn ich Bücher schriebe, in denen gute Sitten herrschen, als wenn ich zwölf Missionen übernähme. Es giebt Leute genug, setzte er hinzu, die sich auf den Catechismus verstehen, aber sehr wenige, die ein Buch schreiben, das sich lesen läßt.

III.

Der Abt Choisi verspielte einst funfzig Louis d'Or an die schöne Madame Dufrenoy, und da er sie nicht gleich bezahlen konnte, vergiengen, ich weiß nicht wie viel Tage, ohne daß sie von ihm reden hörte. Sie ward es endlich überdrüßig, so daß er ihr unterdessen ein Exemplar von den Werken schickte, von denen er Autor war. Er schrieb ihr zugleich, daß wenn es wahr wäre, wie in ihrem Billet stünde, daß sie das Geld gern haben möchte, um zu spielen, so sollte sie sich nur indeß mit seinen Büchern einen Zeitvertreib machen, bis er sie befriedigen könnte. Der Madame Dufrenoy kam diese Art Schulden zu bezahlen, sehr neu vor, und sie bekam Lust, selbst Bücher zu schreiben, damit sie mit ihren Werken ihre Gläubiger befriedigen könnte, wenn sie Geld von ihr verlangten.

IV.

Der Abt Choisi hat den König Ludewig XIV um die Adjunctur des Herrn von Chaumont, Ambassa-

bassadeurs in Siam, um nach seinem Tode diesen Posten zu vertreten. Der Monarch willfahrte ihm, und sagte: Das ist das erstemal, daß einer eine Anwartschaft auf eine Gesandtenstelle sucht.

V.

Madame de Choisi, die gern spielte, hatte nicht das Herz, dem Abt Choisi, ihrem Sohne, das Spielen zu verbieten. Sie bediente sich darzu des Herrn Segrais, und hatte recht: Denn der Abt hätte zu ihr sagen können: Und Sie, spielen Sie nicht selbst?

VI.

Als der Herr de la Choisi im Jahr 1688 das Leben des heil. Ludewigs heraus gab, ward es so begierig gelesen, daß der Verleger den ersten Tag Wache vor seinen Laden stellen mußte, um das Eindringen der Käufer zu verhindern. Man liest aber dieses Werk nicht mehr, seitdem der Abt Choisi uns eine sehr angenehm geschriebene Geschichte dieses heiligen Königs gegeben hat.

VII.

Der Abt Dangeau und der Abt Choisi ließen Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele, und die Existenz Gottes drucken. Vor iedem Gespräche stand eine Vignette, welche die beyden Schriftsteller vorstellte, wie sie sich mit einander unterreden. Man sagte, sie hätten sich mit Leib und Seele in Kupfer stechen lassen.

VIII.

Der Abt Choisi hatte sein schönes Landgut Baleroi bey Caen verkauft. Als er nun einige Zeit darnach bey diesem Schlosse vorbey gieng, sagte er in einem empfindlichen Tone: **Ach, wenn ich dich doch auch noch auffressen sollte!**

IX.

Da der Abt Choisi die Materialien zu seiner Kirchengeschichte ohne große Untersuchung zusammen gerafft hatte, sagte er: **Ich habe meine Geschichte geschrieben, es fehlt nun nichts mehr, als daß ich sie lerne.**

X.

Man sagte ehemals, der Abt Fleury wäre in seiner Kirchengeschichte Choisi; und der Abt Choisi wäre in der seinigen Fleury.

Florens Carton Dancourt,

geb. zu Fontainebleau 1661, gest. 1725.

I.

Es trug sich bey der Vorstellung der Oper auf dem Dorfe, einer Comödie vom Dancourt, ein lustiger Streich zu. Der Marquis von Sabies, der eine ziemlich lange und starke Mahlzeit gethan hatte, wo der Wein nicht war geschont wor-

worden, gieng, dieses neue Stück mit anzusehen. Da nun darinne eine Stelle vorkam, wo gesungen ward: Die Weinberge und die Wiesen werden mit Sande bestreuet werden, (seront Sablés) glaubte dieser Herr, daß man ihn nennte, und gab vor der ganzen Versammlung dem Dancourt eine derbe Ohrfeige.

II.

Ludewig XIV ehrte den Dancourt mit besonderem Wohlwollen. Dieser Acteur hatte die Gewohnheit, daß er, wenn der König in die Comödie kam, ihm seine Werke in der Loge vorlas, in welche sonst niemand als die Frau von Montespan kommen durfte; und man erzählt, daß, als ihm einst darinne schlimm ward, weil es stark eingeheitzt war, der König sich selbst die Mühe nahm, das Fenster zu öfnen, damit er frische Luft bekommen möchte. Als ein andermal Dancourt die Ehre hatte, mit ihm, da er aus der Messe kam, in gewissen Angelegenheiten der Gesellschaft zu sprechen, und einer Treppe zu nahe kam, die er nicht sahe, ergriff ihn der König beym Arme und sagte: **Nehmt euch in Acht, Dancourt, ihr werdet fallen.** Er sagte hierauf zu den Großen, die ihn begleiteten: **Man muß gestehen, daß dieser Mann sehr gut spricht;** er gewährte ihm hierauf das, was er bat.

III.

Dancourt hielt eine schöne Rede an die Vorsteher des Hotel-Dieu, als er ihnen den vierten

Theil

Theil der Einnahme bezahlte, den die Comödianten diesem Hospital entrichten müssen. Der Erzbischof von Paris, und der Präsident Harlay, waren als Vorsteher dabey gegenwärtig. Dancourt bemühete sich zu beweisen, daß die Comödianten, in Ansehung der Vortheile, die sie den Armen verschaften, verdienten, mit der Excommunication verschont zu werden. Seine Beredsamkeit war aber nicht glücklich. Der Herr de Harlay antwortete ihm: Mein lieber Dancourt, wir haben Ohren, um euch zu hören; Hände, um die Almosen in Empfang zu nehmen, die ihr den Armen gebt; aber wir haben keine Zunge, um euch zu antworten.

IV.

Dancourt, der das Comödiantenleben satt war, begab sich auf ein Landguth, das er in Beroy besaß. Als er krank ward, und sein Ende kommen sah, ließ er sein Grab in der Kapelle seines Schlosses zurecht machen, und gieng und besahe es selbst mit einer ungewöhnlichen Ruhe und Standhaftigkeit.

V.

Man hat vom Dancourt gesagt, daß er die Comödie sehr edel, die Tragödie aber sehr bürgerlich gespielt habe.

Nicolaus de Malezieux,

geb. zu Paris 1650, gest. 1727.

I.

Man sagt, daß eines Tages die Deputirten des Fürstenthums Dombes sehr erstaunt wären, als sie nach Sceaux kamen, um den Herrn de Malezieux, der Kanzler dieses Fürstenthums war, zu sprechen, und die Antwort erhielten, sie könnten den Herrn Kanzler nicht sehen, weil er Comödie spielte.

II.

Als der Herr de Malezieux eine Comödie unter dem Titel: **Der um einen Platz in der Akademie ansuchende Polichinell**, verfertigt hatte, welche von den Marionetten des Brioche gespielt ward, so setzte ein akademisches Mitglied diesem Stück ein anderes Lustspiel entgegen, unter dem Titel: **Harlequin ein Kanzler.**

Claudius Franciscus Fragvier,

geb. zu Paris 1666, gest. 1728.

I.

Der Abt Fragvier war als ein großer Bewunderer der Alten bekannt. Mit dem Homer, den er fünf bis sechsmal von forn zu lesen angefangen hatte, begegnete ihm etwas, das man für sonderbar ansehen kann, ob es gleich den meisten eben so kann gegangen seyn, die ihr Hauptstudium aus dem Homer gemacht haben. Er pflegte, wenn er im Homer las, die schönsten Stellen mit einem Bleystift zu unterstreichen. Da er nun diesen Autor zum zweytenmal las, erstaunte er, Schönheiten zu finden, die er das erstemal nicht bemerkt hatte, und die ihm noch schöner als jene dünkten. Eben so gieng es ihm, da er den Homer zum dritten und hernach zum viertenmal las. Er erstaunte einmal über das andere, unterstrich eine Zeile nach der andern, daß endlich das Buch vom Anfange bis zum Ende fast ganz durchstrichen war. So etwas muß einem begegnet seyn, sagte er, wenn man von dem Fürsten der Poeten gehörig urtheilen will.

II.

Der Abt Fragvier that öffentlich ein Gelübde in lateinischer Sprache, daß er alle Tage tausend

Verse

Verse im Homer lesen wollte, um die kühne Critik des Herrn de la Motte wieder gut zu machen.

III.

An dem Tage, als der Abt Fragvier zum Mitgliede der französischen Akademie erwählt ward, waren nicht mehr als siebzehn Mitglieder beysammen. Der König that diesen Herren zu wissen, daß er das, was in dieser Versammlung beschlossen worden wäre, für null und nichtig erkläre, indem die Versammlung, der Verordnung gemäß, nichts habe beschließen können, als nach welcher zwanzig Mitglieder zugegen seyn müßten, wenn einer in die Gesellschaft aufgenommen, oder von ihr ausgeschlossen werden sollte. Weiter ward ihnen durch das Schreiben des Staatssecretairs befohlen, zu einer neuen Wahl, den Verordnungen gemäß, und mit völliger Freyheit der Stimmen zu schreiten. Damit man aber nicht argwohnen möchte, als ob das, was dem Könige mißfallen habe, etwas anderes als ein Versehen wider die Formalität wäre, fügte er hinzu: Und Seine Majestät haben mir befohlen, zu gleicher Zeit die Erklärung hinzu zu thun, daß man seinen Befehl übel verstehen würde, wenn man glaubte, daß er den Herrn Abt Fragvier, dessen Verdienste bekannt sind, nicht zum Mitgliede der Akademie haben wollte; da nichts dem Willen Seiner Majestät mehr zuwider seyn würde, welche so wohl bey dieser, als bey allen andern Gelegenheiten, nichts

mehr wünschen, als den Eifer der Akademie wieder zu erwecken, über gute Ordnung und Fleiß in der Arbeit zu halten.

Johann Sebastian Truchet,

geb. zu Lyon 1657, gest. 1729.

I.

Der Pater Sebastian, ein Carmeliter, hat sich durch sein großes Talent zu den mechanischen Künsten sehr berühmt gemacht. Der König von Engeland Carl II, hatte an den König Ludewig XIV zwo Repetiruhren geschickt, die ersten, die man in Frankreich sahe. Die englischen Künstler hatten, um die Ehre und den Profit allein zu behalten, sie mit so einem künstlichen Gehäuse bedeckt, daß man sie, ohne ein besonderes Geheimniß zu entdecken, nicht aufmachen konnte. Diese Uhren wurden wandelbar, und der königliche Uhrmacher Martineau, sollte sie wieder zurecht bringen; aber er konnte nichts daran thun, weil er sie nicht aufzumachen wußte. Er sagte dem Herrn Colbert, daß er, außer einem jungen Carmeliter, niemand wüßte, der im Stande wäre diese Uhren aufzumachen; und daß, wenn es diesem nicht gelingen sollte, man sich entschließen müsse, sie wieder nach Engeland zu schicken. Die Uhren wurden also dem P. Sebastian gegeben, der sie ohne Mühe auf-

aufmachte, und so gar wieder zurecht brachte, ohne zu wissen, daß sie dem Könige gehörten. Er war ein geschickter Uhrmacher, und durfte nur Gelegenheit finden, um seine Geschicklichkeit zu zeigen. Einige Zeit darnach ließ ihn Colbert zu einer bestimmten Stunde zu sich rufen, ohne ihm sagen zu lassen, was er bey ihm sollte. Der P. Sebastian erschrack, und gieng voll Furcht zu dem Minister. Er fand zwey Mitglieder der Akademie bey demselben, und der Minister lobte ihn der Uhren wegen, und sagte zugleich, wem sie gehörten. Er ermahnte ihn hierauf, sein Talent in den mechanischen Künsten anzuwenden, besonders die Hydraulic zu studiren, die zu den prächtigen Unternehmungen des Königs nöthig war, und verordnete, daß er unter der Aufsicht der beyden akademischen Mitglieder arbeiten sollte. Um ihn noch mehr zu ermuntern, und einem Minister anständiger zu handeln, gab er ihm eine Besoldung von 600 Livres. Der P. Sebastian war damals nicht älter als 19 Jahr, und diese Begegnung mußte ihn nothwendig sehr ermuntern, sich anzugreifen. Wenn es großen Männern an geschickten Leuten fehlt, so wissen sie dieselben entweder nicht zu brauchen, oder nicht zu finden.

II.

Da der P. Sebastian in so großem Rufe stand, kam ein schwedischer Edelmann, der Herr von Günterfield nach Paris, um gleichsam seine beyden Hände von ihm wieder zu fodern, die er

durch eine Canonenkugel verlohren hatte. Er wollte nemlich zwey künstliche Hände, mit beweglichen Fingern, die vermittelst eben so vieler Fäden an zwey Stücken Fleisch, die über dem Ellbogen noch da waren, befestigt werden sollten, gemacht haben. Eine so schwere Unternehmung, die, wenn sie glücklich ausgeführt ward, eine Art von Wunderwerk vorstellen konnte, schreckte den P. Sebastian gar nicht ab. Er legte so gar den Augen der Akademie verschiedene Stücke, die er darzu verfertigt hatte, vor, mit welchen er das von ihm verlangte Meisterstück zu Stande bringen wollte. Der Minister aber hatte seiner dazumal bey dem Canal zu Orleans nöthig, und unterbrach ihn in einer Arbeit, die er ohne Zweifel sehr ungern verließ. Er übergab indessen alles, was er dazu fertig hatte, den Händen eines geschickten Mechanikus, den er für fähig hielt, seinen Absichten gemäß das Werk zu Stande zu bringen. Herr Duquet setzte die künstliche Hand in den Stand, daß der schwedische Officier damit den Hut vom Kopfe nehmen, und wieder darauf setzen konnte. Es konnte aber der Fremde sich nicht lange genug zu Paris aufhalten, und da er nach und nach sich schon daran gewöhnt hatte, ohne Hände zu leben, so entschloß er sich, auch künftig ohne dieselben zu seyn.

III.

Der Czaar Peter der große, beehrte den P. Sebastian mit einem Besuche, der drey Stunden dauer-

dauerte. Dieser Monarch, der in einer so dicken Barbarey, und mit so viel Genie gebohren war, der der Schöpfer eines neuen Volkes ward, konnte sich in dem Kabinet dieses geschickten Mannes an den Modellen zu Maschinen, die er entweder selbst erfunden, oder vollkommener gemacht hatte, an so viel Werken, die, wenn sie nicht alle gleich nützlich waren, sich wenigstens durch einen außerordentlichen Fleiß empfohlen, kaum satt sehen. Nachdem der Prinz sich lange umgesehen hatte, foderte er zu trinken, und befahl dem P. Sebastian, der sich entschuldigte, so viel er konnte, mit ihm zu trinken, und zwar aus eben dem Glase, wozu er ihm selber den Wein einschenkte. Er hätte, da er der unumschränkteste Monarch war, sich leicht bereden können, daß die gemeinen Menschen nicht eben von der Natur wären, als ein Kayser von Rußland. Man kann so gar glauben, daß der Czaar mit Vorsatz eine Gelegenheit herbey zog, wo er sich dem P. Sebastian gleichstellen konnte.

IV.

Der P. Sebastian ist es, der für Marly eine Maschine, große Bäume ganz fortzuschaffen, ohne sie zu beschädigen, erfunden hat; so daß binnen zween Tagen Marly seine Gestalt veränderte, und mit langen Alleen geziert war, die den Tag vorher angekommen waren.

V.

Die Achtung, in welcher der Pater Sebastian stand, veränderte ihn gar nicht, und der

Herzog von Orleans sagte, da er von ihm mit dem Könige sprach: Er ist so simpel als seine Maschinen.

Simon de Laloubere,

geb. zu Toulouse 1642, gest. 1729.

I.

Der Herr de la Laloubere verlohr seinen Vater sehr zeitig, er fand aber in seiner Mutter einen sichern und sehr eifrigen Wegweiser. Diese verdienstvolle Frau, die, wie es scheint, genug mit den Affairen zu thun hatte, die ihr Mann hinterließ, verlohr die Hofnung nicht, das Studiren eines jungen Menschen, der schon in der rhetorischen Classe war, zu regieren. Der junge Laloubere, dem diese Aufsicht ein wenig beschwerlich vorkam, schmeichelte sich wenigstens, daß sie nicht lange dauern würde. Er las damals schon die Gedichte des Homers im Griechischen, die ihn ganz einnahmen, und machte sich die boshafte Freude, ihr Morgens und Abends eine große Anzahl Verse herzusagen, überzeugt, daß eine für sie so ungewöhnliche Sprache ihre Geduld bald ermüden würde. Er irrete sich aber; die Aufmerksamkeit seiner Mutter nahm immer mehr und mehr zu, so daß er ihr endlich sein Erstaunen zu erkennen gab, und ihr aufrichtig seine Absicht ge-

gestand. Sie antwortete darauf mit einem andern Geständnisse, das ihn nicht weniger in Verwunderung setzte, daß sie nemlich nach und nach ihr Ohr so zu der Harmonie der griechischen Verse gewöhnt habe, daß wenn er ihr keine aus Schuldigkeit vorsagte, sie ihn bisweilen aus Freundschaft darum bitten würde.

II.

Nachdem sich Laloubere bey dem Herrn de Pontchartrain, Generalcontrolleur der Finanzen, in Gunst gesetzt hatte, ward ihm eine Stelle in der französischen Akademie gegeben. Bey dieser Gelegenheit machte Lafontaine das Sinngedicht, das sich mit diesen Worten endigt:

Il en sera, quoiqu' on die;
C' est un impôt que Pontchartrain,
Veut mettre sur l' Academie.

„Er wird darzu gelangen, man mag sa-
„gen was man will; es ist ein Impost,
„den Pontchartrain der Akademie auflegen
„will.„

III.

Laloubere bekam in einem Alter von funfzig Jahren Lust, eine seiner Anverwandten zu heyrathen. Er entwarf selbst sein Portrait, übergab es seiner Geliebten, ohne sich zu nennen, bat für diesen Unbekannten um ihr Jawort, und erhielt es.

IV.

Man sagt, daß Laloubere, wenn er von einer Krankheit genesen, Gott besonders gedankt habe, daß er ihm den Genuß seiner Freunde noch länger schenken wolle. Einige unter ihnen machten ihm einst die Anmerkung, daß sie, ob er gleich alt und schwach sey, dennoch keine zitternden Hände an ihm gewahr würden, welches der gemeine Mann für eine Folge des Meyneides ansieht, und Laloubere antwortete ihnen, daß er auch nie, selbst in der Liebe, falsch geschworen habe.

Michael Baron,

gest. 1729.

I.

Man erzählt vom Baron, daß ihm auf dem Jahrmarkte zu Bourges, wohin ihn sein Vater, einige Waaren einzukaufen, geschickt hatte, einige Stücke, die er in dieser Stadt auf dem Theater vorstellen sah, so wohl gefallen, daß er sich selbst bey der Bande, die daselbst spielte, angeboten habe. Er zog also erst einige Jahre mit in den Provinzen herum, bis er nach Paris kam, und daselbst Aufsehen machte. Er starb in ziemlich hohem Alter durch einen sonderbaren Zufall. Als er im Cid die Rolle des Dom Diegvo spielte, und den Degen, den ihm der Graf Gormas aus

der

der Hand schlägt, mit dem Fuße fortstieß, traf er unglücklicher Weise die Spitze desselben, und verwundete sich. Er achtete diese kleine Blessur zwar nicht; aber in einigen Tagen kam der Brand darzu. Man rieth ihm, sich das Bein ablösen zu lassen; aber er wollte lieber sterben, als diese Operation mit sich vornehmen lassen: **Ein Theaterkönig würde ausgepfiffen werden, wenn er mit einem hölzernen Beine aufgezogen käme**, gab er zur Antwort, und starb zween Tage darauf.

II.

Die Frau des Baron war die schönste Frau seiner Zeit. Man erzählt, daß, als sie einst der Königinn Mutter bey der Toilette aufwarten wollte, und die Königinn den Hofdamen sagte, daß die Frau des Baron käme, alle davon gelaufen wären.

III.

Als Racine seine Andromache wieder vorstellen ließ, und die Acteurs selbst darzu abrichtete, sagte er zum Baron, der die Rolle des Pyrrhus zu spielen hatte: Ihnen brauche ich keinen Unterricht zu geben; ihr Herz wird Ihnen mehr sagen, als meine Unterweisungen fassen könnten.

IV.

Man tadelte den Baron, daß er bisweilen, wenn er auf dem Theater stünde, dem Parterre den Rücken zukehrte. Dieses aber geschahe nur, wenn

wenn er hinter sich laut reden hörte; er wandte sich so dann gegen die Personen, und declamirte ihnen seine Verse, die er zu sagen hatte, entgegen, bis sie stillschwiegen. Auf eben diese Weise machte er bisweilen einem vornehmen oder berühmten Manne ein Compliment, indem er eine der schönsten Stellen auslas, und wenn er sie hersagte, die Augen auf diesen Mann richtete.

V.

Baron machte sich einen sehr vortheilhaften Begriff von seiner Profession. Ich habe, sagte er, die alten und neuen Geschichten gelesen; ich finde, daß die Natur vortreffliche Männer in allen Arten häufig hervor gebracht hat; nur mit großen Comödianten scheint sie geizig gewesen zu seyn. Es hat nur einen Roscius und mich gegeben.

VI.

Die französischen Comödianten wollten den italiänischen wehren Französisch zu reden. Als Baron das Anliegen seiner Gesellschaft vorgetragen hatte, befahl der König dem Dominico, daß er nun auch reden sollte. Nachdem dieser Acteur einige seinem Character gemäße Posituren gemacht hatte, sagte er zum Könige: Welche Sprache befehlen Eure Majestät daß ich reden soll? Welche du willst, antwortete der König. Nun weiter verlange ich nichts, sagte Dominico, und dankte Seiner Majestät, meine Sache ist gewonnen. Der König lachte, daß man ihn so belauscht hatte:

Das

Das Wort ist gegeben, sagte er, ich kann es nicht wieder zurück nehmen.

VII.

Baron war schon fünf und siebzig Jahre alt, da er noch immer die Rolle des Rodrigo im Cid spielte; er legte diese Rolle nicht eher nieder, als da sich ein lautes Gelächter erhob, da er die beyden Verse hersagte:

Je suis jeune, il est vrai; mais aux ames bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années.

„Ich bin jung, es ist wahr; aber die Tapferkeit wartet in edelgebohrnen Seelen „nicht auf die Anzahl der Jahre.„

Unter den Rollen, die er beständig behielt, war Antiochus in der Rodogune. Es gab Gelegenheit zum Scherz, als Mademoiselle Balincourt, die mit der Cleopatra anfieng, zu ihm und der Mademoiselle Düclos, welche Rodogunen vorstellte, sagte: **Kommt näher, meine Kinder.** Baron war damals wenigstens achtzig Jahre alt.

VIII.

Baron behauptete, daß die Declamation so viel vermöchte, daß, wenn man muntere und selbst comische Gedanken mit einem zärtlichen und traurigen Tone hersagte, man die Seele eben so wohl zu

schmerz-

schmerzhaften Bewegungen, ja selbst zu Thränen bringen könnte. Man hat ihn mehr als einmal mit Erstaunen die Probe davon mit einem Liedchen machen sehen, das Moliere in seinem Menschenfeinde vorbringt.

Si le Roi m'avoit donnê
Paris sa grande ville
Et qu'il me fallût quitter
L'amour de ma mie,
Je dirois au Roi Henry:
Reprenez votre Paris;
J'aime mieux ma mie au gai,
J'aime mieux ma mie.

„Wenn mir der König seine große Stadt „Paris geschenkt hätte, und ich mein „Schätzchen nicht mehr lieben sollte, so wollte ich zum König Heinrich sagen: Nehmt „euer Paris wieder; ich will lieber mein „Schätzchen behalten.„

IX.

Der häufige Tabac, den Baron von Jugend auf geschnupft hatte, machte, daß er stark durch die Nase redete. La Bruyere sagt demnach, wenn er ihn den größten Comödianten nennt der ie das Theater betreten, es fehle ihm nichts, als daß er durch den Mund reden sollte.

X.

Die Andrienne, ob sie gleich von dem Jesuiten dem P. Larüe ist, kam dennoch unter dem

Namen

Namen des Baron heraus. Man kann bey diesem Stück merken, daß die Mademoiselle Dancourt, welche die Rolle der Andrienne machte, eine Art von Schlepprock erdachte, der sich zu dieser Rolle schickte, und noch heut zu Tage Mode ist. Diese Art von Kleidung wird noch bis diese Stunde eine Andrienne genannt.

Johann Baptista Heinrich du Trousset de Valincour,

geb. zu Paris 1658, gest. 1730.

I.

Als der junge Graf von Toulouse aus den Kinderjahren trat, zog die Frau von Montespan den Racine, wegen des Hofmeisters, den man dem jungen Prinzen geben könnte, zu Rathe. Es sollte ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften, und von berühmten Namen seyn. Racine glaubte dem Herrn du Trousset bey dieser Gelegenheit einen großen Gefallen zu erweisen, und sagte zur Frau von Montespan: Ich schlage Ihnen einen Mann vor, dessen Name zwar nicht berühmt ist, der es aber zu seyn verdient; seine Werke, die er, ohne sich zu nennen, herausgegeben hat, sind von dem Publico mit Beyfall aufgenommen worden. Seine Werke waren: eine Critik über die Prin-

zessinn von Clere; das Leben des Herzogs von Guise, und einige kleine sehr sinnreiche Stücke in Versen. Der Herr du Trousset, der nach der Zeit Herr von Valincour hieß, ward wirklich angenommen.

II.

Racine, der den Herrn de Valincour einst auf die Gallerie zu Versaille gerannt kommen sahe, rief ihm entgegen: He! mein Herr, wo ist Feuer? der Herr de Valincour machte so starke Schritte, und that so eilfertig, als wenn Feuer in der Nähe wäre.

III.

Ein königlicher Schatzmeister, der dem Racine, Boileau und Valincour die Besoldung auszahlte, die sie als Geschichtschreiber des Königs erhielten, sagte: Wir haben von denen Herren noch keinen Buchstaben gesehen, als wenn sie die Quittungen unterschrieben haben.

IV.

Der Herr de Valincour, der durch die Feuersbrunst, die sein schönes Haus zu Saint-Cloud verzehrte, zugleich seine Bibliothek verlohren hatte, sagte zu denen, die ihn darüber trösten wollten: Ich müßte meine Bücher nicht viel genutzt haben, wenn ich nicht gelernt hätte ihrer zu entbehren.

Antonius Houdart de la Motte,

geb. zu Paris 1672, gest. 1731.

I.

Es war ehemals gewöhnlich, daß die neuen Stücke ganz allein aufgeführt, und keine Nachcomödien darzu genommen wurden, als nach der achten oder zehnten Vorstellung, welches einige so aufnahmen, als ob das Stück nicht mehr Beyfall fände. Um diesem Urtheile zuvor zu kommen, ließ der Herr de la Motte gleich bey der ersten Vorstellung seines Romulus eine Nachcomödie darzu nehmen. Die andern Autoren, die alle diesen Gebrauch gern abgeschaft wissen wollten, folgten diesem Beyspiele; keiner aber hatte den Anfang machen wollen, um nicht gleich bey der ersten Vorstellung einen schlechten Begriff gegen sein Stück zu erregen.

II.

Ich erinnere mich, sagt de la Motte an einem Orte, daß ich eines Tages den Despreaux um die Ursache fragte, warum Homer seine Götter so närrisch und unverschämt vorstellte; er mochte sich nicht der abgedroschenen Entschuldigung bedienen, daß es Allegorien wären, und gestand mir vielmehr aufrichtig, was seine Meynung wäre, ob er sich gleich noch nie getrauet habe, sie öffentlich zu sagen.

Homer, sagte er, befürchtete, er möchte durch den tragischen Inhalt seiner Erzählungen ekelhaft werden; da er von Seiten des Menschen nichts als Schlachten und ausschweifende Leidenschaften zu malen hatte, so wollte er seiner Materie eine muntere Farbe, auf Unkosten der Götter selbst, anstreichen. Er läßt sie also lustige Zwischencomödien spielen, um den Leser eine Erhohlung unter den häufigen Schlachten zu geben, die ohne diese Intermezzen leicht ekelhaft werden könnten.

III.

Zu der Zeit, als man sich über den Vorzug der Alten und Neuern stritt, fand man mit Kohlen an dem Thore der Akademie die vier Verse geschrieben, die eine Parodie von denen sind, die ehemals Corneille auf den Cardinal Richelieu gemacht hat:

La Motte & la Dacier, avec un zèle égal,
Se battent pour Homere, & n'y gagneront rien:
L'une l'entend trop bien pour en dire du mal;
L'autre l'entend trop peu pour en dire du bien.

„La Motte und die Dacier schlagen sich „mit gleichem Eifer um den Homer herum, „und werden doch nichts damit gewinnen: „die eine versteht ihn zu gut, um Böses von „ihm zu sagen; der andere versteht ihn zu „wenig, um Gutes von ihm zu sagen.„

IV. Als

IV.

Als in dem Streite über den Homer der Herr de la Motte einige Stellen dieses Autors tadelte, antwortete ihm die Dacier beständig in der Begeisterung: Ach! wenn Sie doch Griechisch verstünden! Es ist mir, antwortete ihr der Herr de la Motte hierauf ganz sinnreich, als wenn ich den Helden des Cervantes reden hörte, der, weil er als ein Ritter bewafnet einher gieng, lauter Zauberer sahe, wo sein Stallmeister nur Schaafe sahe.

V.

Sinngedicht des Rousseau, während den Streitigkeiten über den Homer.

Léger de queue & de ruse chargé
Maitre Renard se proposoit pour regle;
Léger d' etude, & d' orgueil engorgé,
Maitre Houdart se croit un petit aigle;
Oyez-le bien, vous toucherez au doigt
Que l' Iliade est un conte plus froid,
Que Cendrillon, Peau d'ane, ou Barbe bleue:
Maitre Houdart, peut-être on vous croiroit,
Mais par malheur-vous n'avez point de queue.

VI.

Die Fabeln des de la Motte hatten ungemeinen Beyfall erhalten, als er sie in den Versamm-

lungen der Akademie öffentlich vorgelesen hatte. Kaum aber waren sie gedruckt, als sie weiter keinen Bewunderer fanden, als den Abt de Pons, der beständig behauptete, daß das Publicum Unrecht hätte. Er kam eines Tages auf ein Caffeehaus voller Zorn wider einen kleinen Enkel, dem er zwey Fabeln auswendig zu lernen gegeben hatte, eine vom Lafontaine, die andere vom de la Motte. Das Kind, das nur sechs Jahr alt war, hatte die Fabel des Lafontaine bald gelernt, aber nie die Fabel vom de la Motte in den Kopf bringen können. Diese Erfahrung bekehrte den Abt de Pons nicht, sondern machte ihn nur auf den künftigen schlechten Geschmack seines Enkels ungehalten.

VII.

Sinngedicht.

Dans les Fables de la Fontaine
Tout est naïf, simple & sans fard;
On n' y voit ni travail ni peine,
Et le facile en fait tout l'art.
En un mot dans ce froid ouvrage,
Dépourvu d'esprit & de sel,
Chaque animal tient un langage
Trop conforme à son naturel.
Dans la Motte-Houdart au contraire,
Oisillions, quadrupede, homme, insecte, poisson
Tout prend un noble caractere,
Et s'exprime du même ton.

Enfin

Enfin par ſon ſublime organe
Les animaux parlent ſi bien,
Que dans Houdart ſouvent un âne
Raiſonne en Académicien.

„In den Fabeln des Lafontaine iſt alles „naif, ſimple und ungeſchmückt; man ſieht „ihnen weder Arbeit noch Mühe an, und „das Leichte iſt das ganze Kunſtſtück der„ſelben. Mit einem Wort, in dieſem fro„ſtigen Werke, das ohne Geiſt und Salz „iſt, führt iedes Thier eine ſeiner Natur zu „angemeſſene Sprache. In dem la Mot„te-Houdart hingegen nimmt alles, Vögel, „Thiere, Menſchen, Inſecte, Fiſche, einen „erhabenen Character an, und ſpricht erha„ben. Die Thiere reden, vermöge ſeiner „großen Kunſt, ſo gut, daß bey dem Hou„dart öfters ein Eſel wie ein Akademiker „ſpricht.„

Ein anderes Sinngedicht.

Quand le Graveur Gilot & le Poëte Houdart,
Pour illuſtrer la Fable, auront mis tout leur art;
C'eſt une verité très-ſure,
Que le Poëte Houdart & le pauvre Gilot,
En fait de vers & de gravure,
Nous feront regretter Lafontaine & Calot.

„Wenn der Kupferſtecher Gilot und der „Poet Houdart alle ihre Kunſt werden an„gewandt

„gewandt haben, um der Fabel einen Glanz „zu geben, so ist nichts gewisser, als daß der „Poet Houdart und der arme Gilot, der „eine in Versen und der andere in Kupfer„stichen, machen werden, daß wir den La„fontaine und den Calot bedauern.„

VIII.

Man sprach bey dem Regenten von den neuherausgekommenen Fabeln des de la Motte. Zwey oder drey Hofleute, Freunde des de la Motte, erhoben sie, ohne daß der Regent ein einziges Wort darzu sagte. Nach einem langen Stillschweigen endlich, offenbarte der Herzog seine Gedanken, und sagte; **Man muß gestehen, daß wir außer dem Rousseau keinen Poeten haben wie er seyn soll.**

IX.

Rousseau sagte: Die Oden des de la Motte sind sehr den Briefen ähnlich. Man könnte sagen, daß sie alle mit **Mein Herr** anfangen, und mit **gehorsamster Diener** endigen.

X.

Der Herr de la Faille, Verfasser der Jahrbücher von Toulouse, sagt, la Motte kräusele das Galimathias nicht genug.

XI.

Grabschrift des Herrn de la Motte.

Cy git, mieux vaut tard que jamais,
Le successeur de Desmarais.

„Hier liegt, besser spät als niemals, der „Nachfolger des Desmarais.„

XII.

Man definirte den la Motte: **Gerechtigkeit und Richtigkeit**; Justice & justesse.

Johann Hardouin,

ein Jesuite,

geb. zu Quimper 1663, gest. 1732.

I.

Der P. Hardouin hegte sehr sonderbare Meynungen: Ich stehe nicht, sagte er, alle Morgen um vier Uhr auf, um das zu sagen, was andere gesagt haben.

II.

Nachdem der P. Hardouin sein System von den untergeschobenen Werken der Gelehrten bekannt gemacht hatte, trug ihm die Geistlichkeit in Frankreich die Besorgung einer neuen Ausgabe der Concilien auf. Der P. Lebrün vom Oratorio,

besuchte ihn, als er eben mit dieser wichtigen Sammlung beschäfftigt war, und sagte zu ihm: Wenn das wahr ist, was Sie neulich behauptet haben, so arbeiten Sie sehr vergebens, und werden der Welt eine Sammlung von Unwahrheiten und Betrügereyen vorlegen, die blos geschmiedet sind, um die Religion über den Haufen zu werfen. Der Jesuit schwieg einen Augenblick ganz still, und rief hernach, von einem gewissen Enthusiasmus ergriffen, aus: Nur Gott und ich kennen die Stärke des Einwurfs, den Sie mir hier machen.

III.

Huetius sagte vom Plinius des P. Hardouin, dieser Jesuit habe in fünf Jahren ein Werk vollendet, womit fünf der gelehrtesten Männer Ehre eingelegt haben würden, wenn sie es in funfzig Jahren zu Stande gebracht hätten.

IV.

Als der P. Hardouin behauptete, daß der Josephus, so wie wir ihn haben, ein Werk einiger Mönche aus dem dreyzehnten Jahrhunderte sey, sagte ein lustiger Kopf: Wir wollen es glauben, wenn uns wird bewiesen werden, daß die Jesuiten die Verfasser der Provincialbriefe sind.

V.

Huetius sagte auch, daß der P. Hardouin seit vierzig Jahren daran arbeite, seinen Ruhm über den Haufen zu werfen, ohne daß er es noch so weit habe bringen können.

VI. Der

VI.

Der P. Hardouin sprach von seinen Mitbrüdern mit sehr wenig Achtung, weil sie nicht seiner Meynung waren. In dem Collegio Ludewigs des Großen, sagte er, finde ich immer Leute zu denen ich reden, aber nicht mit welchen ich reden kann.

VII.

Ein Engeländer hat die Auslegungen, die der P. Hardouin von einigen Oden des Horaz gemacht, und auf Jesum Christum, auf die Jacobiner, auf die Begebenheiten der Kirche gedeutet hat, angenommen; er hat aber deßwegen nicht zugegeben, daß diese Oden im dreyzehnten Jahrhunderte gemacht wären. Er behauptet, daß die Poeten einen Weissagungsgeist gehabt haben.

VIII.

Man nannte den P. Hardouin den ewigen Vater der Narrenhäuser.

IX.

Hier ist die Grabschrift auf den P. Hardouin, die man dem Franciscus Atterbury, Erzbischof von Rochester, zuschreibt:

In expectatione judicii
Hic jacet
Hominum paradoxotates,
Natione Gallus, religione Romanus,
Orbis litterati portentum,

Venerandæ antiquitatis cultor & destructor,
Docte febricitans
Somnia & inaudita commenta vigilans edidit,
Scepticum pie egit,
Credulitate puer, audacia juvenis, deliciis senex.

Jacob Joseph Dügvet,

geb. zu Montbrison 1649. gest. 1733.

I.

Als der junge Dügvet noch in die Schule gieng, fiel ihm von ohngefehr die Astrea des Dürfee in die Hände. Dieser Roman, der sehr beliebt war, gefiel ihm, und er setzte sich vor, ob er gleich nur zwölf Jahr alt war, eine Geschichte in eben dem Geschmacke zu schreiben, von dem, was er etwan von einigen Familien zu Montbrison hatte erzehlen hören. Er führte sein Vorhaben in kurzer Zeit, und auf eine Art aus, die über sein Alter zu seyn schien. Er erzehlte es hierauf seiner Mutter, welche, nachdem sie sich ein Stück davon hatte vorlesen lassen, es so wenig billigte, daß sie vielmehr, als eine christliche Mutter, ganz betrübt zu ihm sagte: **Du würdest sehr unglücklich seyn, mein Sohn, wenn du die Talente, die dir Gott gegeben, so schlecht anwenden wolltest.** Der junge Autor hörte diese Vermahnung, richtete sich darnach, ohne zu murren,

warf

warf seine Schrift ins Feuer, beschloß nie wieder einen Roman zu lesen, und legte sich hingegen mit allem Ernst auf die ernsthaften Wissenschaften.

Rene Aubert de Vertot,

geb. in der Landschaft Caux 1655, gest. 1735.

I.

Der Abt Vertot war anfänglich ein Capuciner. Er begab sich hernach noch in andere Orden, und vertauschte oft seine Pfründen. Man nannte dieses die Staatsveränderungen des Abts Vertot.

II.

Der Bischof zu Meaux, Bossuet, hatte kaum die Werke des Abts Vertot gelesen, als er zu dem Cardinal de Bouillon sagte, daß es eine Feder sey, die geschnitten wäre, um die Geschichte des Herrn von Türenne zu schreiben.

III.

Die Geschichte der Staatsveränderungen in Schweden, ward zu Stockholm selbst so hoch geschätzt, daß der Gesandte, der nach Frankreich geschickt ward, in seinen Instructionen zugleich den Befehl erhielt, mit dem Verfasser derselben Bekanntschaft zu machen, und ihn zu einer allgemeinen Geschichte von Schweden zu bereden. Die

Ge-

Gesandte, der den Abt Vertot zu Paris in den besten Gesellschaften und in der großen Welt zu finden glaubte, erstaunte, daß er ihn nirgends antraf, und fragte, wo er wäre. Da er nun hörte, daß es nur ein Pfarrer auf dem Dorfe sey, stattete er von seinem Auftrage Bericht ab, und zwar so, daß aus dem Project weiter nichts ward.

Johann Baptista Rousseau,

geb. zu Paris, gest. 1741.

I.

Rousseau schämte sich seiner Herkunft dermaßen, daß er nicht einmal den Namen seines Vaters führen wollte. Er ließ sich eine Zeitlang Verniettes nennen; und aus diesem erdichteten Namen, sagt Saurin, machten einige seiner Freunde das Anagramma: Tu te renies: **Du verläugnest dich.**

II.

Bey der ersten Vorstellung des Schmeichlers, wo, wie man sagt, Rousseau sich selber soll geschildert haben, ward sein Vater, der für sein Geld in die Comödie gegangen war, von dem Applaudissement, das sein Sohn erhielt, so gerührt, als man sich nur vorstellen kann. Er konnte seine Freude nicht bergen, und gab sich gegen die, die ihm saßen, als der Vater des Autors zu erkennen.

kennen. Als das Stück geendigt war, gieng der gute Mann, ganz außer sich, seinen Sohn zu umarmen. Er traf ihn am Ausgange des Theaters, redete voller Zärtlichkeit zu ihm, und schloß endlich mit den Worten: **Nun ich bin euer Vater. Ihr mein Vater?** rief Rousseau, und verließ ihn den Augenblick betrübt und mit Thränen stehen.

III.

Als Rousseau und la Motte sich wieder mit einander versöhnt hatten, fragte man den ersten, ob Bacon nicht mit in den Traktat würde eingeschlossen werden. Schöne Frage! sagte er; wenn die Generale zwoer feindlichen Armeen Friede mit einander machen, sind in diesem Frieden die Packknechte nicht mit begriffen?

IV.

Als Rousseau, der bekannten Couplets wegen, aus dem Reiche verbannet ward, suchte er einen Aufenthalt bey dem Grafen dü Luc de Vintimille, welcher französischer Ambassadeur in der Schweitz war. Da dieser Herr hernach zum Gevollmächtigten bey dem Friedenscongreß zu Baaden im J. 1714 ernennet ward, begleitete ihn Rousseau dahin. Eines Tages kam iemand zu dem Prinzen Eugen, und sagte, daß er bey dem Herrn dü Luc gewesen sey, allwo Rousseau sehr artige Verse hergesagt habe, die er fast in einem Augenblick gemacht hätte. Was! rief so gleich der Prinz aus, wir haben diesen großen Poeten hier? Er hat mir

Gele-

Gelegenheit gegeben, fuhr der Prinz fort, eine sehr richtige Anmerkung zu machen. Ich las einige Tage nach dem traurigen Vorfalle bey Denain seine Ode an das Glück; ich fand mein natürliches Bild in folgender Strophe:

Montrez-nous, Heros magnanimes
Votre vertu dans tout son jour;
Voyons comment vos coeurs sublimes
Du sort soûtiendront le retour.
Tant que la Fortune vous seconde,
Vous êtes les Maitres du monde,
Votre gloire nous éblouit;
Mais au moindre revers funeste
Le masque tombe, l'homme reste,
Et le Heros s'évanouit.

„Zeiget uns, ihr großmüthigen Helden, „eure Tugend in ihrem ganzen Lichte; laßt „sehen, wie sich euer Herz bey den Abwechselungen des Glücks verhalten wird. So „lange euch das Glück wohl will, seyd ihr „die Herren der Welt, und euer Ruhm blendet unsere Augen; aber bey der geringsten „unglücklichen Veränderung fällt die Maske ab, der Mensch bleibt übrig, und der „Held verschwindet.„

Der Prinz Eugen bezeugte hierauf ein groß Verlangen den Rousseau zu sehen, der ihm so wohl gefiel, daß er ihn zu sich und mit nach Wien nahm.

V. Rous-

V.

Rousseau war nur drey Jahr bey dem Prinzen Eugen. Der berüchtigte Graf von Bonneval und der Marquis von Prie hatten einen ziemlich heftigen Streit mit einander gehabt, und der Prinz wollte, daß ihm Rousseau, der ein Zeuge davon gewesen war, denselben erzählen sollte. Rousseau that es auf eine Art, die dem Marquis de Prie nicht viel Ehre machte. Da nun der Prinz diesem Marquis besonders wohl wollte, so verscherzte Rousseau, durch seine allzu große Aufrichtigkeit, die Gunst seines Beschützers, welcher ihn nach Brüssel gehen hieß, wo er eine Bedienung bekommen sollte, die er aber nie erhalten hat.

VI.

Rousseau, dem es verdroß, daß der Prinz Eugen ihm seine Gunst entzogen hatte, machte folgendes Sinngedicht:

Est-on Héros pour avoir mis en chaines
Un peuple ou deux? Tibere eut cet honneur.
Est-on Héros en signalant ses haines
Par la vangeance? Octave eut cet honneur.
Est-on Héros en regnant par la peur?
Séjan fit tout trembler jusqu'à son maître:
Mais de son ire éteindre le Salpêtre;
Sçavoir se veincre & réprimer les flots
De son orgueil: c'est ce que j'appelle être
Grand par soi-même; & voilà mon Héros.

„Ist

„Ist man ein Held, wenn man Völker „in Ketten gelegt hat? Tiberius hatte diese „Ehre. Ist man ein Held, wenn man sich „an denen rächt, die man haßt? Octavius „hatte diese Ehre. Ist man ein Held, „wenn man durch Furcht regiert? Vor dem „Sejan zitterte alles bis auf seinen Herrn. „Aber die Flamme seines Zorns auslöschen, „sich selbst bezwingen, und die Fluthen des „Stolzes aufhalten: das nenne ich groß „durch sich selber seyn; und das ist mein „Held.„

VII.

Im Jahr 1717 ließ der Herzog von Orleans als Regent von Frankreich, durch den Marquis de la Fare an den Rousseau schreiben, daß er wieder nach Paris kommen, und daselbst alle Sicherheit finden sollte. Rousseau aber bat, daß man die Sache, um welcher Willen er war vertrieben worden, zum zweytenmal untersuchen sollte; welches aber der Prinz nicht befehlen wollte.

VIII.

Der Herzog von Aremberg, der sich meistentheils zu Brüssel aufhielt, gab dem Rousseau eine Pension von funfzehn hundert Livres. Der Poet, der nach der Zeit Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Wohlthäter zu beschweren, wollte das Geld nicht annehmen, als man es ihm brachte. Ich nahm es gern, sagte er zu dem Haushofmeister dieses Herrn, als ich mir schmeicheln durfte

ein

ein Freund des Herzogs zu seyn. Jetzt aber, da ich es nicht mehr bin, will ich auch nichts mehr annehmen.

IX.

Als man zu Amsterdam die Satyren des Regnier druckte, wollte man sie dem Rousseau in einem sehr satyrischen Briefe zueignen. Der Poet, der davon durch den Abt von Vayrac benachrichtigt ward, schrieb an den Marquis de Fenelon, und bat ihn, diesen Brief zu unterdrücken. Dieser Minister antwortete, daß er seine Instructionen noch einmal durchgelesen, und nichts darinne gefunden hätte, was die Angelegenheiten des Parnassus und die Streitigkeiten zwischen Poeten und Schriftstellern beträfe; daß, da außerdem Rousseau kein Unterthan des Königs mehr sey, es auch seinem Minister nicht zukäme, sich in das zu mischen, was ihn anbeträfe.

X.

Der Graf du Luc und der Herr von Senozan, sagt Dütillet, schrieben im Jahr 1738 an den Rousseau, daß er nach Paris kommen sollte, und daß sie das wider ihn ergangene Verbannungsurtheil aufzuheben gedächten. Rousseau kam dahin unter dem Namen Richer, den er aus Achtung gegen den Fabeldichter dieses Namens annahm. Er begab sich aber nach drey Monaten wieder weg, weil er sahe, daß nichts für ihn zu

hoffen war, und daß selbst die, die alles nach Wunsche zu endigen versprochen hatten, ihm nicht einmal einen Salvumconductum auf ein Jahr auswirken konnten, mit welchem die Zeit seiner Verbannung zu Ende gieng.

XI.

Während seines Aufenthalts zu Paris besuchte er den Herrn Rollin fast alle Tage, und wollte nicht von dannen gehen, als bis er ihm sein Testament vorgelesen hätte. Er lehnte in demselben mit den stärksten Ausdrücken die abscheulichen Couplets, die der Ursprung seines Unglücks waren, von sich ab, und schob sie auf Saurin. Rollin fiel ihm bey dieser Stelle ins Wort, und stellte ihm vor, daß es genug sey, wenn ihm sein Gewissen Zeugniß gäbe, daß er unschuldig sey; daß er sich aber einer schrecklichen Verläumdung, wenigstens einer Verwegenheit schuldig mache, wenn er sie einem andern namentlich aufbürden wollte, da er darüber keinen tüchtigen Beweiß anführen könnte. Der Poet konnte darauf nichts antworten, und Rollin sahe mit Vergnügen, daß er diese Stelle wegstrich.

XII.

Pyrrhon hat folgende Grabschrift auf den Rousseau gemacht:

Cy git l'illuſtre & malheureux Rouſſeau;
Le Brabant fut ſa tombe & Paris ſon berceau,
Voici l'abrégé de ſa vie,
Qui fut trop longue de moitié:
Il fut trente ans digne d'envie,
Et trente ans digne de pitié.

„Hier liegt der berühmte und unglückliche Rouſſeau; Paris war ſeine Wiege, „und in Brabant fand er ſein Grab. Man „ſehe hier ſein Leben, das um die Helfte zu „lang war, ins kurze gebracht: Dreyßig „Jahr war er würdig beneidet, und dreyßig „Jahr bedauert zu werden.„

Melchior de Polignac,

geb. zu Puy 1661, geſt. 1741.

I.

Der Herr de Polignac war erſt ſechs Monate auf der Welt, als er ſich ſchon einem großen Unglück ausgeſetzt befand. Er ward auf dem Lande erzogen, und ſeine Amme, die durch ihren erſten Fehltritt nicht klüger geworden war, begieng einen zweyten. Da ſie ihren Zuſtand nicht

lange verbergen konnte, und sich vor den Folgen fürchtete, entließ sie eines Tages gegen Abend, nachdem sie das Kind auf einen Misthaufen gelegt hatte, wo es eine ganze Nacht liegen blieb. Zum Glück war es in der schönen Jahreszeit, und man fand das Kind am folgenden Morgen, ohne daß ihm etwas wiederfahren war.

II.

Als der Abt von Polignac in dem Collegio zu Harcour die Philosophie studirte, fieng der Cartesianismus an die Universität zu theilen. Die jungen Professoren waren für, die alten wider ihn, und der Abt Polignac fiel den letztern in die Hände. Aber er studirte die Schriften seines Lehrmeisters nur, um sie zu widerlegen, und beschäfftigte sich hauptsächlich mit den Meynungen des Cartesius. Als er endlich, nachdem er den Cursum durch hatte, disputiren mußte, fand er sich im Stande, so wohl auf die alte als neue Philosophie zu antworten; und dieses that er zwey Tage nach einander. In der ersten Disputation vertheidigte er die Meynungen seines Lehrers, und in der zweyten seine eigenen. Dieß war das erstemal, daß die cartesianische Philosophie öffentlich erschien. Die Neuheit und der Name des Respondenten zogen viel Zuhörer in diese beyden Disputationen.

III.

Als der Herzog von Chaulnes nach Rom geschickt ward, um mit dem Pabst Alexander VIII die Streitigkeiten zwischen Frankreich und dem vorigen Pabste beyzulegen, wollte er gern den Abt Polignac zum Gehülfen in dieser Negociation haben. Der neue Pabst beschwerte sich im Scherz über diesen Abt, daß er ein Verführer wäre. Er widerspricht mir niemals, sagte er, er scheint stets meiner Meynung zu seyn, und ich weiß nicht, wie er mich doch insgeheim in seine Meynung hinein zieht. Als nun die Streitigkeiten glücklich beygelegt, und die Vergleichsartickel schriftlich entworfen waren, überbrachte sie der Abt Polignac dem Könige, welcher nach einer langen Audienz sagte: Ich habe ietzt einem Menschen, und einem jungen Menschen Audienz gegeben, der mir beständig widersprochen, und beständig gefallen hat.

IV.

Der Abt Polignac, der es mit seiner Negociation am polnischen Hofe nicht hatte recht machen können, ward nach seiner Abtey Bonport verwiesen, und befand sich noch allda, als der Herzog von Anjou auf den spanischen Thron gerufen ward. Er schrieb an Ludewig XIV: Sire, wenn die glücklichen Begebenheiten Eurer Majestät mein m Unglücke auch kein Ende machen, so machen sie doch daß ich es vergesse.

V.

Als der Abt Polignac zu einem Auditor della Rota ernannt worden war, und der Cardinal de la Trimouille in einer Sache, die dem Könige sehr am Herzen lag, an den Pabst Clemens XI war geschickt worden, schrieb dieser an den Hof, daß er ohne den Beystand des Abts Polignac nichts auszurichten vermöge, als welcher alles von Seiner Heiligkeit erhalten könnte. Der Auditor della Rota hingegen stattete Bericht an den König ab, daß der glückliche Fortgang der Negociation einzig und allein dem Cardinal zuzuschreiben sey; und der König, der über ein so seltenes und edelmüthiges Verfahren der beyden Minister in Verwunderung gerieth, benachrichtigte mit Vergnügen den ganzen Hof davon.

VI.

Der Abt Polignac, den der Stolz verdroß, mit welchem ihn die Holländer bey den Conferenzen zu Gertraudenburg begegneten, sagte zu ihnen: **Meine Herren, Sie reden gerade wie Leute die nicht gewohnt sind zu überwinden.**

VII.

Da die holländischen Bevollmächtigten auf dem Friedenscongresse zu Utrecht sahen, daß durch die Vereinigung der beyden Höfe zu Versailles

und

und Londen, ihre Sachen eine andere Gestalt bekommen, und daß man vor ihnen einige Artickel des Friedensschlusses geheim hielt, ließen sie den Ministern des Königs andeuten, daß sie sich fertig machen sollten, Holland zu verlassen. Der Abt Polignac, der den Stolz, womit sie ihm zu Gertraudenburg begegnet waren, noch nicht vergessen hatte, sagte zu ihnen: **Nein, meine Herren, wir gehen nicht von hier: wir wollen bey ihnen, über sie, und ohne sie tractiren.**

VIII.

Als bey der Erhebung Benedicts XIII im Jahr 1724 der Cardinal Polignac zum Gesandten des Königs in Rom erklärt ward, machte er daselbst ein Project, das seinem Geschmacke an den Antiquen gemäß war. Er wußte, daß während den bürgerlichen Kriegen, die die schönen Tage der Republik und das erste Jahrhundert des Reichs beunruhigten, die überwindende Parthey allemal die Bildsäulen und Tropheen der unterliegenden Parthey in die Tiber warf. Bisweilen zerschlug oder verstümmelte man sie vorher; aber meistentheils warf man sie ganz, wie sie waren, ins Wasser. Sie müssen also noch darinne liegen, sagte er, denn man hat sie wahrscheinlicher Weise nicht heraus gezogen, und der Fluß kann sie auch nicht mit sich fortgerissen haben. Er hatte demnach ein Mittel erdacht,

die Tiber abzuleiten, und in einem Raume von drey Viertel Meilen nachsuchen zu lassen. Man hätte noch ein wenig tiefer graben sollen, weil nothwendig diese Statüen von Erz oder Marmor tief gesunken waren. Wenn der Cardinal reich genug gewesen wäre, um diese Nachsuchung auf seine Kosten zu unternehmen, so hätte ihm der Pabst, der ihn sehr liebte, gewiß alle Erlaubniß darzu gegeben.

IX.

Obgleich der Cardinal ein Liebhaber witziger Einfälle war, und oft selbst dergleichen vorbrachte, so konnte er doch nicht leiden, daß man iemand an seiner Ehre angriff. Ein fremder Cavalier, der in englischen Diensten stand, und zu Rom unter französischem Schutze lebte, fieng eines Tages über der Tafel an sehr nachtheilig von der Religion und dem Könige Jacob zu sprechen. Der Cardinal sahe dabey sehr ernsthaft, und sagte in einem freundschaftlichen Tone zu ihm: **Ich habe Befehl, mein Herr, Ihre Person zu schützen; aber nicht Ihre Reden.**

X.

Man hatte in Frankreich mit den Experimenten des Neutons verschiedene Versuche gemacht, die aber alle nicht gelungen waren; woraus man schließen wollte, daß das System des gelehr-

gelehrten Engländers nicht Stich hielte. Der Cardinal Polignac, der niemals ein Neutonianer gewesen ist, sagte dennoch, daß man einen Satz, den Neuton behauptete, nicht so obenhin läugnen, sondern die Versuche oft wiederholen müsse, bis man überzeugt wäre, alles gehörig beobachtet zu haben. Er ließ Prismata aus Engeland kommen. Die Versuche wurden nun in seiner Gegenwart angestellt, und giengen glücklich von statten. Doch konnte er durch die Vereinigung der Sonnenstrahlen die weiße Farbe nicht hervorbringen; woraus er schloß, daß die weiße Farbe nicht aus dieser Vereinigung, sondern ohne Refraction aus ungebrochenen und gerade fortlaufenden Strahlen entstehe. Neuton, der sich über die wenige Genauigkeit, und selbst über die vorsetzliche Unachtsamkeit der französischen Naturforscher beschwert hatte, schrieb an den Cardinal, um sich wegen seines Verfahrens, woraus er so viel Aufrichtigkeit ersähe, zu bedanken.

XI.

Der Cardinal Polignac erzählte gern, was ihn zu Verfertigung seines Anti-Lucrez bewogen habe. Als er aus Polen zurück kam, hielt er sich einige Zeit in Holland auf. Er unterredete sich da öfters mit dem gelehrten Bayle, der damals im größten Rufe stand. Die Argumente des Epikur, des Lukrez und der Scepticker, die seit

kurzem im kritischen Wörterbuche sehr weit waren getrieben worden, waren es vielleicht noch mehr in ihren Unterredungen. Der Abt Polignac faßte von der Zeit an den Vorsatz, sie zu widerlegen. Er bekam Zeit darzu, da er zweymal in seine Abtey verwiesen ward. Der Anti-Lucrez ist also die Frucht von den Widerwärtigkeiten seines Verfassers.

Carl Rollin,

geb. zu Paris 1661, gest. 1741.

I.

Rollin war schon unter die Meister des Messerschmidthandwerks aufgenommen, als ein Benedictiner, dem er öfters bey der Messe diente, einige Fähigkeiten zum Studiren bey ihm entdeckte. Dieser ehrliche Ordensbruder verschafte dem jungen Menschen eine Freystelle in einem Collegio, und ließ ihn studiren.

II.

Rollin hatte den Vortheil, daß er mit den beyden Söhnen des Herrn de Pelletier in eine Classe kam. Dieser Minister, der besser als iemand den Vortheil der Nacheiferung einsahe, suchte

suchte dieselbe immer weiter zu treiben. Wenn der junge Freyschüler Kayser war, welches sich oft zutrug, schickte er ihm eben das Geschenk, das er seinen Söhnen zu geben pflegte; und diese wurden darüber nicht eifersüchtig. Sie liebten ihn, und nahmen ihn in ihrem Wagen mit sich nach Hause. Sie ließen ihn bey seiner Mutter aussteigen, wenn er etwas bey ihr zu verrichten hatte, und warteten so gar auf ihn. Als diese gute Frau einst bemerkte, daß ihr Sohn ohne Umstände sich auf den obersten Platz setzte, wollte sie es ihm, als einen Mangel an Lebensart, verweisen; aber der Hofmeister antwortete, daß der Herr de Pelletier befohlen habe, daß man sich im Wagen nach eben der Ordnung als in der Classe setzen solle.

III.

Der berühmte Hersan, der die Gewohnheit hatte, den Eifer seiner Schüler in der rhetorischen Classe durch rühmliche Beywörter zu verdoppeln, sagte öffentlich, daß er keines fände, womit er den jungen Rollin genugsam unterscheiden könnte, und daß er bisweilen in der Versuchung wäre, ihn **göttlich** zu nennen. Er schickte fast alle, die etwas in Versen oder in Prosa von ihm verlangten, mit den Worten an denselben: **Gehet nur zu diesem, er wird es besser machen, als ich.**

IV. Rol-

IV.

Rollin zeigte als Professor der Rhetoric ein besonderes Talent, junge Leute zu bilden. Der Oberpräsident Portail, machte ihm bisweilen im Scherz den Vorwurf, daß er ihm zu viel aufgegeben habe, und Rollin gab ihm zur Antwort: Sie sollten sich auch, mein Herr, darüber noch beschweren; eben deßwegen, daß Sie gelernt haben viel zu arbeiten, haben Sie sich als Generaladvocat so hervor gethan, daß Sie nunmehro Oberpräsident sind. Sie haben mir ihr Glück zu danken.

V.

Nachdem der Herr de Vittement zur Erziehung der königlichen Kinder berufen ward, folgte ihm Rollin in der Direction des Collegii zu Beauvais. Diese Schule, die damals fast gänzlich unbekannt war, kam bald durch die Sorgfalt des neuen Vorstehers in die Höhe. Ein Mann aus einer Provinz, der ihn gar nicht kannte, brachte seinen Sohn dahin, um ihn bey ihm in Pension zu geben, indem er glaubte, daß dieses gar keine Schwierigkeit haben würde. Rollin aber bedauerte, daß er ihn nicht annehmen könnte, indem er nicht einen Daumen breit Platz übrig hätte, der nicht besetzt wäre, und um ihn davon zu überführen, ließ er ihn in allen Zimmern herum gehen. Der Vater, dem dieses

nicht

nicht angenehm zu hören war, sagte darauf zu ihm: Ich bin blos deßwegen nach Paris gekommen, und gehe morgen wieder fort: ich schicke Ihnen meinen Sohn mit einem Bette; ich habe nur diesen einzigen; legen Sie ihn auf den Hof, in den Keller, wenn es Ihnen beliebt; ich will ihn aber in Ihrem Collegio haben, und von dem Augenblicke an werde ich nicht den geringsten Kummer mehr haben. Er that, wie er gesagt hatte. Rollin sahe sich genöthigt, diesen jungen Menschen anzunehmen, und ihn in seinem eigenen Zimmer schlafen zu lassen, bis er ihm einen Platz geben konnte.

VI.

Da einst Rollin als Rector der Universität einer Disputation in dem Collegio des Grassins beywohnte, meldete man ihm, daß der Herr de la Hogvette, Erzbischof von Sens und Vorsteher dieses Collegii, in dem Hofe herkäme. Er schickte ihm so gleich entgegen, und ließ ihn bitten, daß er nur noch zwey Minuten in seiner Karosse warten sollte; worauf aber der Erzbischof nicht achtete, sondern gerades Weges in die Classe kam. Rollin schickte einen andern ab, der ihn empfangen, und so lange, als er könnte, aufhalten sollte, ehe er ihn an die Stühle brächte, wo Rollin als Rector den ersten Platz behauptete. Da er aber sahe, daß sich der Prälat nicht aufhalten ließ, rief er laut: Thesi finem impono.

Der

Der Erzbischof stieg hierauf wieder in seinen Wagen, und war sehr mißvergnügt über das Verfahren eines Mannes, der ihm Verbindlichkeit hatte. Rollin gieng den folgenden Tag zu ihm, fiel ihm zu Füßen, bat wegen des gestrigen Vorfalls um Vergebung, und sagte ihm, daß er als Rector der Universität so habe verfahren müssen, indem dieser allezeit den ersten Platz in den öffentlichen Schulversammlungen haben müßte. Der Erzbischof war mit dieser Entschuldigung zufrieden, und umarmte ihn.

VII.

Rollin vergaß nie sein erstes Handwerk. Er macht darauf in einem Sinngedichte die sinnreichste Anspielung. Er schickt einem seiner Freunde ein Messer zum Neujahrsgeschenke, und schreibt ihm dabey, daß, wenn ihm dieses mehr ein Geschenk des Vulkans als der Musen dünkte, er sich nicht wundern solle, weil er aus der Höhle der Cyclopen seinen Weg nach dem Parnaß genommen habe.

VIII.

Die Werke des Rollin sind in fremden Ländern eben so wohl aufgenommen worden als in Frankreich. Der Herzog von Cumberland und die Prinzessinnen seine Schwestern, ließen sich beständig die ersten Exemplare schicken. Sie

strit-

stritten sich, wer sie am ersten würde gelesen haben, und wer die beste Rechenschaft davon geben würde. Der Prinz pflegte zu sagen: Ich weiß nicht wie es der Herr Rollin macht; allenthalben kommen mir die Reflexionen langweilig vor, und ich springe mit geraden Beinen darüber hinweg; in seinen Büchern hingegen gefallen sie mir ungemein, und ich verliere nicht ein Wort davon.

IX.

Der ietzige König von Preussen erwieß als Kronprinz dem Herrn Rollin die Ehre, daß er fleißig Briefe mit ihm wechselte. Als er nun den Thron bestieg, hatte er die Gnade, es ihm, so wie auch einigen andern Gelehrten vom ersten Range, zu melden. Herr Rollin antwortete ihm darauf, daß er künftig seine großen Beschäfftigungen in Erwägung ziehen, und nicht mehr sich die Ehre geben würde, an ihn zu schreiben, da er weiter keinen Rathgeber nöthig hätte, als seinen Ruhm.

X.

Rollin dachte von sich selbst so bescheiden, daß er nicht aufhörte zu erstaunen, daß er ein Autor geworden wäre; und anstatt Vortheile aus seinen Werken zu ziehen, deren erstaunender Abgang einen ieden andern reich gemacht hätte,

war

war er um nichts mehr in Verlegenheit, wenn er sie dem Verleger gab, als wie er ihn schadlos halten könnte, wenn sie nicht gut genug gehen sollten.

Johann Baptista Massillon,

geb. in Provence, gest. 1742.

I.

Als der Pater Massillon aus Provence ankam, fragte ihn der Pater Latour, General des Oratorii, was er von den Predigern hielte, die ietzt den größten Zulauf hätten: Ich finde an ihnen, antwortete er, viel Witz und Geschicklichkeit; wenn ich aber predige, so werde ich gar nicht wie sie predigen. Er fand bey ihnen zu wenig Salbung, und zu viel Aufhebens über die äußerliche Sittsamkeit.

II.

Als der P. Massillon seine Anzugspredigt zu Versailles gehalten hatte, sagte Ludewig XIV diese merkwürdigen Worte zu ihm: Mein Pater, ich habe verschiedene große Redner in meiner Kapelle gehört; ich bin sehr mit ihnen zufrieden gewesen: So oft aber, als ich

euch

euch gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst gewesen.

III.

Der P. Massillon erschien im J. 1704 zum zweytenmal am Hofe. Als ihm Ludewig XIV seiner großen Zufriedenheit in den gnädigsten Ausdrücken versichert hatte, setzte er hinzu: **Und ich will euch, mein Pater, künftig alle zwey Jahr einmal hören.**

IV.

Der berühmte Baron wollte gern den Pater Massillon hören. Er wunderte sich über das wahre, daß er allenthalben in seiner Action bemerkte, und sagte zu einem andern Acteur, der ihn begleitete: **Mein Freund, das ist ein Redner, und wir, wir sind nichts als Comödianten.**

V.

Als man den P. Massillon fragte, welches seine beste Predigt sey, antwortete er: **Die ist es, die ich am besten weiß.**

Franciscus Joseph de Beaupoil, Marquis von Saint-Aulere, gest. 1742.

I.

Als der Marquis von Saint-Aulere in die Akademie zu kommen suchte, setzte sich Despreaux gewaltig darwider, und antwortete denen, die ihm vorstellten, daß man einem Manne von seinem Stande etwas nachsehen müßte: **Ich mache ihm seinen Adelsbrief nicht streitig; aber ich widerspreche ihm seine Titel auf dem Parnaß.** Da nun ein Akademiker darauf antwortete, daß der Herr de Saint-Aulere auch seine Titel auf dem Parnaß habe, weil er sehr artige Verse gemacht hätte, so antwortete ihm Boileau: **Nun gut, mein Herr, weil Sie seine Verse loben, so erweisen Sie mir die Ehre, und verachten die meinigen.**

II.

Der Marquis von Saint-Aulere, der in der französischen Akademie dem Herzoge von Trimouille antwortete, als er an die Stelle des Marschalls d'Estrees aufgenommen ward, sagte: „Es „ist meine Pflicht, die ehrwürdige Asche mit

„Thrä-

„Thränen zu benetzen, die sie ietzt mit Blumen „bestreuet haben. Der Unterschied des Opfers, „das wir ihm bringen, stehet mit unserm unter„schiedenen Alter im Verhältnisse.„

III.

Die Herzoginn von Maine fand sehr viel Geschmack an dem Marquis von Saint-Aulere, und hatte ihn an den Hof gebracht. Man belustigte sich daselbst bisweilen mit den kleinen witzigen Spielen, wo man Fragen aneinander thut, die man auf eine sinnreiche Art beantworten muß. Eines Tages schlug die Prinzessinn das Spiel vor, wo ein ieder sein Geheimniß der Person sagen muß, welche erwählt wird, sich es sagen zu lassen. Sie wollte dieses selbst thun, und der Marquis von Saint-Aulere, an den die Reihe fast zuletzt kam, brachte das seinige unterdessen in Verse, welche er als ein 90jähriger Mann der Prinzessinn, ohne sie zu beleidigen, sagen zu können glaubte. Er ward auch sehr wohl damit aufgenommen, und verdiente es, der feinen und ausgesuchten Wendung wegen, die er seinen Gedanken gegeben hatte. Hier sind die Verse:

La divinité qui s'amuse
A me demander un secret,
Si j'etois Apollon ne seroit pas ma Muse;
Elle seroit Thétis, & le jour finiroit.

„Die Göttinn, die sich ein Vergnügen „macht, mir mein Geheimniß abzufodern, „sollte nicht, wenn ich Apollo wäre, meine „Muse seyn; Thetis sollte sie seyn, und die „Nacht müßte einbrechen.„

IV.

Der Marquis von Saint-Aulere schickte, da er nahe an hundert Jahren war, ein Gedicht an die Herzoginn von Maine, welches diese dem Cardinal Fleuri zuschickte. Der Cardinal schrieb an die Herzoginn zurück, daß die Versification so schön und fließend sey, daß sie den neuern Poeten zum Muster dienen könnte. Ihr Schäfer, fährt er fort, und so nennt er den Saint-Aulere, Ihr Schäfer lebe demnach, so lange er schon gelebt hat; und wenn Sie iemand Anwartschaft auf ihn geben, so bitte ich Eure Hoheit, einen Mann nicht zu vergessen, der Ihren Schäfer in Prosa auffodert, daß er nicht mehr Ehrfurcht gegen Sie haben, und mit mehrerer Ergebenheit seyn könne.

V.

Der Marquis von Saint-Aulere schickte dem Cardinal Fleuri den königlichen Befehl zu seiner Pension, und legte ein Rondeau bey, in welchem er ihm meldet, daß der König ihm diese Pension nicht länger als bis in sein hundert und zwanzigstes Jahr bezahlen wolle.

Carl

Carl Castel de Saint-Pierre,

geb. in der Normandie, gest. 1743.

I.

Der Abt Saint-Pierre studirte mit dem Herrn Varignon zugleich im Collegio zu Caen. Varignon nahm ihn zu sich, und versprach ihm, sein Glück zu machen. Der Abt hatte 1800 Livres im Vermögen, und verschrieb davon dem Varignon 300 Livres. Diese geringe Summe war viel, in Ansehung des Vermögens des Abts, und auch viel in Ansehung der Bedürfnisse des Herrn Varignon. Der eine war zuvor reich, und der andere ward reich dadurch, daß er seinen Freund noch mehr bereicherte.

II.

Der Abt Saint-Pierre sagte: Die einzige Sache, die ein Minister zum Besten seiner Familie thun kann, ist, daß er in seinem Testamente sagt: Wenn ich dem Könige und dem Staate einige Dienste geleistet habe, so bitte ich, daß Ihro Majestät meiner Familie einige Erkenntlichkeit dafür erweise.

III.

Der Abt Saint-Pierre las die Rede, die er bey der Aufnahme in die Akademie zu halten hatte,

erst dem Herrn von Fontenelle vor, welcher ihm gerade zu sagte, daß er eine gewisse Stelle sehr platt fände: Gut, antwortete der Abt, desto ähnlicher wird sie mir seyn; und ließ die Stelle unverändert.

IV.

Der Herr von Fontenelle schrieb im J. 1740 an den Cardinal Fleuri, um ihm zum neuen Jahr zu gratuliren. Er wünschte ihm Glück zu dem Frieden, den er zwischen den Türken und Christen gestiftet hatte, und bat ihn, als einen vortrefflichen Arzt der Krankheiten bey ganzen Nationen, das Fieber zu stillen, das in Europa sich bey den Spaniern und Engeländern einzuschleichen anfienge. Der Cardinal antwortete ihm in eben dem scherzhaften Tone, daß die Potentaten nur etwas von dem ewigen Friedenselixir des Abts Saint-Pierre einnehmen dürften. Der Herr von Fontenelle zeigte diese Stelle dem Abte, welcher sich einbildete, daß der Cardinal sich seines Projects bedienen wollte, weßwegen er es ihm, nebst fünf Präliminarartickeln, zuschickte. Der Cardinal antwortete ihm darauf: Sie haben noch einen vergessen; daß man nemlich eine Anzahl Missionarien ausschicken müsse, welche die Herzen und Gemüther der contrahirenden Fürsten darzu vorbereiteten.

V. Ein

V.

Ein gewisser Minister nannte die Projecte des Abts Saint-Pierre: **Träume eines ehrlichen Mannes.**

VI.

Wenn der Abt Saint-Pierre Frauenzimmer sehr artig von nichts sprechen hörte, sagte er: **Ach! warum sprechen sie nicht lieber von meinen Büchern.**

Peter Franciscus Guyot Desfontaines,

geb. zu Rouen 1685, gest. 1745.

I.

Als der Abt Desfontaines sich gegen eine obrigkeitliche Person, die nicht die vortheilhaftesten Begriffe von ihm hatte, rechtfertigen wollte, antwortete diese: Wenn man auf alle Angeklagte hören wollte, so würde niemand Schuld haben. Wenn man auf alle Ankläger hören wollte, gab der Abt zur Antwort, so würde niemand unschuldig seyn.

II.

Der Abt Desfontaines gestand bisweilen, daß er ein Spötter sey. Wenn er von dem Briefe des Abts Cotin seine Meynung sagt, so spricht er: Es sind artige Dinge darinne; ich bin der Mann, der davon urtheilen kann, indem ich mich rühmen darf, daß ich mich ein wenig darauf verstehe, nach dem Sprichworte:

Marchand d'oignon se connoit en ciboule.

„Wer mit Zwiebeln handelt, versteht sich „auch auf den Knoblauch.„

III.

Man hat vorgegeben, daß die Erbitterung des Abts Desfontaines gegen die Akademie daher käme, daß diese die Vertheidigung des Racine nicht habe annehmen wollen, die dieser Kunstrichter gegen einige grammatische Anmerkungen des Abts Olivet aufgesetzt hatte.

IV.

Als der Abt Prevot die Uebersetzung der Briefe des Cicero an seine Freunde heraus gab, schickte er dem Abt Desfontaines ein Exemplar, der ihm zurück schrieb: Ich schätze ihre Uebersetzung hoch; ich werde daraus einen Auszug machen, wie es sich gehört; Sie werden mir vergeben, wenn ich einige kritische Anmerkungen dabey mache. Algier würde für Hunger umkommen, wenn es mit der ganzen Welt Friede hielte.

V. Der

V.

Der Abt Olivet sagt bey Gelegenheit der Streitigkeiten, die er mit dem Desfontaines hatte, sehr wohl: Ich erstaune, daß der Abt Desfontaines mir so zuwider ist; wir kommen doch einander gar nicht in den Weg: ich arbeite, um denen Todten Ehre zu erweisen; und er, um die Lebendigen herunter zu machen.

VI.

Der Abt Olivet, sagt Desfontaines, lobt bald, bald tadelt er, nicht allein eben denselben Schriftsteller, sondern auch eben dasselbe Werk; so daß nach zehn Jahren, in denen er sich beschäfftigt, uns die Alten zu schildern, er nichts weiter gethan, als daß er sich selbst geschildert hat.

Ende des zweyten Theils.

Verzeichniß

der in beyden Theilen vorkommenden Schriftsteller.

Die römische Zahl zeiget den Theil an.

Abeille II. 271
d' Ablancourt I. 158
Alexander II. 314
Amyot I. 41
Arnauld II. 66
d' Aubignac I. 238
d' Aubigne I. 73
d' Aucour II. 74

Baillet II. 197
Balzac I. 112
Baron II. 330
Basnage II. 303
Bautrū I. 162
Bayle II. 202
Beaupoil II. 370
Benserade II. 25
Bergerac I. 121
Bois-Robert I. 145
Bossuet II. 193
Bouhours II. 168
Bourdalsue II. 189
Boursault II. 158
Boyer II. 126
Brebeuf I. 141
Brueys II. 304
Budäus I. 1
Büssi (Rabütin) II. 59

Calprenede I. 156
Campistron II. 308
Camus I. 105
Carteſius I. 94
Caſaubonus I. 49
Caſſander II. 89
Chapelain I. 224
Chapelle I. 273
Chatelet I. 76
Chaulieu II. 285
Choiſi II. 315
le Cointe I. 253
Colletet I. 258
Corneille (Peter) I. 261
= = (Thomas) II. 214
Cotin I. 254
Cujacius I. 36

Dacier (Andreas) II. 296
= = (Anna) II. 279
Dancourt II. 318

Verzeichniß der Schriftſteller.

Danes I. 22
Dangeau II. 276
Desbarreaux I. 234
Deſcartes I. 94
Desfontaines II. 375
Deshoulieres II. 63
Deſmarets I. 236
Desportes I. 43
Deſpreaux II. 228
Dorat I. 54
Ducange II. 17
Duchatel I. 5
Dugvet II. 346
Dufreny II. 312
Dumoulin I. 13
Duperrier II. 38
Duperron I. 58

Etoile I. 102

Faber (le Fevre) I. 187
de la Fayette II. 56
Fenelon II. 266
Fleſchier II. 225
Fragvier II. 322
Furetiere II. 11

Gaſſendi I. 123
Godeau I. 189
Gombauld I. 168

Hardouin II. 343
d' Herbelot II. 93
Huetius II. 290

Jodelle I. 19

Lafontaine II. 77
Laſoſſe II. 211
Lainez II. 220
Laloubere II. 328
Launoi I. 246
Lefevre (Anna) II. 279
Lelong II. 294
Longverüe II. 300
Lully I. 281

Mabillon II. 209
Malebranche II. 262
Malezieux II. 321
Malherbe I. 65
de Marca I. 154
Marolles I. 243
Marot I. 3
Maſcaron II. 173
Maſſieu II. 302
Maſſillon II. 368
Maucroix II. 207
Maynard I. 80
Menage II. 40
Menetrier II. 196
Mezerai I. 256
le Moine I. 184
Moliere I. 193
Monnoye II. 278
Montagne I. 38
Morin I. 129
de la Motte II. 337
Muretus I. 28

Nicole II. 90

Palaprat II. 286

Paſcal

Verzeichniß der Schriftſteller.

Paſcal I. 150
Paſquier I. 50
Patrů I. 250
le Pays II. 23
Pechantre II. 212
Peireſcius I. 79
Peliſſon II. 47
Perrault II. 176
Perron I. 58
Petau I. 103
Peyrere I. 243
Pibrac I. 62
Poiſſon II. 20
Polignac II. 355
Poſtel I. 23
Pradon II. 114

Quillet I. 141
Quinaut II. 3

Rabelais I. 8
Racan I. 177
Racine II. 127
Ramus I. 91
Rapin I. 280
Regnard II. 217
Regnier I. 47
Renaudot II. 275
Riupeirous II. 201
Rollin II. 362
Ronſard I. 31
Rotrou I. 89
Rouſſeau II. 348
dů Ryer I. 126

Saint-Amand I. 139
Saint-Evremond II. 180
Saint-Pierre II. 373
de Sallo I. 175
Salmaſius I. 111
Santeuil II. 101
Sarraſin I. 117
Sauveur II. 270
Scaliger I. 44
Scarron I. 131
Scuderi (George) I. 169
= = (Magdal.) II. 150
de Segrais II. 165
Sevigne II. 94
Simon II. 257
Sirmond I. 100
Sorbiere I. 183
Sorlin I. 136
de la Sůze (Frau) I. 222

Thuanus I. 53
Triſtan I. 120
dů Trouſſet II. 335
Trůchet II. 324

Vaillant II. 199
de Valois (Heinrich) I. 241
Varillas II. 98
Vaugelas I. 91
le Vayer I. 185
Vertot II. 347
Viaud I. 61
de Villedieu (Frau) I. 256
Voiture I. 84

Nach-

Nachricht.

Indem der zweyte Theil der Anecdoten gedruckt ward, kam dem Verleger ein anderes französisches Werk in die Hände, das mit diesem viel Aehnlichkeit und Zusammenhang hat. Der Titel desselben ist: Querelles litteraires, ou Mémoires pour servir à l'Histoire des Révolutions de la République des Lettres, depuis Homere jusqu'à nos jours. Es gefiel dem Verleger, die Uebersetzung dieses Werks als eine Fortsetzung der Anecdoten drucken zu lassen, und mit den versprochenen selbst gesammleten Anecdoten zu warten, bis die vier Theile der gelehrten Streitigkeiten hinter einander heraus wären. Die Freunde gelehrter Merkwürdigkeiten werden in diesem neuen Werke gewiß eben so viel angenehmes und sonderbares finden, als in den vorhergegangenen Anecdoten. Vieles, was in den Anecdoten nur kurz berührt

rührt ward, wird in dem folgenden Werke ausführlicher erzählt werden. Man erspart sich die Mühe, hier einen ordentlichen Auszug davon zu geben, weil der erste Theil in wenig Wochen fertig seyn, und die Vorrede zu demselben den Plan des ganzen Werks enthalten wird. Auf ähnliche Art wird man, wenn die Uebersetzung zu Ende seyn wird, dieses Werk mit ein oder ein paar Theilen Anecdoten, versprochener maßen, und dann mit Erzählung der Streitigkeiten anderer Gelehrten fortsetzen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

C. J. Dani De fatis dedicationum librorum Kyperbalico Kiffano Alb
Videby. 1718. 9. 8 Sep
asmus Rolendan. fatt. d. Dänizin v. Ungern Maria e. Ein Frey zu Kl
edication d. Belgar für mentem gefällt fatt. mentulam!

Digitized by Google

Digitized by Google